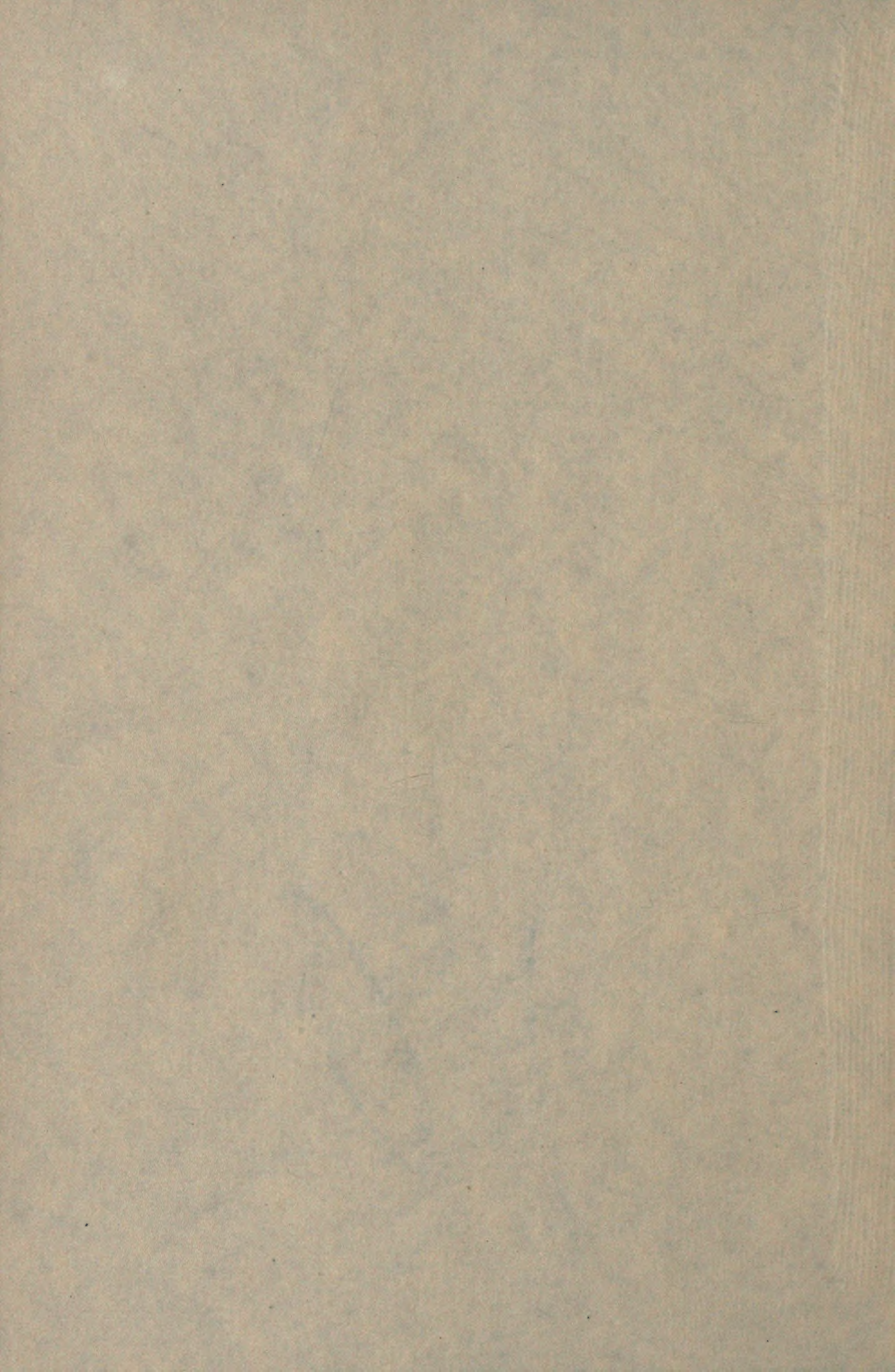
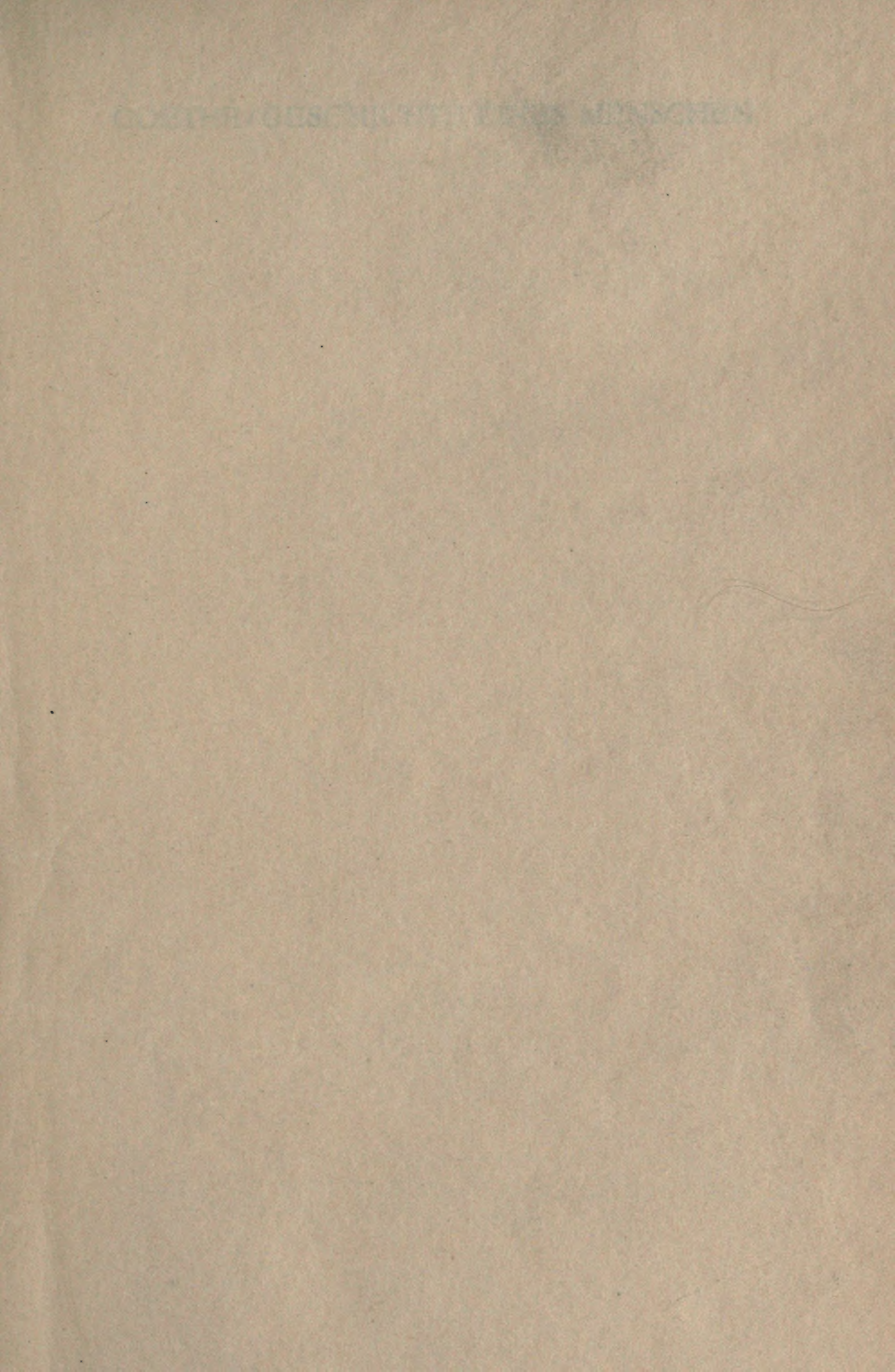
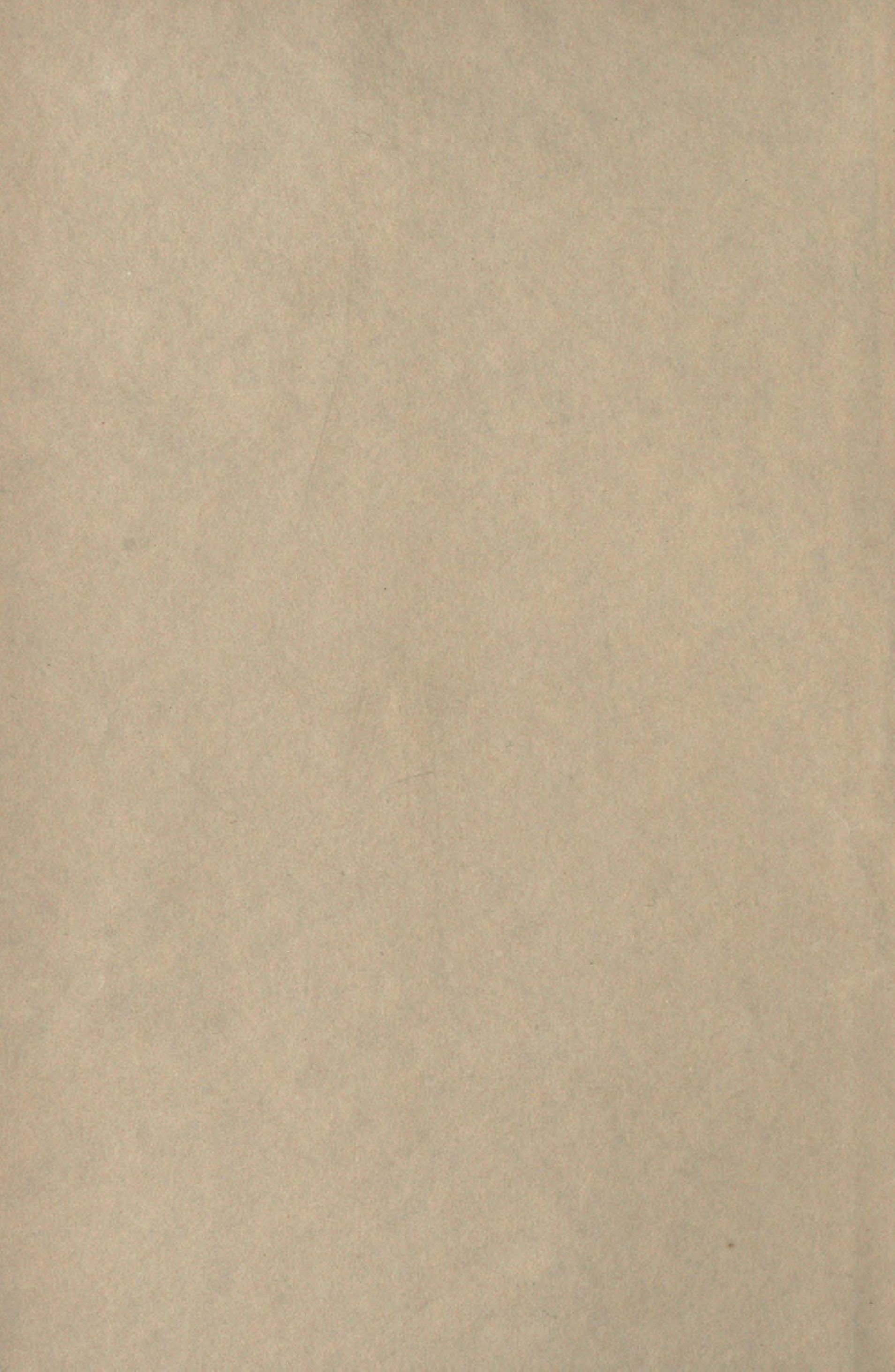
GOETHE

GESCHICHTE
EINES MENSCHEN







GOETHE / GESCHICHTE EINES MENSCHEN

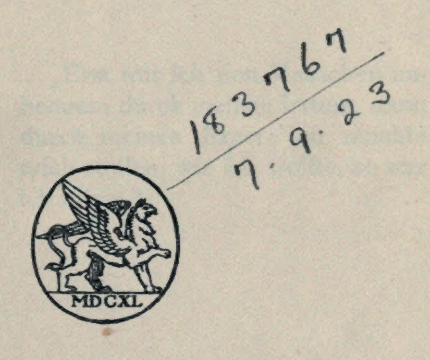
GOETHE

GESCHICHTE EINES MENSCHEN

VON

EMIL LUDWIG

ZWEITER BAND



J.G.COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER
STUTTGART UND BERLIN 1922

8.–12. AUFLAGE

ZWEITER BAND

E R D G E I S T

„Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrtum, dann durch meinen Ernst; ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.“

INHALT



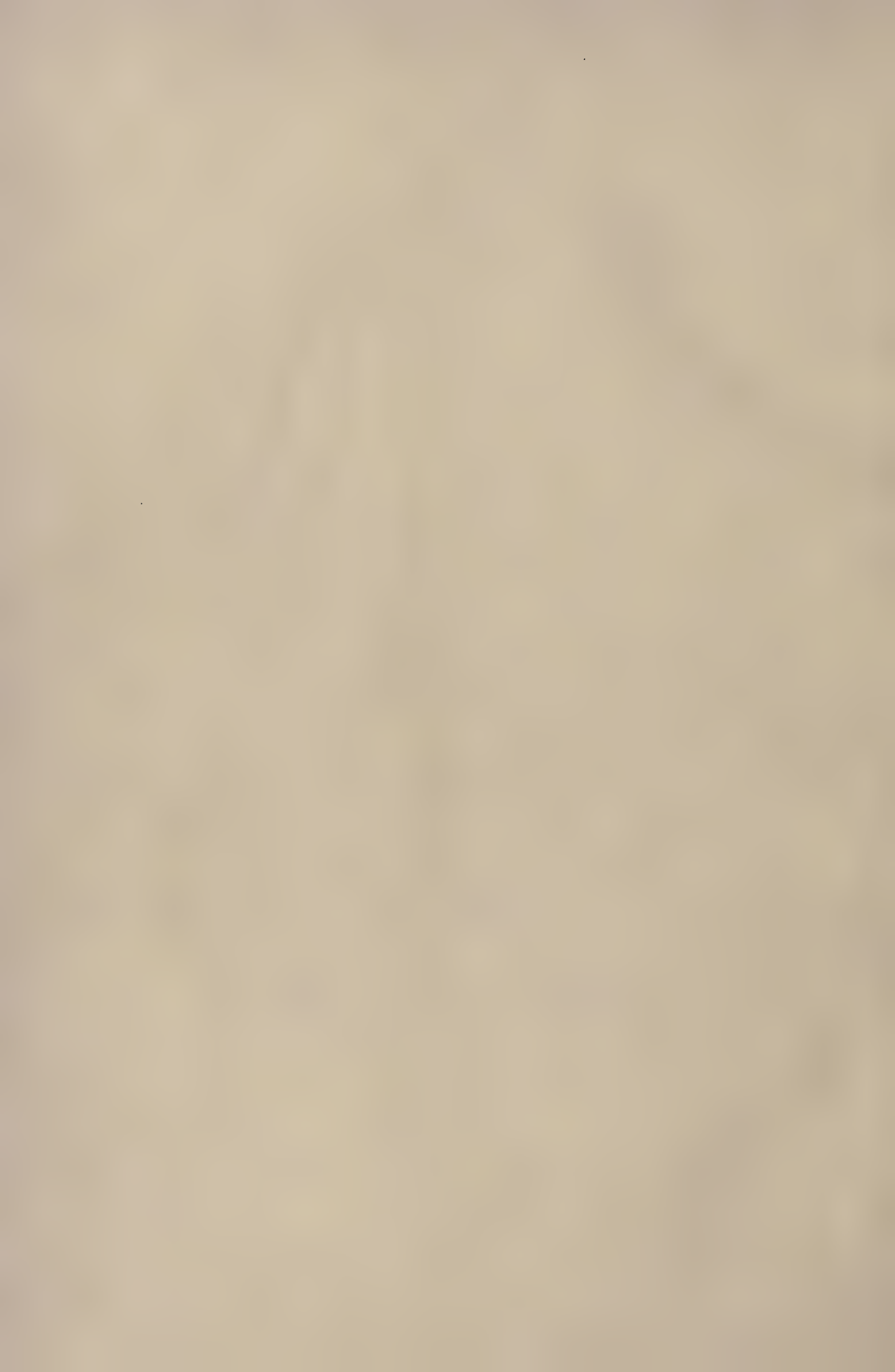
Siebentes Kapitel

FREIHEIT

„Wenn ihr an mich gedenkt, so denkt an mich als einen Glücklichen."



38jährig



In der Fensternische eines kühlen Saales steht halbangezogen ein junger Mann, Pantoffeln an den Füßen, denn mit Steinfliesen ist der Boden belegt, und den Nordländer im Süden schauert's leicht. Zwar, es ist beinah Frühling draußen, und die Mädchen, die er den Corso heraufkommen sieht, tragen schon Mandelzweige in Händen; auf hohen Hacken wippen sie vorbei, sie lachen hinauf ins Fenster, dessen einen Laden er eben nur halb geöffnet hat, denn es ist noch früh und am Corso schlafen die Leute lange, sie haben Geld oder tun doch so. Vielleicht lachen sie auch über seinen unfrisierten Kopf oder über den Ernst seiner forschenden Augen. Wie alt mag er sein? Die Bartlosen haben's leicht, auf die Entfernung zu betrügen, doch dieser da scheint früh gefurchte Züge kaum zu verhehlen. Ist es ein Fremder? Zwar die Augen scheinen groß und dunkel, als hätten sie hier, als hätten sie zuerst in Rom die Welt erblickt, aber die Nase . . und übrigens, ein Römer steht nicht um Sieben am Fenster. Ist es nicht doch ein armer deutscher Maler? Wie er schaut, möchte man's glauben: als ob er einen zeichnen wollte.

Und wie die Mädchen über den Fremden am Fenster meditieren, statt mit ihm zu kokettieren, so betrachtet er sie nur schärfer, nur vielfältiger: Teint und Gesichtsschnitt, Gang und Haltung der Arme, Farbe der Schürzen und Form der Hauben — doch zugleich erfaßt er die Auf-

zäumung des Pferdes, das eben einen Wagen Fässer vorbeizieht, Formung der Fässer, Miene des Kutschers. Zugleich, daß heute der Wind von der Porta del Popolo herüberweht, anders als die letzten Tage, und er fragt sich, warum.

Indem er sich gedankenvoll zum Saale zurückwendet, fällt sein liebend forschender Blick auf die kleinen Töpfe, in die er Samen und Kerne gepflanzt hat, auf den kleinen Dattelbaum, den er aufziehen will. Wieder vertieft er sich in Stellung, Länge, Ordnung der Blätter: dort steckt ein Geheimnis. Er geht zur andern Wand, um nachzuprüfen, wie ihm die gestrige Skizze aus Via Appia gelungen sei: hat es noch Sinn, es weiter zu treiben? Alles ist richtig, nur Handschrift fehlt diesen Blättern. Warum hat da drüben jede Skizze von Tischbein Handschrift? An die Arbeit! und er seufzt ein wenig, will zurück in sein kleines Zimmer, wo Egmont wartet, dem allemal eine Morgenstunde gewidmet ist, denn man ist besser schon bei der Arbeit, wenn die Freunde aufstehen, sonst gibt es wieder endlose Debatten. Was Moritz immer gegen Michelangelo vorbringt! Freilich, diese da —

Unter der Tür bleibt er stehen. Hochaufgehoben, daß ihre stilisierte Frisur die leichtgemalte Decke berührt, ruht auf einem Sockel die Gipsmaske jener Juno, der undurchdringlichen, „wie ein Gesang Homers". Lange schweigt sein Blick in ihren wachenden Zügen. Dann wendet er sich zu ihrer schlafenden Nachbarin, Medusa, die zwischen Tod und Wollust zu erbeben scheint. Ah, wo ist die Farbe des Marmors! Soll man wirklich all diesen Gips nach Hause schleppen? In der Seele lebt das heilige Original.

Wie er dann in seiner Kammer vor Egmonts vergilbten Blättern sitzt, deren erste vor einem Jahrzehnte die

klare schnelle Jünglingshand überflog, und wie er die nächsten ergreift, die er in den ersten Weimarer Jahren geschrieben — mit einem Male fühlt er sich in seine Dachkammer, ins Vaterhaus versetzt — dann wieder in die grüne kleine Stube des Gartenhauses am Schloßpark — und seine ganze Existenz, führerlos traumwandelnd und dennoch sicher schreitend, erscheint ihm plötzlich wieder, als stände sie nur in seinen Phantasien, als wäre sie aus Wilhelm Meister. Fester hält er sich an diese alten Blätter, die er nun umwandeln und neu beenden soll, an diese treu schweigenden Begleiter seiner Bahn, die einzigen Zeugen, daß alles dies nicht ein Traum gewesen.

Steht diese Kammer wirklich am Corso in Rom? Ist es Roms Sonne, die das Blatt beleuchtet? Und wenn er dann ausgehen wird, braucht er sich nur nach links zu wenden und blickt in einer halben Stunde vom Kapitol? Und doch sitzt man wie ehedem an seinen Stuhl genagelt, bildend, schreibend, weil Göschen in Leipzig den vierten Band setzen will und Herder in Weimar bald die Handschrift fordern wird, um Korrektur zu lesen.

Leipzig und Weimar? Nicht wie ehedem! Damals, in der Dachstube am Frankfurter Hirschgraben, als Egmonts Schatten zu ihm kam, fielen die Skizzen auf die Bogen — zu welchem Ende, für welchen Hörer wußte er nicht, und kein Verleger wartete. Und eben, als er's angefangen, rief ihn ein junger Herzog zu sich in eine kleine fremde Stadt nach Thüringen, er folgte, packte die Blätter zusammen, vergaß sie lange. Wie fern das ist — ferner im Grunde als die Zeiten am Hirschgraben! Da war Lili noch da, das hold quälende Wesen, da sorgten Vater und Schwager am Ende für die Akten, wenn man nach Offenbach hinausfuhr, Lustfahrten gab es, Eisläufe und Musik, Freiheit . . In Weimar

aber? „Lieber tot sein, als noch einmal leben wie diese letzten Jahre!“

Wie ferne sie sind, die Freundin, der Freund! Denkt nicht am Ende doch jeder erst an sich? Bewegen Charlotte Stolz und Eifersucht nicht heftiger als Liebe und Freundschaft? Fesselt den Herzog sein Kriegsspiel nicht lebhafter als seines Freundes Bildung? „Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt . . Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wäre ich rein zu Grunde gegangen und zu allem unfähig geworden.“ Freiheit! Ist es Freiheit allein, die er in Rom genießt? Und ist es überhaupt Genuß, was ihn erfüllt?

Seit seiner Flucht aus Karlsbad an jenem Septembermorgen war Goethe nach Rom mehr geeilt als gereist: 56 Tage, und der Kurier braucht 16; dennoch wurde halb Oberitalien angesehen und manches in der Mitte. Unwiderstehlich treibt ihn ein Vorgefühl, drängt ihn ein Zwang vorwärts: als könnte ihm das lange vor den Sinnen schwebende Ziel zuletzt noch entrissen werden. Diese reiche zweimonatige Hinreise läuft wie eine über dem Orgelpunkte Rom aufgebaute Melodie, in raschem Crescendo Ton und Tempo steigernd. Ein höchst nervöser Geist ist es, der da seine Fesseln löst, um Freiheit zu erlangen, und sieht man den nach Süden Reisenden die abnehmenden Breitengrade zählen, so mag man an so erregten Zeichen den Druck nachprüfen, der auf ihm lastete. Hier ist Goethe am ersten Tage jenseits der Alpen:

„Man glaubt wieder einmal an einen Gott — ruft er in Trient aus. Es ist mir, als wenn ich hier geboren und er-

zogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfang zurückkäme. Alles ist mir willkommen . . Wenn das alles jemand läse, der im Mittag wohnte, vom Mittag käme, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich da schreibe, hab' ich lange gewußt, seitdem ich . . unter einem bösen Himmel leide, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturwohltat immer genießen sollten . . Mir ist's wie einem Kinde, das erst wieder leben lernen muß . . Wie froh bin ich, daß die geliebte Sprache nun die Sprache des Gebrauches wird . . Herder hat wohl Recht zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe.“

Kehrt nicht so ein lange Verbannter in seine Heimat wieder? Es sind Goethes erste Worte in Italien: ergreifende Zeichen des Wiedersehens beim ersten Anblick eines Niegesehenen! Ungläubig wie ein Gefangener nach der Befreiung staunt Goethe, der doch zweimal in der Schweiz war, Blau und Schnee der Berge auf dem Brenner an und ruft in der Erinnerung an jene andern Stunden auf dem Gotthard, von wo er zweimal umkehrte: er glaub' es nicht eher, als bis er drüben sei. Was andern Menschen gemein und leicht sei, werde ihm sauer gemacht. Alles Übel scheint ihm nordwärts abzuklingen, Wolken und Nebel, die in diesen Tagen zufällig nordwärts ziehen, scheinen ihm immerdar wie heute alles Trübe und Kalte in seine Heimat zu tragen.

Ohne Namen zu reisen, freut ihn wie neue Jugend; Birnen auf der Straße zu essen, mit den Leuten zu reden, die ihm begegnen, von jedem Bettler auf den Weg gewiesen zu werden, ist ihm Lust. Mit Mantelsack und Ranzen ist er abgereist, eine Weste mit Ärmeln und einen Überrock kann er nach Wind und Wetter einrichten. In

Verona kleidet er sich nach Art des Mittelstandes ein, lernt diesen Leuten Gang und Art ab, dann zieht er leinene Unterstrümpfe an, um noch eine Stufe herunterzurücken, spielt auf dem Markte von Vicenza mit den Kindern, studiert, indem er dies Volk zu erfassen sucht, Volk als solches, wie ehedem auf seinen heimlichen Fahrten in den Harz, sucht Märkte auf, läßt Paläste liegen und überschätzt bewußt diese Nation: man müsse nur die Kinder sehn und die gemeinen Leute! Ein solches Vorgefühl sieht er vom Klima auch auf die Armut ausgehen und noch den Schatten des Volkes respektabel machen. Zugleich freut ihn, ohne Diener zu leben, nach langem hockenden und schleichenden Leben wieder zu laufen. Nach einer Woche schon fühlt er größere Elastizität des Geistes, denn Bedientwerden mache vor der Zeit alt und unfähig; jetzt muß er sich „um den Geldkurs bekümmern, wechseln, bezahlen, notieren, dir schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und diktierte".

Nie wieder ist Goethe in seinen zwei italienischen Jahren so heiter wie in diesen ersten zwei Monaten, jetzt gleicht er einem Prinzen, der seinem Hofmeister entlaufen ist, um auf dem Wege, statt der fürstlichen Base, die er heiraten soll, die lang erträumte, fremdländische Geliebte bald zu umfangen. Nur dieser Anfang der Reise hat etwas vom Abenteuer: spät genießt Goethe die Rolle des fahrenden Schülers, Trauben und Feigen, unter blauem Himmel den warmen Herbst, Sprache und Volk.

Doch zugleich beginnt er auch da zu lernen, wo er nur so vorüberstreift. Warum, fragt er sich, sehen die Leute gegen den Gardasee hin schlechter aus als nördlich vom Brenner — und schließt auf ihre andere Art, Polenta zu essen. Was kostet die Pacht für einen Bogen in der Arena?

fragt er die Handwerker in Verona, die da drinnen ihre Werkstatt halten, und aus Venedig schreibt er schon in seiner alten Art, er verliere keine Stunde und bleibe nicht länger aus als nötig. Hier ist er — vier Wochen nach der Abfahrt — schon wieder glücklich, einen Diener zu finden, schlürft alle Vorteile, die dem Reisenden aus der Hilfe eines Eingeborenen erstehen, und daß er nun immer den kürzesten Weg um den geringsten Preis nehmen kann, gibt ihm gewohnte Ruhe wieder. Ist er vielleicht nicht mehr jung genug, so zu leben, wie er's diese vier Wochen von Herzen versuchte?

Sehr bald fängt er wieder an, statt zu wechseln und zu zahlen, doch lieber wie früher zu denken, zu wollen, zu sinnen, zu befehlen, auch beunruhigt ihn Venedig rasch, nach zwei Wochen ist er froh, fortzukommen. Stärker wirkt mit jedem Breitengrade die Kraft des großen Magneten. Durch Ferrara fegt er, von Bologna aus möchte er am liebsten durchreisen, buchstäblich rast er mit dreistündigem Aufenthalte durch Florenz, schläft dann die letzten zwei Nächte angekleidet, reist vor Tage von der Herberge ab, und: „Morgen Abend in Rom. Nachher hab ich nichts mehr zu wünschen, als dich und die wenigen Meinigen gesund wiederzusehn.“ Aber erst unter der Porta del Popolo „war ich mir gewiß, Rom zu haben . . Das Gesetz und die Propheten sind nun erfüllt, und ich habe Ruhe vor den römischen Gespenstern auf Zeitlebens . . Ich fange nun erst an zu leben . . Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt.“

Diese rasche Reise zeigt die Ungeduld eines jungen Mannes an, der sich der Erfüllung eines Liebeswunsches nähert, sicher seines Sieges und doch in den letzten Stunden durch Zweifel die Vorfreude steigernd. Wie be-

täubt, weder genießend noch schauend sinkt Goethe am Ende dieses Weges auf ein Lager, von dem Gedanken erlöst: nun hat er Rom, dies Eine kann ihm niemand mehr nehmen! Und völlig wie einer, dessen Nerven vor allem den ersten Schritt auf römischen Boden erwünschten, sagt er nach dem ersten Tage nur sachlich und kühl, er habe Sankt Peter und „die wichtigsten Ruinen“ gesehen.

Denn hier und jetzt wie überall und immer schwebt Goethes Schritten seine Ahnung voraus. Zum inneren Bilde, das er im Herzen trägt, kann ihm durch Welt und Dichtung nur Bestätigung kommen, doch auch an großen Gefühlen kann diese Seele draußen nichts erleben, was nicht lange vorgefühlt in ihr ruhte. Auf Taten, Landschaften, Reisen könnte Goethe verzichten, wenn er dem Genius allein vertraute; sein Dämon aber treibt ihn immer wieder an, sich in Verwirrungen, Realitäten, Fernen zu verlieren, mit seinem Leib und Leben nachzuprüfen, durchzukosten, was er vorahnt. Er, dessen innere Gesichte die Bilder der Welt übertreffen, braucht äußere Gesichte für sein ewig neubegieriges, forschendes Auge, um mit Beobachtungen die Ideen gleichsam zu ernähren. Noch immer ist er der übersinnliche sinnliche Freier, auch wenn er um Italien wirbt.

Hier wird er nichts lernen, was er hier zu lernen nicht voraus gewußt hat, wenig genießen, was er nicht erwartet. Einen Reiz des Reisens wie des Lebens, manchem der größte: Überraschung muß Goethe ganz entbehren. Wo andere Reisende in Erregung geraten, fühlt er sich beruhigt, denn was er sieht, ist ihm Bestätigung. Dies aber war es ja grade, was seine unruhvolle Natur erstrebte, als sie ihn in das Land der Kunst, der Freiheit und des Südens

entbot: Ruhe der Seele, Sicherung geistigen Besitzes. Nicht weil er viel über Italien gelesen hat, fühlt er sich hier zu Hause: er las nur immer, weil er hier zu Hause war. Nun schlagen die Ringe zusammen.

Schon in Venedig fühlt er sich weniger begeistert als erleichtert, „daß Venedig kein bloßes Wort mehr für mich ist, ein Name, der mich, der ich von jeher ein Todfeind von Wortschällen gewesen bin, so oft geängstigt hat". Die erste Gondel, deren Modell einst der Vater dem Knaben zeigte, begrüßt er wie einen Jugendeindruck. In den letzten Jahren hat er keine lateinischen Autoren mehr vertragen, noch zuletzt hat ihn Wielands Übersetzung der Satiren höchst unglücklich gemacht, nur zwei hat er gelesen, „und war schon wie toll . . Denn ich komme mit der historischen Kenntnis nicht näher, die Gegenstände standen gleichsam nur eine Handbreit von mir ab, waren aber durch eine undurchdringliche Mauer von mir abgesondert. Denn es ist mir wirklich auch jetzt so, nicht als ob ich die Dinge sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe." Ganz so klingt es am ersten Tage aus Rom: „Es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu." Lebendigkeit sei in alte Ideen gefahren, und in Neapel fügt er hinzu: „Welch ein früh wissendes und spät übendes Geschöpf ist doch der Mensch!"

Doch auch diese Bestätigungen erscheinen ihm oft als verspätet, ein kluger Engländer hätte ihn — klagt er — als Vater rascher erzogen, daß er sich nicht alles allein erobern müßte. Alles rücke auf einmal in ihm herauf, „warum nicht früher! warum nicht wohlfeiler!" Manche Schicksale wären dann linder gefallen. Plötzlich biegt er in den Glauben an seine Gesetze zurück: er hätte dies nicht eher, nicht ein halb Jahr früher wünschen dürfen.

Nur Eines weiß er nicht voraus, den Ausgang; er ahnt

ihn wohl, doch noch nach Monaten erschüttert ihn der dämonische Gedanke des großen Wagnisses: „Ich habe nur Eine Existenz, diese habe ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetz ich dir tausendfältig, was zu ersetzen ist. Komm ich um, so komm ich um, ich war ohnedies zu nichts mehr nütze."

Natur, Geist, Glück ruft er an als heilende Führer. Das Glück hat Goethe in Italien wenig zugetragen, seine Natur wurde hier weniger fruchtbar als durch Bezähmung unschädlich, nur der Geist hat ihm Unermeßliches geschenkt. Mehr aber schuldet er der Freiheit, deren er hier zwei Jahre lang genießt, nachdem er 15 Jahre lang erst durch Beruf und Familie, dann durch Freundschaft und Rücksicht, schließlich durch Staat, Hof und Pflichten, zugleich meistens durch Frauen und immer durch Produktion gebunden war. Als ein Gelehrter ohne Rang und Namen, ein deutscher Liebhaber der Schönen Künste, ohne Pflichten und Frauen, ohne Gesellschaft, fast ohne Produktion, vor allem ohne Vergangenheit: so lebt Goethe lange in der großen fremden Stadt, einzig um sich auszubilden, bevor er Vierzig wird.

Denn dies ist der Sinn seiner Reise: als ein Lernender lebt Goethe in Italien, nicht als Genießender, und so bleibt die Grundstimmung seiner Seele auch in dem heiteren Lande ganz ernst. Auf einem großen beruhigten Gemälde faßt der Maler Tischbein diese Stimmung gut, indem er einen gelagerten Wanderer auf den Trümmern erstarrter Kulturen über Vergänglichkeiten meditieren läßt. Nur der

romantische Mitklang des Bildes wirkt ungoethisch: Klarheit um jeden Preis sucht dieser Geist am Ausgang der Dreißig, Wahrheit in Kunst und Natur. Niemals war sein Auge schärfer, sein Blick greifender als in Italien, niemals war Goethe unlyrischer gestimmt als in dem Jahrzehnte, das nun anhebt. Künstlich erhält er sich nüchtern, lebt diät und ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele fänden, sondern die Seele erhöhten: denn nur im letzten Falle sei man dem Irrtum weniger ausgesetzt.

„Meine Übung, alle Dinge wie sie sind zu sehen und zu lesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention machen mich hier im Stillen glücklich . . Was mich am tiefsten freut, ist die Wirkung, die ich schon in meiner Seele fühle: es ist eine innre Solidität, mit der der Geist gleichsam gestempelt wird; Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude . . Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahr und drüber alt ist . . so wird man Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals . . So steigt der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe, doch ist's Anstrengung statt Genusses . . Ich dachte wohl, hier was zu lernen, daß ich aber so weit in die Schule zurückgehn, daß ich so viel lernen müßte, dacht' ich nicht . . Schon habe ich viel in meinem Innren gewonnen . . und bin um vieles freier. Täglich werf' ich eine neue Schale ab und hoffe als ein Mensch wiederzukehren . . Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundne, nur daß ich's genießen lerne, das ist alles, warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten lasse."

Eine immer lernende, selten gestaltende, noch seltener genießende Grundstimmung, die die ganze Reise beherrscht, wird aus diesen Konfessionen seiner ersten römischen

Monate kund. Denn selbst in Neapel, einer Hauptstadt des Rokoko, das auch manchen schweren Deutschen in leichtere Welt zu verführen weiß, bleibt er der Nämliche, „nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große große Augen .. Jedermann lebt (hier) in einer Art von trunkner Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dacht' ich: entweder du warst sonst toll, oder du bist es jetzt .. Eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen .. In so großer Gesellschaft und Bewegung fühl' ich mich erst recht still und einsam; je mehr die Straßen toben, desto ruhiger werd' ich .. Reisen lern' ich wohl auf dieser Reise; ob ich leben lerne, weiß ich nicht. Die Menschen, die es zu verstehen scheinen, sind in Art und Wesen zu sehr von mir verschieden, als daß ich auf dieses Talent sollte Anspruch machen können."

So ist es kein Opfer an den Genius, es ist nur seine Natur, daß Goethe diese Freiheit nutzt, um zu lernen. Damals konnte dafür keine Stätte reicher sein als Rom. Nur kurze Zeit verwirrt es diesen großen Dilettanten, der sich im Flimmern der ersten vielfältigen Eindrücke bis an den romreisenden Vater und an alle Provinzen seines Autodidaktentums erinnert fühlt. Hier sieht er, was er falsch weiß oder halb, erkennt, was sich verbinden ließe, und erst jetzt baut sein ordnender Sinn sich einen Plan zu dieser Reise, die er wie eine abenteuerliche Flucht begann. Jetzt erklärt er, noch ein Jahr und länger zu brauchen, um diese Gegenstände zu fassen, die ihn zwar nicht erstaunen machen, doch die er durchaus studieren muß. In das lockere Gestänge der begonnenen Improvisationen baut er nachträglich Pfeiler und Bogen, um auch aus dieser Reise ein Werk

zu machen, für sich, nicht für die Darstellung, und wie er Rom sich in Sektoren der Bildung teilt, um es allmählich zu beherrschen, so empfindet er später seine Fahrt nach Sizilien als Mittel, dem Ganzen eine Gestalt zu geben, denn in Neapel hätte die Reise zu stumpf aufgehört.

War Goethes Auge im Gleichmaß heimatlicher Tage das zentrale Organ, das seinen Geist ernährte, vollends muß es der Herr auf Reisen sein, wo jeder sehend prüfen will. Gegenwart wird in diesen Jahren sein liebstes Wort, um sinnliche Eindrücke ist es ihm zu tun, die Bilder und Bücher ihm nicht geben können, den beobachtenden Geist will er versuchen, Helle des Auges, Geschwindigkeit des Fassens, „und ob die Falten, die sich in mein Gemüt geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind .. Ich bin den ganzen Tag in einem Gespräch mit den Dingen .. Ich will die Augen auftun, bescheiden sehen und abwarten, was sich mir in der Seele bildet .. Alle Wege bahnen sich vor mir, weil ich in der Demut wandle."

Dennoch bringt er das Grundgesetz seines Sehens in der Seele mit: Goethe sieht immer das Werden der Dinge. Auch hier, wo alles ihn auffordert, das Gegenwärtige zu genießen, erforscht er statt dessen Entwickelungen. Rom, sagt er, behandle er in seiner alten Manier wie die Natur, und indem er sich dadurch den Genuß des Ruhenden, des Gewordenen schwächt oder ihn auslöscht, schafft er sich den tieferen, kälteren des Strebenden, Werdenden. Berge und Feldbau, Säulenordnungen und Fuhrwerke, alle Dinge ergreift er in ihrer Genealogie.

Ist er beim Eintritt in die Tempel von Pästum von der Last dieser stumpfen Säulen enttäuscht, nach einer Stunde empfindet er sie vertraut in Gedanken an Zeiten, deren Geiste solche Bauart gemäß war. Statt in Venedig

romantisch zu rhapsodieren, erklärt er sich aus Entstehung und Lage die Gesetze dieser Stadt. Nicht als Curiosum der Mode erscheint ihm die Tracht der Oberitaliener, sondern notwendig bei Leuten, die nicht sehr sauber sind, sich aber öffentlich viel zu zeigen wünschen. In Verona sieht er die Arena unter den Plänen und Händen des Baumeisters zu dem Zwecke erstehen, einer großen Menge Zuschauer Plätze zu schaffen, und aus dem rätselvollen Verschlossensein eines Tors am Corso folgert er durchkreuzte Absichten eines Architekten, der neue Anlagen plante. Überall wird der reisende Goethe produktiv, indem er, was er sieht, aufs neue zu erschaffen scheint. Selbst den Jahrtausenden des Apennin wüßte er eine andere Gestalt zu geben: bei geringerer Höhe wären sie dem Einfluß des Meeres besser ausgesetzt und somit landschaftlich schöner geworden!

Ja, er genießt grade diese Art, die Dinge in ihrem Entstehen zu erkennen, und bedauert, niemand bei sich zu haben, „dem ich meine wachsenden Kenntnisse unterwegs mitteilen könnte, denn zuletzt verschlingt das Resultat die Annehmlichkeiten des Werdens, wie die Herberge abends die Mühe und Freude des Weges verschlingt".

Was Goethes Auge in Italien sieht, sind vor allem mehr Dinge als Menschen — zuletzt hatte er mehr Menschen als Dinge ertragen müssen —, weshalb er denn als Dichter viele Bilder und noch mehr Formen, kaum aber Stoffe, noch weniger Vorbilder zu neuen Gestalten nach Hause mitbringt. War er in den letzten Jahren mehr Dichter als Staatsmann, mehr Forscher als Dichter, so erhält sich diese Klimax auf der Reise. Klar erweist sich seine innere Abkehr von den Geschäften, die ihn so schwer belasteten, in dieser Stumpfheit gegen Staat und Politik in

Italien: sie wirkt wie der Trotz eines heimverlangenden Künstlers.

Freiheit der Bewegung, Namenlosigkeit stärken seine demokratischen Gefühle. Als herrliches Monument, nicht eines Befehlenden, sondern eines Volkes bewundert er die Republik Venedig. Stärker empfindet er den sozialen Widersinn der kleinen Souveräne Deutschlands, wenn er hier im Süden den freieren Umgang der Klassen betrachtet. Doch in Rom interessiert ihn weder Originalität noch Korruption des Kirchenstaates, sogar sein Spott darüber wird nur ein oder zwei Male laut.

Eher fesseln ihn zuweilen Details der Verwaltung, weil hier der sinnliche Geist sich mit seinen Erfahrungen zu Vorschlägen vereint: für Venedigs Reinigung entwirft er einen Plan, findet einen Fehler im Anstreichen der Kirchen, er rühmt eine exakte, dem Reisenden unbequeme Dogana, bemerkt sich eine Straßenschüttung der Chausseen von Ferrara zur Nachahmung in Weimar — dies bleibt der einzige Punkt, worin er Tassos Stadt mit Goethes Stadt vergleicht! — und nach sechs Zeilen über Florenz folgen Seiten über Feldbestellung, Fruchtfolge, Abstand der Weizenreihen, Dünger in der Florentiner Gegend. Dennoch wird, vor so geringen Erinnerungen an ein Jahrzehnt praktischer Tages-Arbeit, deutlich, wie ihm dies alles zuletzt nur noch Pflicht war.

Als Forscher dagegen wirkt er in allen Epochen der Reise mit natürlicher Leidenschaft. Liebe zur Wahrheit überwächst Liebe zum Schönen, Schauen will sich in Sehen verwandeln, um wieder Schauen zu werden, Natur wird Rettung aus den Verwirrungen des Dämon. Goethes Natur-

forschung in Italien enthält das reinste Symbol seiner auf das Lebendige nur immer stärker drängenden Entwickelung. Hier, wo ihn Kunst erwartet, die er nur hier finden kann, wendet er die Hälfte seiner Zeit und Kräfte auf Natur, die er grundsätzlich auch zu Hause findet, und wie um den Gesetzen der Entwickelung noch enger vertraut zu werden, wendet er sich immer entschlossener vom Stein zur Pflanze. Es ist, als bliebe ihm der Norden ein Gleichnis des Starren, der Süden erst entwirkte sich vor ihm zu sprossender Entfaltung.

Aus den Etappen der Reise ist es abzulesen. Am dritten Tage möchte er noch ein Stück Quarz mit Jaspis vermischt nach Rom mitnehmen, um es später nach Weimar zu bringen, und bis auf den Brenner studiert er das Gestein. Dann fesseln ihn im Übergange Wolken- und Windbildungen, und eine ganze originale Wettertheorie, die sich im Umriß später bewährt hat, wird von dem Vorgefühle der Seele getragen, alles Dunkle und Schwere strebe nach Norden. Findet er später vereinzelt montane Erkenntnisse wieder, so ist's doch nur Gelegenheit, vulkanisches Gestein, das er in Thüringen studiert hat, nun am Vesuv noch in Bewegung zu sehen.

Doch schon am Lido forscht er dem saftigen zähen Wesen der Strandpflanzen nach, findet neue Ursachen, es wird ihm wohl, daß dies alles nun Welt und Natur werde und aufhöre, Kabinett zu sein. Goethe zieht niemals aus, um zu entdecken: er sieht und entdeckt. Dennoch trägt und leitet ihn auch hier das Vorgefühl des Gesetzes. Alles war in ihm, was er außer sich findet. Eigentlich — sagt er in seinen Lava-Studien zum ersten Male — sollte er den Rest seines Lebens auf Beobachtung wenden, manches wäre für ihn aufzufinden; von Süditalien aus, wo neue

Pflanzen und Fische vor sein Auge treten, fühlt er sich versucht, nach Indien zu gehen, „nicht um etwas Neues zu entdecken, sondern um das Entdeckte auf meine Art anzusehen. Wie ich es oft voraussagte, habe ich es gefunden, daß hier alles aufgeschlossener und entwickelter ist. Manches, was ich bei uns vermutete und mit dem Mikroskop suchte, sehe ich hier mit bloßem Auge als eine zweifellose Gewißheit." Dies Wort ist ein Gleichnis der ganzen Reise.

Indem Goethes Seele sich immer mehr in Selbstbeobachtung vertieft, indem er sich mit sich selbst zu verbinden, zu vereinfachen strebt, trägt er dies aus der eigenen Objektivation gewonnene Gesetz in die Natur zurück, aus der er stammt: so bleibt er auch als Naturforscher Psycholog. Nie hat sich das biogenetische Grundgesetz in einem Menschen tiefer bewährt. Das Pflanzenreich rast in mir, schrieb er kurz vor der Flucht. Nun findet er das Gesetz, dem seine Seele nachjagte, außer sich, ohne es eigentlich zu suchen: in Padua und Palermo tritt ihm an der Palme die Idee der Urpflanze entgegen. Er fühlt sich „dem Geheimnis der Pflanzenzeugung .. ganz nahe und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann .. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, über welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen .. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen."

Zehn Jahre später nennt er die Zeit dieses Findens die schönsten Augenblicke seines Lebens, und wieder zwanzig Jahre später, lange nach Abschluß seiner Morphologie, läßt er die glühenden Worte nachklingen: „Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur auf-

zufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.“ Jetzt hindert ihn das Studium Roms, seine Gedanken auszuarbeiten, und so nimmt er — ganz Autodidakt — überall, aus Gärten und Feldern, auf Spazierfahrten, Pflanzen mit, wie er sie grade findet, „glücklich in dem, was meines Vaters ist“.

In Sizilien gibt er sogar Syrakus auf, um, durchs Land fahrend, lieber das Korn zu sehen, von dem die Insel ihren Beinamen hat. Raffaels Schädel bezeichnet er, heiter cynisch wie ein Naturforscher, als einen trefflichen Knochenbau, in dem eine schöne Seele bequem spazieren könnte. Als ihn die Freunde in Neapel am Genuß eines Glases voll Wasser hindern wollen, weil Insekten drin schwimmen, trinkt er ruhig, denn wir äßen ja auch Krebse und Aale, diese kleinen Tiere würden ihm nichts tun, vielleicht ihn nähren. So groß ist Goethes Andacht vor der Natur. Mißtrauisch blickt er aus solchem Tageslicht in die Dämmerung der mystischen Dinge.

Diese unromantisch hellsichtige Art wird nirgends deutlicher als vor der Landschaft. Briefe und Tagebücher entbehren großer Schilderungen italischer Landschaft beinah ganz. Hier, wo der Deutsche zu schwärmen pflegt, bleibt Goethe still, diesen Gärten, diesem Himmel, die er aus Sehnsucht in Thüringen besang, widmet er in ihrem Schatten, unter seiner Bläue kein Gedicht und nur wenige beschreibende Verse in den hier weiter gearbeiteten Dramen. Das Klima immer neu zu preisen, wird er nicht müde, ja ganz allein das Klima möchte er verpflanzen, ein Stück herausschneiden, genug, um einen Streifen um sein Haus zu legen.

Die Landschaft selbst wird kühl, meist nüchtern beschrieben, selbst der feuerspeiende Vesuv auf seine inneren

Wahrheiten, nicht auf sein äußeres Bild untersucht, Mondschein, der die Dinge halb verhüllt, kommt selten vor. Selbst das Meer überrascht ihn nicht als Bild! Vom Markusturme sieht er's zum erstenmal im Leben, beschreibt aber nur Schiffe, Berge und Lagunen. Als er dann auf dem Lido steht, konstatiert er nur: „So hab ich auch das mit Augen gesehn und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen!" Seepflanzen und Seeschnecken werden untersucht, und bei dieser ersten Berührung des Meeres ruft er vor dem Taschenkrebse das herrliche Wort aus: „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstlich herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr! wie seiend!"

Hier hat man Goethe, den 38jährigen: das Unendliche im Kleinen verehrend, Allgemeinem eher mißtrauend. Dies allgemeine Große wirkt erst allmählich auf ihn ein, und in Neapel sagt er, wenn man sich erst eine Zeitlang dran gewöhnt hat, begreift man nicht, wie man ohne das Meer leben kann. Doch als es sich im Sturm ihm darstellt, studiert er die Formen der Wellen! Ist es nicht, als wiche er in seinem Wunsch nach Gleichmaß allen Verführungen aus, selbst in der Natur? Zwanzig Jahre vorher hätte Goethe im Meer ein Gleichnis seiner Seele gefühlt.

Wie ihm solche Kenntnis des Organischen in der Kunst von Nutzen sei, wird ihm in Rom bewußt, doch denkt er dabei weniger an den menschlichen Körper als an seine Art, Natur anzuschauen. Als er kam — so berichtet er gegen Ende der Reise — hat er von der bildenden Kunst nichts verstanden, nur einen Abglanz der

Natur darin bewundert. Trotzdem findet er auch hier seine Grundideen bestätigt, nur alles entwickelter und ihm entgegenwachsend. Dies und die Sorgfalt seines Sehens nehmen ihm auch hier die Überraschung. Die Dinge wiederholt zu sehen, ermahnt er sich selbst, dem ersten Eindruck, „einem Gemisch von Wahrheit und Lüge", mißtraut er. Das Handwerk einer Arbeit zu erlernen, habe er zeitlebens versäumt: nun wolle er's durcharbeiten, um an was andres gehen zu können.

„Die Hauptsache ist, daß alle diese Gegenstände, die nun schon über dreißig Jahre auf meine Imagination abwesend gewirkt haben und also alle zu hoch stehn, nun in den ordentlichen Kammer- und Hauston der Koexistenz heruntergestimmt werden." Wieder Furcht vor römischen Gespenstern, wieder Wille, fertig zu werden, zu beherrschen statt zu genießen, sie hinter sich zu wissen: ein wunderliches Getriebensein, das ihn vor der Natur nie faßt, weil er ihr Reich unendlich fühlt, die Kunst in ihren Grenzen endlich.

Jene Worte braucht er vor Palladios Bauten, dessen antikem Geist er in Oberitalien folgt, wie überhaupt seinem Wunsche nach Klarheit, Stille, Linie nur die Antike genügen kann. Kaum, daß er selbst die Bauten der Renaissance studierte, Florenz, Perugia; das Barock bleibt ihm vollends fremd, ihn ärgern die schiefen Türme nicht weniger als die Bizarrerien eines sizilianischen Fürsten, die er aber doch pedantisch katalogisiert. Mit gänzlich blindem Spotte fällt er alles an, was er noch gotisch findet: so sehr ist Goethes Seele um diese Zeit gegen alles Charakteristische, so ganz aufs Lineare, Ruhende gerichtet. Doch unter allen Bauten vermeidet er auch von denen keine, die ihm fremd und feindlich sind. Nur einmal dreht er um: in den Kata-

komben ergreift ihn solches Mißbehagen, daß er gleich wieder zu Tage steigt.

Ins Innere der Erde, ins Ilmenauer Bergwerk ist er oft forschend mit dem Hammer vorgedrungen; in diesen christlichen Totenkammern stockt ihm der Atem, Goethe flieht ins Licht.

Vor Statuen steht er zuerst erstaunter und ergriffener als vor antiken Bauten: von diesen muß er sich Reste zusammensuchen, die ihn nur trauervoll stimmen, da kein romantisches Gefühl ihn zum Genusse des Zerstörten antreibt; jene, die er unversehrter findet, enthüllen ihm das Geheimnis des Stoffes. In Deutschland hat er nur Abgüsse gesehen, kein Original. Nun lernt er in Rom rasch, an Plastiken und Gemmen griechische Epochen unterscheiden und hätte ein echtes Stück beinah gekauft. Anfangs erscheinen ihm diese Werke mehr als Zeugen ihrer Zeit, literarischer, und er verehrt darin den Menschen in seinem reinsten Zustande. Erst im letzten, reichsten Halbjahr werden sie ihm wahrhaft belebt, nun wird er an ihnen produktiv. Gestützt auf anatomisches Wissen lernt er den Menschen-Kopf und -Körper zeichnen, fängt leidenschaftlich an zu modellieren, und wieder braucht er jenes Wort Jakobs: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn — und sollt' ich mich lahm ringen!"

Mit 20 Jahren rang er unter diesem Ausruf um Herder und seine Lehre vom dichtenden Volke, mit 30 unter demselben Gebete um Ordnung und Klarheit in Weimars Finanzen, nun mit 38 um die bildende Hand. Denn noch einmal versucht sich Goethe im Zeichnen, und wie er es in Rom, von Kunst und Künstlern umgeben, mit höchster Passion anstrebt, so ist es sein letzter Versuch. Zum ersten Male fühlt er bildende und dichtende Kunst so nah zu-

sammen, daß er das Wort Künstler doppelsinnig braucht, sucht als Bildner Positives zu erreichen, teilt den zweiten römischen Winter in fünf oder sechs Abschnitte für Zeichenstudien, wünscht wie ein Musiker Harmonien aufs Blatt zu bringen, glaubt ein Prinzip zu finden und modelliert einen ansehnlichen Herkuleskopf.

Dies Studium des Bildners hat dem Dichter genutzt. So unpersönlich seine Blätter bleiben, das Streben nach Umriß und Farbe hat ihn alle Dinge aufs Neue ansehen, ihn ihr Wesentliches absehen gelehrt: dies tritt in der Plastik seiner Sätze, Verse, Bilder wieder hervor. Als einen Vorteil seiner Reise betont er's am Ende, daß er von nun an als Bildner entsage, weil er „eigentlich zur Dichtkunst geboren" sei.

Indessen bildet er in Rom auch seine Musikalität. Die Opera buffa studiert er, um dem Schweizer Komponisten Kaiser, der zu ihm herunterkommt, einen besseren Text zum neuen Singspiele zu liefern. Das Wesen der Orgel und die Chöre in der Sixtina bringen ihm neue Erkenntnisse. Auch der Anfang seiner „Nausikaa", das Ballspiel der Mädchen, ist ganz wie für Musik und leichtfüßiger als irgend eine seiner früheren Szenen. Ein Fachmann, der mit ihm damals viel über Musik sprach, staunt über so große Kenntnis der alten Meister und erwähnt Goethes sehr modernen Einwand, sie hätten besser für den Sänger gesorgt als die späteren, wenn sie vermieden, den Sänger durch Bläser zu übertönen.

Der Bühne scheint er ganz entwachsen, in allen Städten langweilen ihn Oper und Schauspiel. Mit solcher Truppe, mit solchem Publikum seine Iphigenie zu spielen, hält er für unmöglich, nennt alles Theater leer und nichts, diese Abende seine verdrießlichsten Stunden, und nur die Farce macht ihm Spaß, weil da das Volk sich selber wiederfindet.

Auch als Dichter wird er zunächst kaum angeregt. In ihrer Heimat liest er weder Dante noch Ariost, weder Petrarca noch Tasso, nicht einmal lateinische Lyriker; die Schauplätze von Shakespeares Stücken interessieren ihn nicht, die seiner eigenen müssen ihn enttäuschen. Als Tassos Gefängnis zeigt man ihm einen Stall, sein Grab läßt ihn kalt, selbst die Totenmaske fesselt ihn wenig. In einem heiteren Briefe deutet er sein unentrinnbares Schicksal an, wie er dichtend immer der Wirklichkeit, und auch seiner eigenen vorgreift: die Ankündigung seiner Schriften nötige ihn, sich in diesem Jahr in eine Prinzessin zu verlieben, um Tasso zu schreiben, sich dem Teufel zu ergeben, um mit Faust fertig zu werden. Als er Egmont in Rom überarbeitet, liest er in der neusten Zeitung die Wiederholung solcher Tumulte in Brüssel, wie er sie vor einem Jahrzehnt geschrieben, und wenn er in den Gärten von Florenz wenige Stunden auf Tasso verwendet und in einigen Klängen der neuen Iphigenie den Süden nachbildet, in dem er atmet, so bedeuten solche Stimmungen nichts gegen das tiefere Gesetz der Vorahnung. Goethe braucht so wenig wie ein anderer Dichter Landschaft und Kostüm zu sehen, die er darstellen will, im Park Borghese dichtet er die deutscheste Hexenküche, und unter den Orangen von Neapel schreibt er nur: „Mignon hatte wohl Recht, sich dahin zu sehnen."

Eines blauen Frühlingsmorgens geht Goethe in Palermo nach dem öffentlichen Garten „mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume (Nausikaa) fortzusetzen. Allein ehe ich's mich versah, erfaßte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen." Zwischen subtropischen Pflanzen fängt er aufs neue an, die Urpflanze zu suchen, an die er glaubt. Es muß ein Muster

geben! Er vergleicht, sucht, wird unruhig, ohne etwas zu finden, und „gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alkinoos war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan. Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!“

In diesem Epigramm wird der Kampf des Forschers und Dichters in Goethe deutlich, und wenn dies ein Kunstgriff der Darstellung sein sollte, kein wirkliches Abenteuer des Geistes, so scheint dieser Kampf damit nur stärker ins Bewußtsein seines Trägers erhoben. Dieser Zwiespalt des produktiven Goethe in Italien ist nur der kühlere Ausdruck des tieferen Zwiespaltes, der seine Doppelseele durchströmt. Heiße Hingabe an Natur und Menschen, positiv, kämpft in diesem Herzen jetzt wie ehedem mit kalter Klarheit, kritisch, isoliert: Genius und Dämon in neuer Verschiebung.

Während der Forscher in Italien gewinnt, während der Stilisator sich festigt, geht der Dichter wenig bereichert aus dieser Epoche hervor, denn selbst für die Elegien, die er heimgekehrt schreiben wird, ist Rom mehr Relief als Inhalt. Weder Gedichte noch wichtige neue Pläne bringt er nach Hause. Aber zur Ausführung seiner Fragmente, in der die poetische Arbeit dieser zwei Jahre beschlossen liegt, braucht er Freiheit des Geistes, wie er sie nur außerhalb Weimars finden kann; in diesem Sinne hatte Goethe weniger Italien nötig als Freiheit.

Als er beschloß, seine Fragmente zu drucken, hielt er sich, nach einem Bekenntnis aus Rom, für tot; nun geht er erfrischt an die Vollendung und kommt, auf einer neuen Stufe des Stiles, in die Lage, sich mit sich selbst zu vergleichen, seine „Enge und Weite“ recht zu erkennen. Mit

sonderbaren Gefühlen eröffnet er eines Tages das Paket, worin ihn die ersten vier Bände seiner Gesamtausgabe, „die Resultate eines halben Lebens in Rom aufsuchen". Und wie er immer Architekt seines Lebens bleibt, so baut er sich auch dies Zusammentreffen zum Schlußtore aus, durch das er einen Abschnitt verlassen will.

Iphigenien widmet er viele Mühe, die zarte Dichtung sucht er unters Joch des Verses zu beugen, ohne sie zu knicken. Zuweilen, in der Einsamkeit der Hinreise greift er danach wie nach einem Festen, das ihn mit der Vergangenheit verbinde unter fremdem Volke. Doch nennt er's wiederum nur ein Umschreiben, kein Umarbeiten, und denkt man der Beratungen, die er noch in den letzten Tagen mit Herder über Harmonie und Versmaße gehalten hat, nimmt man dazu, daß in diesen acht Jahren zwischen Urschrift und Italien noch mehrere Stufen weimarischer Versbearbeitung liegen, so wird aufs neue die enge Grenze deutlich, in der sich das Werk noch südlich entwickeln konnte. Auch hier findet er nur wieder, was er im Herzen trug, und eine Agatha, der er nun im Geiste alles zum heiligen Urteil vorlegen möchte, bestätigt sein altes Ideal. Es ist nur literarische Artigkeit, wenn Tischbein neben dem ruhenden Goethe auf einem gestürzten Friese Iphigenie erscheinen läßt.

Mit einer seltsam strebend fremden Neigung steht Goethe vor diesem Werke, und vergleicht man sein inniges Werben um Iphigenie, sein jahrelanges Dienen mit der Entfremdung, in der er schon ein Jahr nach Beendigung vor dem Werke steht, so spiegelt sich aufs neue seine Liebe zu dem Urbild ab und das Schicksal seiner Neigung. Goethe konnte Lotte Buff am Ende vergessen, Werther parodieren; Frau von Stein aber und Iphigenie, weniger heiß

empfangen, wurden ihm nur in Kühle fremd. Ein Jahr nach Vollendung bleibt Goethe vor seiner Dichtung kalt.

Auch Tasso, an dem er im letzten Halbjahr in Rom produktiver wird als im ersten an Iphigenie, wächst in Italien, nicht durch Italien. In Neapel ist er versucht, ihn ins Feuer zu werfen, fühlt sich aber angenehm bedroht durch den Setzer in der Ferne, und wenn er diesen Zwang mit Lächeln wunderlich findet, so erklärt er damit die Art, wie manche seiner Werke fertig wurden: denn dem tiefsten Grunde gemäß, aus dem er bildet, könnten Goethes Werke in der Mehrheit Fragmente bleiben, weil sie Versuche sind. Im Grunde ist doch nur eine Reihe von Gedichten mit innerer Notwendigkeit fertig geworden, weil sie ihm vollendet aufs Papier fielen; wie Lionardo unter unzählbaren Gedanken und Plänen nur einiges, mehr zufällig, vollendet hat.

Wiederholt steht er im Begriffe, sich Tassos Grillen zu entschlagen, doch hat der Dichter schon zu viel von sich in diesen Dichter gesenkt, um ihn zu verlassen. Die nebelhaften ersten Akte der Weimarer Niederschrift übersetzt er nun, nach sieben Jahren, in rhythmische Form; auf der Seefahrt, abgeschlossen von der Welt, nutzt er Zeit und äußere Entspannung zu innerer Anspannung, und nimmt er später die Handschrift auf die Rückreise mit, so mag etwas von Wehmut in ihm leben, wenn er sich durch das Medium seiner Dichtung an ihr Land noch im Abschiede klammert.

Die beiden Frankfurter Singspiele werden in der römischen Bearbeitung „schöner", auch bühnenmäßiger, dabei entschieden schlechter. Ihr Ursprüngliches leidet durch gedachte Symmetrie, zu diesen alten Scherzen fehlt Goethe jetzt Laune und Jugend.

Faust weiterzutreiben, hindert ihn in Rom sein Genius.

Im Wunsche nach Jugend betrügt sich der Dichter mit dem Glauben, er brauche nur am Faust weiter zu schreiben und das Papier zu räuchern, dann werde niemand die Epochen unterscheiden. Doch nach zwei Szenen hört er wieder auf: eine davon, „Wald und Höhle“, zeigt Faust bei seinem Anruf an den erhabenen Geist in Goethes später zu schildernder Grundstimmung. Wie sehr sein dunkles Wesen antike Stilisierung zu durchbrechen stark genug blieb, erweist die barocke Hexenküche, die von den breiten Pinienkronen der Villa Borghese nicht einmal den Schatten, noch weniger die Formen verrät, unter denen sie geschrieben ist.

Für Wilhelm Meister hat er in Oberitalien „brav gesammelt“, und wie er sich und die Seinen überall nur wiedererkennt, so findet er auch in Vicenza sein Ahnen bestätigt, hier sei Mignons Vaterland.

Zwei dramatische Einfälle bleiben Fragment, man kann fast sagen, unbegonnen. Denn die beiden Szenen der „Nausikaa“, die ihm in Italien zufließt, zeigen in ihrer großen Schönheit, wie großgriechisch die sizilische Landschaft wirkt, doch zugleich, wie es unmöglich ist, das großgriechische Epos zu dramatisieren. Goethe spricht deshalb gleich, als er den Stoff findet, von der Nötigung, die Grenze von Epos und Drama zu regulieren. Voller erfaßt man den Umriß einer „Iphigenie auf Delphi“, die ihm zwischen Schlaf und Wachen im Reisewagen nach Bologna einfällt. Hier ist alles bühnenmäßiger angelegt als in Nausikaa, auch als in der ersten Iphigenie: am Schlusse sollte Elektra, im Begriffe mit der alten Mordaxt Iphigenien zu ermorden, die Schwester im letzten Augenblick erkennen. Der Dichter, der sich grade damals mit seinen beiden alten Dramen von der Bühne seiner Gegenwart abtrennt, spricht hier gleich von der großen Wirkung, die dieses neue auf

dem Theater machen würde. Er weint darüber „wie ein Kind“ und hofft, man solle an der Behandlung das Tramontane erkennen. Doch dies war erfunden und gefühlt, bevor er Rom betritt: das Angesicht der Antike vertreibt ihm seine antiken Pläne. Nicht stofflich, sondern stilistisch geht sie in ihn, geht er in sie ein.

Auch die spätere „Italienische Reise“ ist Fragment geblieben, ohne doch den Reiz des Tagebuches zu behalten. Wie reich, wie rein wirken dagegen die Briefe, obwohl auch sie für einen Kreis bestimmt und etwas literarisiert sind! Für die ersten Wochen, bis nach Rom werden sie durch ein Tagebuch für Frau von Stein ergänzt, auf das Goethe damals den größten Wert legt. Mit seiner ganzen Pedanterie beschwört er sie — der er doch Reise und Ziel verschwiegen hat — noch ehe er ihr dies Geheimnis enthüllt, aus einem Orte Unbekannt, das demnächst kommende Tagebuch abzuschreiben, auf gebrochene Blätter in Quart, nichts vorzulesen, damit ihm noch was zu erzählen bleibe: so fände er bei der Heimkehr gleich ein Exemplar, das er „korrigieren“ könne! Anfangs lassen sich „Beilagen“ abtrennen, die unter a, b, c, d Witterung, Steine, Menschen, Pflanzen beschreiben. Bald sieht er das Gewollte solcher Darstellung, läßt es aber doch als Zeugen des ersten Eindrucks abgehen.

In Rom gibt er's auf, beschränkt sich auf Notizen, die er nicht wegschickt und die nicht erhalten sind: eine Umwandlung müsse der Fremde hier erleiden und könne im Einzelnen doch nicht sagen, worin sie besteht. Doch zu schreiben und zu beschreiben bleibt für ihn Notwendigkeit des Reisens wie des Lebens: nur indem er sich Rechenschaft gibt, klärt sich Goethes Geist und Wesen: dieser höchst persönlichen Nötigung danken wir sein Gesamt-

Werk, das er eine große Konfession nennt. Als er 30 Jahre nach der Reise Notizen, Briefe, Tagebücher zu seinem Buch zusammenfaßt, verstellt ihm dies Material jede freie neue Aussicht, und doch bringt er's nicht über sich, im überwundenen Stile jener Epoche etwas zu edieren: „In ihrer lieben Natur sind diese Aktenstücke gar zu naiv, sie mußten erst komponiert werden." Sie mußten nicht: denn was wir uns heut aus den Quellen wieder zusammenstellen, wirkt überall lebendiger, als was er zusammenstellte. Am drolligsten wird der Kontrast vor dem erotischen Gedichte „Cupido", das er als Greis unter der wiederkehrenden Rubrik „Bericht" mit einer verklausulierten Symbolik so zu erklären sucht: hier sei nicht der gewöhnliche Amor gemeint, sondern eine Versammlung tätiger Geister, der er damals erlag! Und man denkt an die Kommentare, die das Hohe Lied Salomonis symbolisch zu deuten sich abmühen.

Ist Goethe im Süden vor allem ein Lernender, so muß sein Leben bescheiden sein, weltfremd, nur formal dem Süden angenähert. Das Inkognito bezeichnet von Anfang an den Grad seiner Weltferne. Er ist bald Vierzig, europäische Berühmtheit, geadelt und Minister und hat — außer einigen Karlsbader Wochen — die große Welt nie gesehen, Paris, London, Wien nie betreten, Berlin rasch gemieden, Dresden nur gestreift, in Straßburg und Leipzig den oberen Kreisen fern gelebt, Frankfurt war eine Bürgerstadt, Weimar ein enges Residenzchen. Zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren frei, hätte er, der das Licht seines Ruhmes nur immer aus der Ferne dämmern sah, jetzt, da er endlich die deutsche Sprachgrenze überschreitet, in der „Hauptstadt der Welt" als Dichter und Minister sich herrschenden Kreisen

leicht einfügen können. Wie Voltaire hätte er reisen und in der Wechselrede mit den besten Geistern einer großen Nation auf eine hohe Art ihren Anhauch spüren, ihre Geschichte fühlen, sich selbst mit ihnen vergleichen können.

Statt dessen erschrickt er schon auf der Hinfahrt, als ihn ein Buchhändler erkennt, und leugnet, daß er Goethe sei. Zwar lockert sich in Rom rasch sein Inkognito, und alle Deutschen schreiben die Neuigkeit nach Hause. Einige denken im Ernste daran, diesen Deutschen und Protestanten auf dem Kapitol zu krönen, und wenn er sich nicht zum „Protagonisten einer solchen Komödie" hergeben will, so ist es auch, weil er die kleinen Parteigründe spürt, die seine Landsleute in Wahrheit antreiben. Doch da er einmal Maler Möller heißt, so spart ihm solche Fiktion alle Besuche und Repräsentation; sogar den einzigen Prinzen, den er besucht, weil er ihm wichtige Zutritte verschaffen soll, trifft er zuerst in einer Galerie.

Erst in Sizilien kann er sich einiger Visiten nicht entschlagen. Als ihn im Schlosse zu Palermo ein Malteser nach Mitteldeutschland fragt, das er vor einem Jahrzehnte besuchte, schließlich nach Weimar und nach einem jungen Manne, der damals dort Regen und schön Wetter machte, dem Verfasser des Werther, und nun gibt sich dieser zu erkennen, da fährt der Ordensritter zurück mit Zeichen des Staunens: „Da muß sich viel verändert haben!" Goethe lächelt, und gewohnt, seine Wahrheiten zu verschweigen, sagt er nur: „O ja, zwischen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt." Bald darauf kommt er im Innern Siziliens auf einen Markt, wo nach antiker Art die Bürger herumsitzen, und nun fragen sie diesen fremden Deutschen und seinen Begleiter nach dem großen Könige. Da sitzt Goethe und erzählt von Friedrichs des Großen

Taten und verschweigt seinen Tod, um seine Hörer nicht zu kränken.

Goethes Auftreten in Italien: den Weltmann im Schlosse erschreckt er durch seine Veränderung vom Jüngling zum Manne, den alten sizilischen Bauern erzählt der unbekannte Fremde von den Taten des einzigen Deutschen, der neben ihm die Epoche bezeichnet.

Dazwischen liegt beinahe nichts als ein einfaches Leben. Goethe ist diese zwei Jahre über dauernd gesund, und dies eigentlich zum erstenmal seit Straßburg; er schiebt's auf den Süden und fürchtet, schon aus manchen Anzeichen, einen Wandel nach der Rückkehr. Sein Kopf auf Tischbeins Bilde, den Goethe selbst als ähnlich rühmt, spiegelt bei aller Stilisierung doch den unergründlichen Ernst, während er Angelika Kauffmanns süßen Versuch freundlich ablehnt und vor Trippels römischer Geniebüste nur die Überlieferung der Idee billigt, als hätte er so ausgesehen.

„Was mich noch sehr an ihm freut — schreibt Tischbein nach Hause — ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein klein Stübchen, worin er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen. Da sitzet er nun jetzo und arbeitet des Morgens an seiner Iphigenia fertig zu machen bis um 9 Uhr, dann gehet er aus und siehet die großen Kunstwerke . . Er läßt sich wenig von denen großen Weltmenschen stören, gibt und nimmt keinen Besuch außer von Künstlern an.“

Sparsamkeit ist kein Grund, ist nur ein Zeichen solcher Einfachheit. In den ersten anderthalb Jahren verbraucht er seinen Ministergehalt und die 1000 Reichstaler, die ihm die ersten 4 Bände seiner Werke einbringen, abzüglich dessen, was sein Hauswesen benötigt: das macht für ein Jahr in Italien 6 bis 7000 Mark, worin alle Kosten des

Reisens, Abgüsse, Bilder, Steine enthalten sind. Im einzelnen ist er genau, kündigt Frau von Stein aus Venedig den besten Kaffee an, den er ihr, 7 Pfund für 1 Dukaten, schicken werde, wozu man aber noch den Transport schlagen müsse, und kauft eine Marmor-Kopie im Auftrage der Herzogin vorgeblich für sich, wodurch sie um 20 Dukaten billiger wird. Dem Herzoge redet er ein, gewisse Bände des Vatikanischen Museums müßten für Weimar angeschafft werden. Mit den Zeichnungen, die ihm die Maler Tischbein und Kniep in Süditalien liefern, deckt er sich die Kosten, die sie ihm als seine Reisegäste machen. Für die Rückreise bestimmt er das Osterquartal seines Gehaltes und das Honorar seines 5. Bandes. Lebt er also bequem, so lebt er doch von der Hand in den Mund.

Goethe — man darf es in Betrachtung wichtigster Entschlüsse nie vergessen — besitzt bis ins 60. Jahr seines Lebens gar kein Vermögen, lebt gut, doch immer nur vom Gehalt und seinen zunächst ziemlich schmalen Einnahmen als Autor, die ihm mit 40 Jahren die erste nennenswerte Summe eintragen. Deshalb faßt er seinen Verleger Göschen scharf an, ja, der vermittelnde Weimarer Freund kann ihn kleinlich nennen, weil er in einer kleinen Differenz auf seinem Schein besteht. Die Handschrift eines neuen Bandes heißt er den Diener in Weimar nur gegen Barzahlung des Verlegers aus der Hand geben, „der Kontrakt besagt's, und man muß keine Komplimente machen“. Da seine Werke weniger subskribiert werden, als Autor und Verleger hofften, schreibt Goethe ernsthaft, die Leute dächten ihm „eine ungeheure Summe für ein Stück zu bezahlen, wenn sie mir nur meine baren Auslagen ersetzten, die ich habe machen müssen, um die Studien dazu zu sammeln“. Mit „Claudine“ will er nur eine „fette Oper“ machen, und

dem Freunde Kaiser empfiehlt er, zu Egmont die begleitende Musik um so eher zu schreiben, weil dann ihre Namen zusammen genannt und so auch künftige Opern leichter ihr Glück machen würden.

Sein Wille zum Studium nimmt ihm oft Gelegenheit, das Volk genauer zu studieren. In Venedig kommt er nach Hause, wenn der Venezianer ausgeht, und als er sich endlich auch eine Maske kaufen will, reut ihn am Ende doch sein Geld, und er erkauft sich lieber mit einem Bande Vitruv eine dauerndere Freude. Das ist Goethe, 37jährig in Venedig, der abends im Gasthaus einen lateinischen Autor über Architektur zu Augustus' Zeiten studiert, während draußen Canalettos Schüler an den Tischen des Markusplatzes, Casanovas Geliebte in den Logen der Komödie die Herbstwelt des Rokoko schlürfen.

Der Römische Carneval, von dem er ein anschaulich kaltes Bild gibt, gefällt ihm in dieser späten Beschreibung besser als in der Gegenwart Roms, wo er ihm nur „eine edle Woche raubt" und so abgeschmackt erscheint, daß man gleich vom Wunsche geheilt sei, ihn je wieder zu sehen, und als er doch einmal auf die Redoute gerät, läuft er nach einer halben Stunde weg. Aus Neapel vertreibt ihn Faulheit und Buntheit solchen Lebens: es gefällt ihm, doch seine Sache sei es nicht, und als er hier einigen Männern von Welt begegnet, wird ihm aufs neue klar, warum er keiner sein könne. Wenn ihn in Palermo der Vizekönig einlädt, erwähnt er's brieflich kaum. In Rom in Gesellschaft zu gehen, hindert ihn vollends die Erkenntnis, man wolle ihn dort in Kabalen verstricken, zum Lobe von Künstlern und Dilettanten nötigen: was sollte er damit in Rom, da er's zu Hause zu umgehen trachte!

Vor einem Konzert erkennt man ihn auf der Tür-

schwelle, bittet ihn vor, Goethe lehnt höflich ab, er höre hier alles. Überhaupt — heißt es in diesem Berichte — erschien er um diese Zeit freundlich, schüchtern, sogar demütig. Nur einmal läßt er sich in einen Kreis von Römern aufnehmen, von Liebhabern heiterer Dichtung in die „Arcadia“, die sich seit einem Jahrhundert zusammenschließt — und so geschieht's, daß Goethe in Rom wieder zum Schäfer avanciert, den er mit 18 Jahren so leidenschaftlich abgetan.

Nur im kleinen Kreise lebt er gesellig, im Grunde ist er nun seltener allein als in den letzten Jahren, Goethes ausschließlicher Umgang — und nur in diesen zwei Lebensjahren! — sind Künstler und Kunstkenner. Sämtlich Deutsche. Seine neue Lage: nur von sich selbst abzuhängen und doch mit lauter Fremden umzugehen, läßt ihn diese doppelte Auswahl mit Willen treffen, von Eingeborenen fürchtet er neue Verhältnisse zu erfahren, von Weltleuten Zerstreuung, und was er als Forscher sinnt und betrachtet, ist doch von diesem Lande unabhängig, auch könnte seine Naturideen hier niemand fördern. So kommt es, daß Goethe in Italien fast nur deutsch redet. Allein zu leben wäre ihm jetzt unheimlich, lernend braucht er Stützen, die ihn zuerst halten, die er dann überklettern kann; hier unter freieren Menschen und Umständen fühlt er den Wert gemeinsamen Strebens tiefer als früher.

Goethe auf Reisen braucht als Lehrer und Schüler Kameraden, doch dürfen es nur Eingeweihte, nur Wenige sein. Tischbein, bei dem er die längste Zeit verbringt, wäre durch Natürlichkeit und Wissen der beste Umgang und ist es auch durch Monate. In seinem Hause, durch sein heiteres Wesen trinkt Goethe, aus seinem nordisch ernsten, vornehmen Haus entflohen, zum ersten Male die verjüngende

Luft einer Künstler-Wirtschaft im Süden ein und bleibt solange wohlgelaunt, bis seines Wirts Unpünktlichkeit ihn ärgert. Schließlich erkennt er ihn doch als reinen Bohémien — und das durften Goethes Freunde vor 15 Jahren kaum sein; seit Weimar ist's ihm unerträglich. Am Ende scheint er ihm auch weniger offen und selbstlos.

Einen dunklen, nervös-genialischen Autor, den Deutschen Moritz, rühmt er zu Zeiten als seinen liebsten Gesellschafter, ihn lehrt er, was er eben gelernt hat. Kaiser aus Zürich, den er nach Rom zieht, dient ihm als Kenner der Musik. Die deutschen Maler Bury und Lips schließen den Kreis dieser Künstler, „die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können . . Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treibe ich's so lange, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden . . Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung. Meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt." Hier steht er vor seinen Freunden als lehrender, verkehrender Kamerad, deutscher Künstler in Rom wie sie, strebend, ohne Anspruch wie sie, durch nichts erhöht als durch die Macht einer umfassenden Persönlichkeit.

Worin er sie im Umgang übertrifft, das ist ein Grad von Güte, wie wir ihn früher so hoch nicht bei ihm fanden. Für einen jungen Kunstgelehrten, den er eben kennen lernt, schreibt er seitenlang an Wieland — der sonst mit keinem

Briefe bedacht wird —, um ihn als Mitarbeiter seiner Zeitschrift einzuführen, denn der junge Mann braucht Geld. Tischbeins alter schwachsinniger Hauswirt gibt Goethe einen Brief für seinen Sohn, den dieser nach Weimar geschickt hat, daß er bei Hofe Stellung finde. In dem Briefe fragt der Vater den Sohn, ob er gut angekommen sei, und obwohl Goethe längst des Sohnes Mitteilung aus Weimar vom Vater selbst erhalten hat, läßt er doch den unsinnigen Brief abgehen, beschreibt aber alle Umstände seinem Diener, damit dieser den Sohn über die Ankunft seines Briefes beruhige. Als den seelenkranken Moritz ein Unfall niederwirft, pflegt ihn Goethe an Leib und Seele, besucht ihn täglich mehrere Male, durchwacht bei ihm die Nächte, bringt andere Landsleute an dies Lager, läßt sie Besuche und Nachtwachen auslosen, so daß der Kranke durch sechs Wochen Pflege und Gesellschaft nie entbehrt.

Bei alledem bleibt Goethe unter den Kameraden meist nachdenklich und so einsam, daß er nach einem Jahre nach Hause schreiben muß, hier sei niemand, dem er sich eröffne. Erst spät begegnet ihm der Einzige, der von Rom aus für sein ganzes Leben wichtig werden soll: der Schweizer Heinrich Meyer, kleiner Maler aber großer Kenner, verschlossen, treu, schweizerisch. Dieser wird Goethes Lehrer in aestheticis wie niemand seit Herder, doch lehrt er ihn weniger Ideen als Techniken: jedes Wort möchte sein Schüler aufschreiben, denn was er darüber zu Hause lernte, wäre dagegen wie Baumrinde zum Kern der Frucht. In einem einzigen Hause verkehrt Goethe in Rom, bei Angelika Kauffmann, einer guten Frau, geübten Malerin, die in Rom Mode ist und viel verdient, Gattin eines alten geizigen

Italieners; doch auch dieser Umgang wird bald so gezirkelt, daß sie ihn Sonntags abholen, zusammen eine Sammlung anschauen, dann bei ihr speisen.

Diese zweite römische Zeit, die einen Monat dauern sollte und elf Monate dauert, weil Goethe nun von Grund aus lernen und besitzen will, was Rom an Kunst bietet, läuft zuerst in strenger Bahn, geregelt wie das Leben in Weimar. Dann, im Sommer, kopiert er in der Sixtina die unteren Köpfe des Jüngsten Gerichtes, zugleich mit den Freunden, weil es im August dort am kühlsten ist; da hausen sie mit Hilfe eines beschenkten Kustoden, bringen Essen und Trinken mit, und einmal schläft der große Heide auf dem päpstlichen Thron in der Mittagshitze ein. Hier und dann auf dem Lande hat Goethe ein jugendlich leichteres Leben versucht, denn wie sie in Haus und Garten eines englischen Kunsthändlers in der Campagna ein paar Sommerwochen verbringen, wird es ein rechtes Badeleben, und hier verliebt er sich.

Nicht wie ein Jüngling. Ein Jahr und länger hat er in Italien ohne Frauen gelebt. Dem Herzog, der ihn in Briefen gern von Abenteuern unterhält, begründet er seine Zurückhaltung mit Furcht vor „französischen Einflüssen" bei den Modellen, vor familiären Weiterungen bei den Bürgersfrauen, schließlich vor Störung seiner Studien. Selbst die Tänze der Lady Hamilton, die ein damals neues, erotisch-ästhetisches Raffinement bedeuten, begleitet er nur mit den dürren Worten, sie sei sehr schön und wohlgebaut, und „der Spaß ist einzig".

Erst jetzt lernt er, in jener Villeggiatur von Castel Gandolfo, eine schöne Mailänderin kennen, in deren Erscheinung, Wesen und Schicksal sich manche Züge Goethischer Liebschaften nach geheimem Gesetze wiederholen

Wieder ist sie von mittlerem Stande, und er lernt sie formlos kennen. Wieder ist sie hellbraun, klar, von zarter Haut, „von offenem, nicht sowohl ansprechendem als gleichsam anfragendem Wesen". Sie ist blauäugig, und wie er sie neben einer dunkleren, heroischer wirkenden Römerin kennen lernt, wählt er von beiden doch auch hier die biegsamere, mildere, hellere. Wie ein älterer Herr, fast wie ein Vater beginnt er sie auf ihren Wunsch im Englischen zu belehren. Am ersten Tage fängt seine Werbung mit dem Substantivum eines Satzes aus den „Times" an, geht auf Adjektiva über, zwar alles heiter, doch alles lehrhaft, und nun folgt sie ihm bald an die Tafel, wo ihr Erscheinen etwas befremdet.

Da hört er, sie sei Braut, ihn faßt „Entsetzen. . . Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen. Es wäre Wunder genug, rief ich aus, wenn ein Wertherähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende, bisher wohlverwahrte Zustände zu verderben." Später, in Rom, wird sie von ihrem Bräutigam verlassen, fällt in schwere Krankheit, oft fragt Goethe nach, am Ende sieht er beim Carneval die Geheilte für einen Augenblick im Wagen wieder, sie dankt, er geht mit einer stillen schönen Empfindung fort.

Dieser Darstellung des Greises widerspricht die ganze immer heiterer werdende Stimmung der letzten römischen Monate, besonders ein Brief an den Herzog, in dem er nun von erotischen Abenteuern, wenn auch in dozierendem Ton erzählt, und jene Verse an Cupido, die nur auf eine lang ausgesponnene Liebschaft schließen lassen und in denen der Dichter sogar den Zeitverlust beklagt. Das ist ganz der studierende, modellierende, redigierende Goethe

des letzten römischen Winters, der nun in eine Neigung geglitten ist und dem Gotte zuruft:

„Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben,
ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte."

Wunderbar bewährt sich wieder Goethes Schicksal, sein Leben vorweg zu dichten: im Frühling hat er in „Nausikaa" die Neigung des fahrenden Fremden zu der ruhenden Frau erfunden. Nun lebt er es nach, und wieder ist es ein Gleichnis seines vorwärts strebenden Wesens, wie er's vor 15 Jahren in jenem Dialoge des Wanderers mit der Frau gebildet hat.

Sollte wirklich seine Neigung zu der Mailänderin platonisch verlaufen sein, wie er sie schildert, so muß man auf eine andere Liebschaft schließen, der nicht nur jene Verse aus Rom, der dann vor allem auch die Elegien halb nachklingen, die bald folgen werden. „Faustina", wer sie immer sei — und man meint Namen, Stand und Haus zu kennen —, ist kein Phantasma gewesen, sie ist Goethes Abenteuer in Italien.

Ein anderes hat er vorher zu bestehen, einmal wird Mut und Besonnenheit des Reisenden auf die Probe gestellt. Auf der Rückfahrt von Messina droht der Segler in einer Sommernacht an den Felsen von Capri zu stranden. Wie an Bord alles durcheinanderläuft, erhebt sich Goethe zu mahnender Rede, besänftigt die Erschreckten und bringt sie zum Beten, das heißt zur Ruhe, indem er sie an Christus auf den Wellen erinnert.

So stark wirkt seine Person, die der Menge sich einzudrücken in einem langen Leben selten Gelegenheit findet.

Seekrank und in fremder Sprache, in Todesgefahr vermag der Dichter wie ein Priester, Erzieher, Weiser zu wirken. Dann legt er sich halb betäubt auf seine Matratze, „doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien: denn ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen." Er schläft ein und wird erst durch das Schleppen der Seile auf Deck aufgeweckt, man refft die Segel, ein rettender Wind löst das Schiff von den Felsen.

Bedeutsam bleibt — auch in dieser späteren Stilisierung — Goethes Haltung in Todesgefahr, besonders, da er sich auf die Bibel zu stützen scheint. Frühste Erinnerungen steigen in diesen Augenblicken auf, er sieht die Bilder wieder, mit denen er die Gläubigen eben besänftigt hat, und wenn er auch nicht betet, wie er's die andern tun heißt, so ist es doch Erinnerung, die ihn mit kindlichem Gefühle vor diesem letzten, ernsten Schritt erfaßt — nicht anders, als er's den ebenso ungläubigen Doktor Faust in der Osternacht zehn Jahre später wird empfinden lassen.

Denn Goethes antichristliches Herz wird in Italien darum stärker rebellisch, weil er hier in den Kirchen das Wirken großer Maler durch die Gegenstände der Legende gestört findet. Mit Tizians Assunta versöhnt ihn nur ihr menschenfreundlicher Blick nach unten, Raffaels Madonna della Sedia nennt er „unsere schöne Göttin-Mutter". Später, in Bologna, kommt er in einen fremden, schimpfenden Ton, wenn er von den dummen abscheulichen Sujets spricht, über denen man toll wird: „Es ist, als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten, da wurden Ungeheuer daraus . . Man ist immer auf der Ana-

tomie, dem Rabenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, nie Handlung .. Entweder Missetäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren."

Goethes auf Wahrheit und Gegenwart, das heißt auf Antike gestellte Stimmung macht ihn im katholischen Lande noch hellsichtiger. Ihn freut es, daß die antiken Pferde auf dem Markusdome nicht in Leuchter oder Kreuze umgegossen sind, daß auf griechischen Grabstelen kein geharnischter Mann auf den Knien liegt, der eine fröhliche Auferstehung erwarte.

Als Macht und Organismus hat die Römische Kirche seine Bewunderung, im Anblick jesuitischen Weltgeistes erwartet er schon in Süddeutschland mit Freude, daß er nun ganz in ihn tauchen kann, spürt aber gleich in Venedig: man muß katholisch werden, wie Winckelmann, um an der Existenz dieses Volkes teilzuhaben. Das Unsinnige, wenn es nur recht sinnlich dargestellt wird, scheint ihm hier froh ergriffen: „Was die Mutter Gottes für eine schöne Erfindung ist .. Es ist ein Gegenstand, vor dem einem die Sinne so schön stillstehn, der eine gewisse innerliche Grazie der Dichtung hat, über den man sich so freut und bei dem man so ganz und gar nichts denken kann, daß er recht zu einem religiosen Gegenstande gemacht ist."

So geht er eigentlich mit freundlichem Vorurteil nach Sankt Peter, sieht Weihnacht und Fronleichnam den Papst die Messe zelebrieren — doch immer bricht er vor diesen Verführungen nach seiner innersten Weise aus. Er kann nicht anders: „Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art, ich bin aber doch im Diogenismus zu alt geworden, daß es mir von irgend einer Seite hätte imponieren können. .. Alle diese Bemühungen, eine Lüge gelten zu machen, kommen mir schal vor, und die Mummereien, die für Kin-

der und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein."

So unverbunden mit Land, Volk und Kultus, ohne Freunde unter Kameraden, ohne Welt in der Hauptstadt der Welt, ernst bei aller Freiheit hält Goethe seinen Blick während dieser zwei Jahre stets halb auf die Heimat gerichtet, der er entsprungen ist. Ohne Stockung läuft neben seiner ganzen Reise ein liebender Bericht an die Freunde, denen entflohen zu sein das erste Glück war, — das zweite soll sein, sie wiederzufinden. Nicht eine Stunde kommt diesem Manne der ernste Gedanke, fortzubleiben, und schon sein erstes Wort an Herder, dem er in diesen Jahren das Intimste vertraut, ist eine Bitte, Freundin und Freund über seine Flucht zu versöhnen: niemand habe er kränken wollen.

Doch die Freundin ist nicht zu versöhnen. Zwei Monate lang führt er auf dem Wege nach Rom sein Tagebuch an sie, während er selbst, geheimnisvoll verschwunden, kein Zeichen von ihr erhalten kann. Freundschaftlich klingt seine Weise, ohne zärtlichen Ton. Fritz bedauert er nicht mit zu haben, von ihm, niemals von ihr spricht er dies aus. Ungewiß, wie ihre Zukunft sich gestalten werde, sagt er ihr aus Venedig das wundervolle, zaghaft lockende Wort: „Komme ich zurück und du bist mir hold, so sollst du auch meine Geheimnisse wissen." Doch als er sich Rom nähert, wird er sehnsüchtig, ahnt Übles, und plötzlich schreibt er ihr diesen entschuldigenden, romanhaften Satz: „Zehn Jahre mit dir zu leben, von dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den

Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen."

Seine Ahnung war richtig, weil Charlotte jede Ahnung fehlte, weil sie trotz der zehn Jahre sein Gefühl in der Ferne nicht erfaßte. Oder hat sie die große Trennung vorausgefühlt, die ihr und die sich selbst der Freund noch nicht eingestand? Ein Brief der Trauer würde Goethe ergreifen; doch sie nimmt die Haltung einer Hofdame an: kein eiligerer Gedanke beseelt sie, als nach der „Beleidigung" sich ihren Ruf in Gestalt ihrer Liebesbriefe zu sichern!

Wie ihr erster Zettel nach Rom gelautet haben mag, zeigt Goethes Antwort: „Das war also alles, was du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von dir sehnt.. Ich sage dir nicht, wie dein Blättchen mein Herz zerrissen hat," und dann beschwört er sie, den Kasten mit ihren Briefen nicht zu öffnen, ehe nicht Nachricht von seinem Tode komme. Dann wendet er den Speer gegen sich selbst, und noch einmal glüht der werbend einsame Goethe auf:

„Du willst mir schweigen? Du willst die Zeugnisse deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran. Doch vielleicht ist ein Brief von dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet, vielleicht ist mein Tagebuch angekommen.. Ich bitte dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih mir großmütig, was ich gegen dich gefehlt, und richte mich auf.. Sieh mich nicht von dir geschieden an, nichts in der Welt kann mir ersetzen, was ich an dir, was ich an meinen Verhältnissen dort verlöre.. Ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus,

was in mir vorging. Dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht."

Doch rasch verblaßt von nun an ihr Bild. Nicht umsonst hatte Goethe jahrelang an Charlotte stets ihre Gegenwart gepriesen. Schnell faßt er sich, andere Briefe erweisen seine wiederhergestellte Stimmung: er will seine Freiheit nutzen, vorwärts muß er, bei ihrer Laune darf er nicht verweilen. Auch ihr selbst schreibt er bald wieder in ruhigem Tone: in Kochberg soll sie nichts ausmalen lassen, er bringt eine neue Technik mit, übers Jahr werden sie ihren Geburtstag heiterer feiern — der Ton eines Tröstenden, der aus Güte helfen, nicht aus Liebe halten will. Sie aber nimmt ihren Sohn aus seinem Hause fort! Da wird er traurig, denn er liebt den Knaben: er dachte es „recht gut gemacht zu haben", hatte ihn in seiner Stube installiert, den Diener bei ihm schlafen lassen.

Allmählich schreibt sie ihm freundlicher, doch nun läßt die Ängstliche ihn versprechen, ihre Antworten gleich zu verbrennen. Goethes Briefe bleiben herzlich, dann werden sie seltener, verschweigen ihr alles, was über seine Stellung vereinbart wird, im dritten Halbjahr seiner Reise schreibt er ihr noch neun Briefe, im letzten — zur Zeit seiner römischen Liebschaft — keinen mehr.

Reiner und ohne Krisen setzt sich sein Verhältnis zum Herzog fort. Der ist indes in den Krieg gezogen, froh, Goethes Warnungen entrückt zu sein, und nun — Carl August vor den Kanonen, Goethe vor den Statuen — bekräftigt sich die volle Trennung ihrer Wege so deutlich, daß sie aus fernen Bahnen einander freundlich grüßen können. Goethe scherzt gegen den Herzog über dies Antipodische ihrer Existenz, plaudernd läßt er keinen Brief ohne amüsante Details aus der Welt an ihn abgehen, unter-

hält ihn mit Andenken an Schlachten bei Rom, schickt ihm ein Stück von einem Wassertroge, den deutsche Truppen einst in den Albaner Bergen benutzten! Nur einmal warnt er ihn vor Tollheiten, da er von einem neuen Unfall mit Angst und Ärger vernommen hat.

Im übrigen hält er sorglich die Vorstellung aufrecht, des Herzogs Urlaub von einem Monat zum andern zu benötigen: auf jeden Wink kehre er zurück, allerdings wären seiner Ausbildung noch einige Monate nützlich. Unter der Hand erkundigt er sich bei den Freunden über Stimmung und Lage der Dinge.

Freudig willigt der Herzog in jede neue Verlängerung: je länger der Dichter auszubleiben wünscht, um so herzlicher gewährt es ihm der Fürst, um so herzlicher dankt wieder der Dichter. Mit wachsender Entfernung wächst ihre Freundschaft wieder; was durch zu große Nähe zuletzt unklar wurde, wird wieder natürlich: wieder sind sie Künstler und Mäcen.

Carl August will durchaus für Goethe das Nützlichste, das Angenehmste, und Goethe bezeichnet diese Rückkehr zum Beginn ihrer Freundschaft mit der neuen Wendung, sein Streben gipfele in dem Wunsche, des Fürsten Leben „zu zieren“. Als aber die Herzogin-Mutter nach Italien kommen und von Goethe dort geführt werden möchte, da beschreibt der Erschrockene in einem seiner längsten Briefe an den Herzog, wie schwierig all dies, wie gern er aber bereit wäre — und der Adressat muß sich am Ende lächelnd sagen, wie unglücklich er den Freund mit solchem Auftrage machen würde.

In der delikaten, ganz ungelösten Hauptfrage: ob und wie weit Goethes Staatsstellung aufzulösen sei, gehen beide Männer mit dem Takte kluger Hofleute vor. Im ersten

Frühling macht sich Goethe bereit, zurückzukehren, um im ganzen nur ein Jahr auszubleiben. Jetzt schlägt der Herzog vorsichtig vor, einen andern zum Vizepräsidenten, Goethe als „Direktor“ zu einer Art Kontroll-Organ seiner Kammer zu machen. Behutsam folgt Goethe, bittet unter formalen Vorwänden, jenen Kollegen gleich zum Präsidenten der Kammer zu ernennen, ihn selbst lieber gleich mit der gewöhnlichen Formel und einem freundlichen Worte zu entlassen:

„Ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das tun lassen, was niemand als ich tun kann, und das Übrige andern auftragen. Mein Verhältnis zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden, lassen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen, nach so manchen Jahren, aus dem bisherigen Geschäftsverhältnis entstehn. Ich bin zu allem und jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken: ich will gern jederzeit meine Meinung sagen . . Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich und tun Sie mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfange!

„Ich lege mein ganzes Schicksal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehn, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es, weniger von Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben . . Leben Sie wohl und halten Sich überzeugt, daß es Wenige treuer mit Ihnen meinen können als ich, und daß das Beste, was

an mir ist und sein wird, immer Ihrem Dienste gewidmet bleiben soll. Behalten Sie mich lieb! Goethe." — Nachschrift: „Sagen Sie doch der Stein und Herdern ein Wort davon im Vertrauen, daß sie nicht in Sorge und auf wunderliche Gedanken geraten."

Einer der klügsten Briefe, die Goethe geschrieben hat. Gewiß erkennt man in keinem andern besser diese absonderliche Legierung von praktischem Weltsinn und echter Dankbarkeit, von Loyalität und Berechnung, von Freiheit und Bindung. Tasso ist darin und Antonio, es ist Mephisto darin und Faust.

Als er ein Jahr später Rom endgültig verläßt, erlaubt ihm seine Entwickelung, offener zu reden. Der Kollege ist indes zu Goethes Nachfolger ernannt, er selbst soll in ein beratendes Verhältnis zur Kammer treten. Nun schreibt der Heimkehrende dem Herzog, nach langer Einsamkeit habe er sich wiedergefunden — „aber als was? als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen . . Dieser Beurteilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen: so wird meine Kraft, wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein."

Carl August wird es indessen nicht leicht gemacht, an dem Freunde festzuhalten. Hofklatsch und Stadtgerüchte mehren sich, mißgünstig beneidet man den Abwesenden, und Schiller, der jetzt Weimar betritt, faßt seinen ersten Bericht über Goethe so: „Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtstun eine Besoldung von 1800 Talern, und sie müssen für die Hälfte des

Geldes doppelte Lasten tragen." Diese Worte eines Privatbriefes hat Goethe nie erfahren; als man ihm aber meldet, man halte ihn zu Hause für verrückt, gedenkt er diese „gute Meinung" wie Sophokles eine ähnliche zu widerlegen, indem er Ödipus auf Kolonos schrieb.

Diese letzte Meldung und Antwort schreibt und empfängt Philipp Seidel, der jetzt aus der Stellung eines Dieners immer mehr in die eines vertrauten Gehilfen rückt: Gelder muß er einziehen, das Haus hüten, Grüße bestellen, Briefe verteilen, doch zugleich erlaubt ihm Goethe freimütige Mitteilung über die Reden der Leute, Stadt und Publikum und schreibt ihm vertrauliche Antwort. Als einen seiner Schutzgeister habe er ihn immer angesehn, alles Steife solle in ihrem Briefwechsel fortfallen, er solle ihm bald mehr werden als vorher. „Lebe wohl, liebe mich, und grüße die Liebenden." So hat Goethe früher nie zu seinem Diener gesprochen, auch aus diesen Tönen redet seine Einsamkeit in der Fremde, sein Wunsch nach Heimat. Als Seidel sich für die erste Iphigenie in Prosa und gegen die neue erklärt, räumt Goethe ein, die zwei genannten Szenen hätten in Versen wirklich verloren, doch möge er's nur im Druck noch einmal lesen und sehn, wie doch als Ganzes das Werk gewonnen habe. Als Seidel persistiert, verspricht ihm Goethe eine Iphigenie in Prosa.

Inzwischen fängt aber der Diener auch an zu schreiben, und zwar über das weibliche Geschlecht und über das Geld; Goethe rät ihm, das zweite erst ausreifen, das erste bald anonym drucken zu lassen, so eine moralische Sache lerne ein Unbefangener durch den Effekt aufs Publikum

erst recht kennen. Als Seidel, gehorsamer Diener, auch Naturkunde zu treiben beginnt, lobt Goethe seine Angaben, warnt vor zu schnellen Folgerungen, gibt sich, um volles Vertrauen zu erlangen, den Anschein, als ob er sich mit ihm vergleiche. „So nützen mir deine Beobachtungen recht wohl, wenn ich dir in Meinungen und Kombinationen überlegen bin."

In diesen Briefen hört man Goethe herzhaft schimpfen: ein Chirurg ist ein dummer Junge, ein Kassenführer ein Schurke. Als er aber einmal den Diener selbst zu tadeln Anlaß findet, weil er Frau von Stein die Ankunft eines Pakets verschwiegen hat, schließt Goethe doch auf die sachteste Art: „Wo man aufklären, auch in Kleinigkeiten, kann, soll man es ja und bald tun. Ich gebe diese Lehre und Ermahnung dir und mir, indem ich dies schreibe." Wechselweise treten Herr und Diener für einander ein: Goethe schlägt den Erprobten seinem Herzog als Kammerkalkulator vor, und Seidel schreibt, als sein Herr mit der Ausgabe seiner Werke unzufrieden ist, an Göschen, die Ausgabe entspreche nicht der Liebe, „die ich für des Herrn Geheimrats Sachen habe, aber freilich, diese Liebe kann nicht wohl ein Votum bei der Entscheidung dieser Sache haben".

Immer kehren die Geister der Heimat zu dem Entflohenen zurück, immer nimmt er sie freundlich auf. Freilich nicht die des ganz vergessenen Hofes, bei dessen Damen er sich höchstens summarisch empfehlen läßt, noch auch die der Geschäfte. Erstaunlich bleibt und ein neues Zeichen für Goethes wachsende Entfremdung von seiner politischen Wirksamkeit, wie rasch, wie ganz er sie vergißt. Nur wenige Male antwortet er mit freundlichen Floskeln den Kollegen auf dies und das, den Herzog fragt er niemals

nach Einzelheiten; nur der Fortgang des Bergwerkes fesselt zuweilen seinen Geist.

Dagegen ordnet er aus der Ferne sorgfältig an, wie Samen und Stecklinge zu behandeln sind, die er nach Hause sendet. Einmal träumt Goethe in Rom von Geschäften, und gewiß ist ihm dies ein erschreckender Traum, denn solange er des Herzogs und seiner künftigen Freiheit nicht sicher ist, fürchtet er den Zeitpunkt, wo er sich „in Karyatiden-Stellung wieder unterstellen soll".

Aber sein Haus, die kleine Stadt, die Freunde vor allem entbehrt er auf Reisen, schon fühlt er sich zu tief in ihren Kreis geschlossen, als daß er nicht zurückkehren müßte. Doch nur dies Weimar scheint sein Gedächtnis zu umschließen, der Mutter schreibt er in den zwei Jahren im ganzen sieben Briefe (von denen sie sechs verloren hat), je einmal kurz und kühl an Merck, Schlosser, Jacobi, Kestner.

Den Kindern aber, Herders und Fritz von Stein, schickt er viele bunte Berichte, erzählt auf derselben Seite von Pomeranzen an den Bäumen und vom elektrischen Fisch oder vom Heiligen Vater auf seinem Thron und von tausend geschlachteten Schweinen: immer in ihrer Sphäre, in ihrem Ton. Die Eltern fragt er, was er den Kindern mitbringen soll, schickt Larven und Masken vom Carneval, Fritz bittet er um Entschuldigung, daß er ihn nicht mitgenommen, vertröstet ihn auf manches, was er erzählen wird, ja, während die beleidigte Freundin ihm diesen Quasi-Adoptivsohn weggenommen hat, verwendet sich Goethe für ihn beim Herzog, er möge doch nach dem Knaben sehen, der in diesen Entwickelungsjahren durch falschen Umgang leicht verdorben werden kann.

Das Intimste teilt er in diesen Jahren Herder mit. Herders aufs Wahre gehende Grundstimmung ist ihm jetzt

adäquat: der Forscher in umfassendem Sinne muß in diesen Jahren sein Freund heißen. Sein Urteil erwartet Goethe ungeduldig in Rom, nach dem Eindruck, den der fertige Egmont macht, fragt er immer wieder. Mit Iphigenie ging es ihm sonderbar: dreimal hat er sie in den ersten römischen Monaten vorgelesen, doch blieben die Zuhörer kühl, sie hatten etwas Götzisches erwartet und stehn enttäuscht vor dieser Antike, die sie ringsum längst besitzen. Nun dringt auch aus Weimar kaum überschleierte Enttäuschung zu ihm: man zieht die Urschrift dem neuen Werke vor: die vor einem Jahrzehnt auf einer Dienstreise entstandene Fassung sticht bei den Freunden eine Dichtung aus, die unter zwei Himmeln langsam heraufwuchs.

Aufs neue fühlt sich Goethe vereinsamt, langsam steigt in ihm die ernste Ahnung seines künftigen Dichterschicksals auf: nicht mehr für die Nation, nicht mehr für sein Jahrhundert zu schreiben. Auch daß der Zuspruch zu seiner Gesamtausgabe nicht groß ist, trifft ihn praktisch und ideal: im andern Falle, sagte er, hätte er leicht 10 oder 12 Bände geliefert statt 8. Dieser deutsche Dichter, den die Landsleute auf dem römischen Kapitol krönen wollen, entbehrt bei der ersten Ausgabe seiner Schriften so sehr des Echos im Vaterlande, daß er die Nächsten zu Urteilen ermuntern muß: „Sagen Sie mir ein Wort über meine Schriften, es freut mich gar sehr, in der Ferne einen Widerklang zu hören."

Zwar sagt dieser menschenfremde Reisende, er wolle nur noch Dinge schreiben, die auch Menschen mit einem großen und bewegten Leben lesen möchten; zugleich betont er aber Gleichgültigkeit gegen das Publikum und

wünscht nur seine Freunde zu erfreen. Kluge Kritik ist ihm auch jetzt noch die wichtigste Wirkung, und es ist Herder, in dem er den Einzigen vehrt, der vergleichen kann und darf. Ihm sendet er sog die fertige Iphigenie mit der Vollmacht, vor dem Druck ach Gutdünken darin zu korrigieren!

Alle Gefühle und Meditatione lassen diesen Flüchtling auf seiner Reise erkennen, wi ganz doch Geist und Gemüt in jener zufällig gewonnene dann verdrossen verlassenen Heimat stecken. Am stärken ist diese Sehnsucht zu Beginn: da scheint er nachträich vor der Kühnheit seines jünglinghaften Entschlusses zu erschrecken. Aus Venedig sehnt er sich herzlich na den Seinen und fühlt die Fremde ewig fremd. Gegen Abnd fällt ihn der Wunsch nach Hause an, im Schatten ein Paduaner Kirche bedrückt es ihn, daß niemand, der n dieser Stunde an ihn denkt, weiß, wohin er denken soll Drei Monate nach der Abfahrt bittet er Knebel schon, ihn die gute Stätte einer Rückkehr vorzubereiten.

Kaum ist er in Rom, so erklrt er alle Ideen von Abgeschiedenheit für ein Phantom les Selbstbetruges, d mit dem Fieber schwindet. Sie ollen ihm doch ei meinsames Briefchen schreiben, jder, der ihn grüße bekomme dafür eine Zeichnung Auch mischt Gefühl hinein, er sei am Ende och der Mitte Kreises gewesen: „Haltet aus, bis ich wie Unter Orangen stellt sich diese Deutsche Thüringens Buchenwäldern im Winter am und erzählen wird; und daß ihn seine dicht zum Geburtstage senden nd am Kranz aufhängen, erregt in Goete einer von Rom nach Ilmenau. Er eiß

sonderbare Fremde an diesem Tage zu Haus an seinem Tische saß. Immer wieder fällt Goethe, der sich daheim nicht genug isolieren konnte, draußen in der Freiheit ein Gefühl des Verlassenseins an, er nennt das Herz in der Fremde kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angebahnt werden.

Sieht man solche Äußerungen im zweiten Reisejahre mehr gedacht als gefühlt und nur in größeren Abständen wiederkehren, doch niemals den Gedanken auftauchen, er möchte diese Freiheit in der Welt verewigen oder doch nur ein Lustrum sich erhalten, statt von einem Quartal aufs andere sich und die andern mit der Frage des Bleibens zu beunruhigen: so fragt man sich nach der Verwandlung seines Wesens, und ob es nicht Selbstbetrug sei, wenn er sich schon nach drei Monaten bis ins innerste Knochenmark verändert nennt. Wie sieht es in ihm aus, als er, im Reisewagen sich wendend, zum letzten Male die Peterskuppel in den [illegible]bergen versinken sieht? Ist er ein an[illegible]er, [illegible] jene Septembermorgen sich aus dem [illegible]rlsba[illegible]

Er [illegible] [illegible]erjü[illegible] [illegible]er entwickelter, vor allem [illegible] glü[illegible] Man[illegible] sich trägt er die nämliche [illegible]bsta[illegible] er F[illegible] Frauen, weder Wirksam[illegible] n[illegible] tnis[illegible]ln können. Durchforscht [illegible] d[illegible] es [illegible] so tut der alte Zwiespalt [illegible] i[illegible] nun[illegible]rgreifend könnte man ihn [illegible] Fa[illegible] len[illegible]en. Der immer Strebende [illegible]cht [illegible]nti[illegible] seinen Augenblick Über[illegible]ge[illegible] vart[illegible]ns und kommt am Ende [illegible]t, [illegible] formendem Ideale heim.

Es ist, als nähme jetzt der Genius einen stilistischen Umweg, um sich aufs neue über den Dämon zu stürzen.

Denn dämonisch ist Goethe auch im erheiternden Süden geblieben. Wie er mit dem brausenden Entschlusse flieht, diesmal seine „ganze Existenz zu spielen“, wie er vom Kampfe zwischen Leben und Tod und einer ungeheuren Krankheit spricht, als er ankommt, so ist es auch der unantike Meister, für den er streitet: für Michelangelo und gegen Raffael, den er als wesensfremd verehrt, und es ist ein Gleichnis, wenn solche Debatte mit einem Landsmann damit schließt, daß beide Deutsche sich auf Lionardo einigen! Als Goethe aus der Sixtina kommt, vermag er Raffaels Loggien nicht mehr zu beachten, denn „das Auge war von jenen großen Formen so ausgeweitet, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehn mochte“.

Den römischen Carneval, dessen Naivität ihm fremd bleibt, kann er sich schließlich nur mit dem dämonischen Gleichnis erschließen, die größte Lust reize nur dann am höchsten, wenn sie sich ganz nah an Gefahr dränge und lüstern ängstlich süße Empfindungen in ihrer Nähe genieße. Vor der Musik erklärt er, mehr als Largo und Adagio das Aufregende zu lieben, „da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Lust und Mißlingen uns nur allzuoft herabzuziehen und zu überwältigen drohen“. Die einzige Szene, die er in Italien dem Faust zudichtet, die einzige ganz neue, die er zwischen 25 und 50 Jahren überhaupt am Faust geschrieben hat, ist jene Hexenküche, die wahrhaft anti-italisch, anti-harmonisch, die mit nordischem Trotze barock gehalten wurde.

Aus solchen dunklen Quellen wird auch weiterhin die Polarität seines Fühlens gespeist. Den Markusturm, von dem aus er die Lagune herrlich überflutet sah, besteigt er

während der Ebbe zum zweiten Male, um sie nach ihrer Herrlichkeit nun auch in ihrer Demut zu betrachten, denn es sei notwendig, diese beiden Bilder zu verbinden. „Iphigenie in Delphi“ sollte ganz vom Doppelwesen ihres Dichters erfüllt sein, ihre heilige Ruhe zu Elektrens irdischer Leidenschaft im Gegensatze stehn, und wahrscheinlich hätte die zügellose Elektra in diesem Stücke die stärkere Rolle erhalten.

Dreimal zieht es ihn auf den Vesuv, nicht nur als Geologen: durch alle seine Schilderungen Neapels geht der Gedanke, wie hier in dem mitten im Paradiese aufgetürmten Höllengipfel das Schreckliche zum Schönen in einen sinnverwirrenden Gegensatz gestellt sei; hier seien die Menschen, wie sie sind, weil sie sich zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlten! Zugleich bemerkt er zu Herders „Ideen“, deren neuer Teil ihn in Rom aufsucht: freilich würde die Humanität endlich siegen, „nur fürcht ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter werden wird“. In diesen cynisch ergriffenen Worten steht wiederum zu lesen, wie Goethe überall Kampf sieht, nirgends Moralität.

Das stärkste Bekenntnis seiner polaren Seele gibt jener Faustmonolog (Wald und Höhle), der ganz wie ein lyrisches Gedicht zu begreifen ist, nicht bloß weil er formal in der Dichtung alleinsteht, mehr noch, weil Goethe, als er Faust fortzusetzen in Rom schon wieder aufgegeben, außer der Hexenküche (die ein abgeschlossenes Bild darstellt), dies einzige Stück von 34 Zeilen in den Faust mehr untergebracht als hineinkomponiert hat. Hier überblickt Goethe in Rom wie von einem erhöhten Ruhepunkte, da er nun aufs neue so viel gelernt und erfahren, seine große Bahn:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
kaltstaunenden Besuch erlaubst du nur,
vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
wie in den Busen eines Freunds zu schauen . .
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
besänftigend herüber, schweben mir
von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
der Vorwelt silberne Gestalten auf
und lindern der Betrachtung strenge Lust."

Doch nun, auf dem Höhepunkte voller Beruhigung des Geistes — und grade jetzt fährt Goethe in seinem Selbstgespräche fort:

„O daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
die mich den Göttern nah und näher bringt,
mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
entbehren kann . .
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

In diesem Bekenntnis, in dessen letzten beiden Versen Fausts Problematik ihre tiefste Formel findet, liegt der Beginn des Goethischen Verzichtes auf reine Harmonie. Als Irrweg hatte er den Weg erkannt, den er vordem an

der Hand der Freundin gegangen war: sonst wäre er nicht geflohen. Entsagend seelenvolle Reinheit, Ausbrennung von Trieben und Widersprüchen war Selbstbetrug. Doch auch indem er die Sinne befreit, bleibt Goethe im Grunde schwer, bleibt stecken im Ressentiment, spricht dankbar mit dem Genius, doch grollend mit dem Dämon. Nirgends wird das Unverrückbare seiner dunklen Natur vor Antike und Süden, den beiden großen Vorbildern heiteren Gleichmaßes, deutlicher als dort, wo er die Summe ihrer erleichternden Einflüsse zieht: „Meine Existenz hat nun einen Ballast bekommen, der ihr gehörige Schwere gibt, ich fürchte mich nun vor den Gespenstern nicht mehr, die so oft mit mir gespielt haben."

Nur in solchem Sinn und nur bis zu dieser Grenze sänftigt sich Goethes Natur in Rom. So ist es zu verstehen, wenn er kurz vor der Rückkehr erklärt, in Rom habe er sich selbst zuerst gefunden, sei glücklich und vernünftig geworden, habe den Frieden mit sich selbst geschlossen. Bis hierher dringt in der Mitte seines Lebens dieses nach Gleichmaß strebende Herz. Heiterkeit der Antike, Gegenwart der Renaissance bleiben ihm verschlossen, nirgends zeigt sich ein Spiegelbild, auch nur ein Aperçu, das dahin führt. Tasso, den er aus jener Welt als Zeugen holt, hat nichts davon, vor Raffaels Liebesstätte steht Goethe nur mit dem verlangend schönen Worte, es sei ein heilig Monument, und alles, was ihn am Südländer als frei und schwebend entzückt, was er ihm an Leichtheit und Genußfähigkeit neidet, erklärt er für gänzlich fremd seinem Wesen.

Ist dies nicht der Beginn eines großen tragischen Kampfes: wie dieser immer Aufstrebende nun gegen die aufstrebende Gotik wütet? Wie dieser Geist in Italiens Natur, Kunst und Menschen überall Entwickelung, Werden

aufspürt, während sein Herz nach Sein und Gegenwart verlangt? Es ist, als wollte er sich's errechnen und dann seinem Dämon ablisten, was er in dieser Sonne, diesen Statuen wie ein erfülltes Ideal verehrt: unter fremden Menschen habe er hier wiedergefunden, daß der Moment alles sei und der vernünftige Mensch eine möglichste Masse vernünftiger, glücklicher Momente in sein Leben sammle.

Am stärksten ergreift dieser ewig zielferne Wanderer in seinem Verlangen nach Glück und Augenblick, nach natürlicher Balance den Nachgeborenen in diesem krampfhaften Aufschwung, den er in Neapel nimmt: „Übrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind, weil sie ganz sind; auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein. Das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kann's, wenigstens weiß ich, wo es liegt und wie es steht. Ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen."

Ich kann's! ruft er aus — doch gleich schränkt er den Willen zur Vorstellung ein. Wenn er es könnte, wäre er nicht heimgekehrt, oder ein neuer Mensch, nicht Goethe wäre heimgekehrt.

Indem er in der Freiheit seine Grenzen hinausschiebt und sichert, um dann in die Mitte seines Reiches heimzukehren, fragt man aufs neue, wo denn diese Mitte liege. Nur negativ gibt die Reise Antwort: sie liegt nicht mehr in Tätigkeit als solcher, nicht mehr in Bewegung um der Bewegung willen, Staat und Verwaltung als Pflicht sind ihm für immer ferngerückt; nicht mehr in der wirkenden Welt liegt Goethes Mitte. Doch ob sie mehr im Bilden, mehr im Forschen liegen wird, bleibt noch auf lange ungewiß. Be-

tont er immer wieder, in Rom habe er sich als Künstler wiedergefunden, so liegt darin Absage gegen die Welt, nicht gegen die Wissenschaft. Hier will er — schreibt er einmal — sich über die schönen Künste beruhigen, ihr heilig Bild sich in die Seele prägen, dann aber, heimgekehrt, Chemie und Mechanik studieren, „denn die Zeit des Schönen ist vorüber, nur die Not und das strengste Bedürfnis erfordern unsere Tage“. Hier scheint zugleich weltpolitische Vorahnung zu liegen.

Freilich ist er beim zweiten Aufenthalt in Rom mehr Künstler als Forscher, doch auch als Künstler scheint er hier mehr Forscher als Bildner. Streben nach Wahrheit hat sich klarer in ihm abgesetzt als Streben nach Schönheit, beständig nennt er die Antike wahr: „Ich bin für alles zu alt geworden, nur fürs Wahre nicht . . Es ist nichts groß als das Wahre, und das kleinste Wahre ist groß . . Wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe.“

Dies Problem ist es, das er vor Statuen und Körpern, vor Pflanzen und Gebirgen umkreist, nicht die Schönheit; und wie so unbestechlicher Drang in seiner Doppelseele begründet liegt, die nicht Moral noch Nützlichkeit, sondern Wahrheit will, auf jede Gefahr, wohin sie ihn auch führen möge: so stärkt und züchtet er sein amoralisches Grundelement durch seine entschlossenen Studien.

Gegen Ende der Reise spricht er diesen unromantischen, ja im früheren Sinne unpoetischen Grundgedanken aus: daß er „neuerdings nur die Sachen und nicht, wie sonst, bei und mit den Sachen sehe, was nicht da ist“. Auch findet er viel weniger Gleichnisse als früher und scheint weniger geneigt, Leben, Welt und Menschen gleichnishaft zu erfassen. Alles Mystische wird ihm fremder, Rembrandts schwebende Geistigkeit stellt er ausdrücklich hinter die

Klarheit der Antike, und dringt er einmal unter falschem Namen in Cagliostros Familie zu Palermo ein, so ist's aus dem Wunsche, den Abenteurer seiner mystischen Attribute zu entkleiden, an die er nie recht glaubte.

Ist dieser handelnde Drang nach Wahrheit ein Zeichen weichender Jugend? In Italien taucht das Wort auf und wiederholt sich oft: zu dem und jenem sei er zu alt geworden, frühere Dichtungen seien ihm im Feuer der Jugend gelungen, wir machten viel zu viel Anstalten um zu leben, höchstens zehn Arbeitsjahre habe er noch vor sich, sein lange mühseliges Leben sollte sich nun gegen Ende erheitern. An einem traurigen Abende kurz vor der Abreise sitzt er und zeichnet sein Grab bei der Pyramide des Cestius: „Ich will es gelegentlich fertig tuschen, und dann sollst du es haben.“ Und ahnt nicht, daß der Sohn einer Frau, die er bald kennen lernen soll, unter dieser Pyramide begraben werden wird, nach 40 Jahren, — und er wird den Tod dieses einzigen Sohnes dennoch überleben.

Aber bei allem Ernste der Grundstimmung wird er verjüngt. Nicht radikal wie Faust, denn nicht wie dieser hatte Goethe in einem Mauerloch gesteckt, und selbst aus römischen Pokalen ziemt ihm kein Zaubertrank. Doch so weit es seine langsam wachsende Art zuläßt, wird er erfrischt und darf sich am Ende der Reise gegen den Herzog von den Leiden ziemlich geheilt erklären, die ihn zu Hause quälten. Wie auf den einsamen Fahrten durch Thüringen fühlt Goethe in Oberitalien einem munteren und resoluten Leben sich zurückgegeben, ist froh, nichts mehr auf Zwang und Verhältnisse schieben zu können, und findet, sich selbst überlassen, im Äußeren ein Stück Jugend wieder.

Wie er in der Akademie zu Vicenza über eine müßige

Artistenfrage hin und her streiten hört, reißt ihn dies Schauspiel zu den jugendlichen Worten hin: „Wenn das meine Nation und meine Sprache wäre, ich wollte sie toll machen!“ Das Gute, was ihm widerfährt, — schreibt er aus Rom — müsse der Mensch wie einen glücklichen Rausch dahinnehmen, statt sich ums Glück und Unglück eines Ganzen zu bekümmern. Und alles faßt er zu guter Stunde an die Freunde in die Worte zusammen: „Wenn ihr an mich gedenkt, so denkt an mich als einen Glücklichen.“

Als es dann nordwärts geht, der Heimat zu, überfällt ihn dämonische Trauer: „In jeder großen Trauer liegt ein Keim von Wahnsinn, man muß sich hüten, sie nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ In Angelikas Garten pflanzt er zu seinem Gedächtnis eine kleine Pinie ein, später gesteht er, die letzten Tage in Rom habe er wie ein Kind geweint. Schwerer als der Abschied vom Süden drückt ihn beklommene Ahnung vor dem Wiedersehn im Norden, das er doch erstrebt. Schon ein Jahr zuvor schrieb er der Freundin zweifelnd, er möchte denen etwas werden, zu denen er zurückkehren solle; später häuften sich leise Winke und Fragen, was er zu Haus wohl zu erwarten habe, in kleinen ergreifenden Zurufen klang es aus Rom: „Liebt mich, verlangt mich, daß ich mit Freuden wiederkehre!“

Nun bläst ihm in Mailand der Nord entgegen, und wie er aus Statuen und Bläue wieder dunkleren Bergen sich nähert, nimmt er es auch wieder als Gleichnis auf, und eine leise Klage klingt hindurch, wenn er nun, wie auf dem Hinwege, seinem montanen Freunde Knebel schreibt, jetzt werden Kristallisationen „schon wieder wichtig“ und ein Stein schon wieder etwas. „So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist.“ Und in voller Ahnung fügt er, der noch gestern in einem Briefe scherzte, diesen

bebenden Satz an: „Ich bringe vieles mit — wenn ihr nur im Fall seid, es zu genießen."

Da hört er, der, auf den er am stärksten gezählt hat, sei an ihm vorbeigefahren: Herder nach Rom. Goethe erschrickt wie vor einem Zeichen, spricht von starker Prüfung, die damit über ihn ergeht, blickt aber an Deutschlands Grenze noch einmal auf die heitersten Wochen zurück, die ihm im Süden gegönnt waren: „Wenn du nach Castel Gandolfo kommst, — schreibt er in Konstanz an Herder — so frage nach einer Pinie . . Diese hatte ich in den Augen, als ich dich so sehnlich wünschte . . Reise glücklich und erbrich den Brief gesund, da, wo ich in meinem Leben das erste Mal unbedingt glücklich war."

Achtes Kapitel

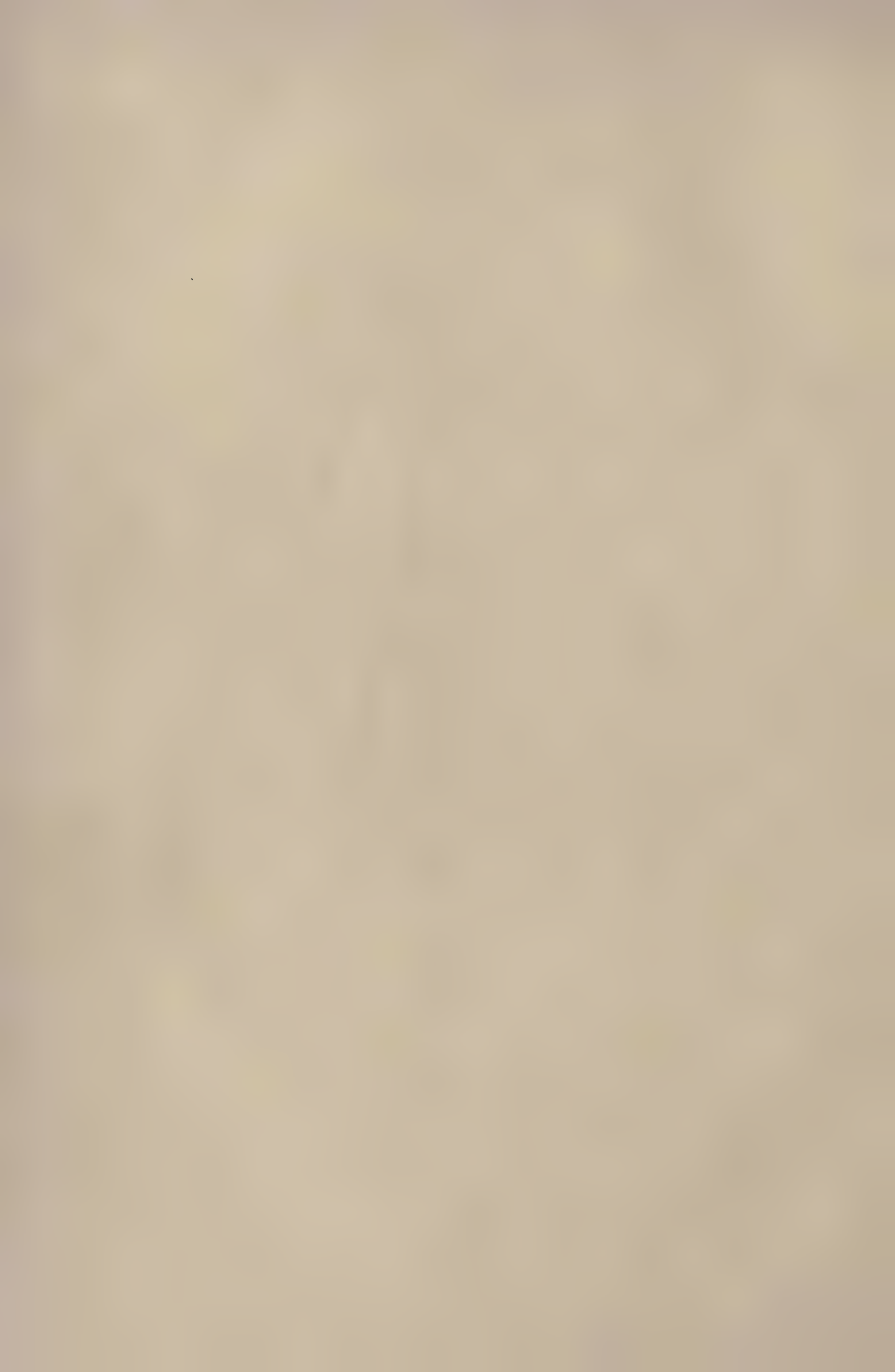
EINSAMKEIT

„Ich bin den großen Gefühlen nicht ewig aufgestimmt und ohne sie vergänglich.“





40jährig



Belvedere, Tee bei der Herzogin im kleinen Salon, es ist ein Abend zu Anfang August, alle Fenster sind geöffnet.

Goethe steht am Tisch, auf die eingelegte Platte hat er römische Zeichnungen gebreitet, sorgsam aufgezogen, manche leicht gerahmt, jetzt hat er den Plan von Rom drüber aufgerollt und zeigt der Herzogin, hinter ihr halb vorgebeugt, wo er gewohnt hat. Angestrengt blickt sie auf das große Blatt.

Carl August, am Fuße verletzt, sitzt im Fauteuil, in dem er sich herübertragen ließ, er sieht leidend aus, ist wieder einmal vom Pferde gestürzt, als er das übermüdete Tier bis zum Abend ins Quartier zwingen wollte. Erst 32 Jahre? Wird die gedrungen militärische Gestalt nicht sichtbar, so macht der Kopf allein ihn älter: als Fürst fängt man früh an zu leben, besonders wenn man mit 18 schon regiert. Er raucht und blickt ins Leere. Drüben, seine Mutter wirkt eher jünger, wie sie kerzengrade auf dem Kanapee sitzt, sie ist eben 50, doch in Haltung und Fülle immer noch eine Frau. Jetzt hat sie eine kleine Zeichnung vor und zeigt sie Wieland, der sich zu ihr neigt, mit spitzer Nase ihrem Rückenausschnitt angenähert; mit langer Kennerhand deutet er auf eine Rokokogruppe, die aus den Pinien des Bildes hervorschaut.

Links sitzt, vom Tische abgerückt, Caroline Herder,

sie scheint ihres Nachbars Knebel langes Schweigen nicht zu bemerken, ihr immer suchendes Auge sucht nur den Gatten, und wie sie ihn in einen Band der Vatikanischen Statuen vertieft findet, drüben am Fenster, berechnet sie, ob es ihn wohl störte, wenn sie zu ihm träte.

Gegenüber, den alternd schönen Kopf in die schmale Linke gestützt, lehnt weit zurück im Sessel Charlotte von Stein, immer schweigend, nur des Herzogs gelegentliche Aperçus kalt und glatt erwidernd. An der offenen Türe zur Terrasse erzählt ein Kammerherr einem Geheimderat pikante Geschichten aus Carl Augusts Jugend, doch der Beamte lächelt nur wenig: er hört nur halb hin — wie alle diese Menschen, die alle fern sind, während sie zu reden oder zuzuhören scheinen.

.. Schade! — denkt der Geheimderat — da schwärmen sie noch immer von jener Zeit wie vom verlorenen Paradiese, statt Goethes Wirksamkeit zurückzuwünschen. Ob er sich um das Bergwerk noch bekümmern wird? Beim ersten Gruße fragte er gleich danach, aber so rasch, so kurz, als wollte er mir's herausziehen, und seitdem nichts mehr, sechs Wochen lang. Gestern fragt' er in einer halben Stunde zweimal dasselbe, das war früher auch nicht. Der hat zuviel Sonne geschluckt, taugt nicht mehr in die Akten. Enfin, vielleicht ist er nun glücklicher . .

.. Wie das jetzt hier still hergeht! — denkt neben ihm der Kammerherr. — Wie in so einer Akademie. Seit vierzehn Tagen schwärmen Alle für Phidias, Alles tut, als läse es Winckelmann. Ist's denn so langweilig geworden in der Welt oder wird man schon alt? Noch nicht Eine Anekdote hat dieser Mensch aus Rom erzählt, lauter seriöse Dinge, die niemand interessieren. Mit nächstem sollte man wieder einmal nach Gotha gehn . .

. . Lohnt es im Grunde auf ein paar Monate? — denkt Herder, der nun doch noch nicht abgereift ift, und blättert. — Zwei Jahre wegbleiben kann nicht jeder, das nimmt sich nur dieser Glückspilz heraus. Wunderbare Dinge, die er gesehn hat, und wunderbar gesehn. Aber wer war sein Führer? Meine „Ideen“ führten ihn durch Rom, aus der Ferne gab ich ihm doch die entscheidende Direktive. Unsereins, der die Jahrhunderte im Herzen trägt, brauchte eigentlich nicht zu reisen. Immerhin, man kommt einmal heraus aus dem Neste . . Generalsuperintendent! Ah, es ist nicht genug Erfüllung, lange, lange nicht genug! Wo sind deine Mohrunger Jünglingsträume, Johann Gottfried Herder? König des Geistes, absoluter Monarch! Bist doch nur ein Herzog geworden. Dieser Goethe — nun ja, er wäre der Einzige, dem ich es gönnte zu regieren: denn von ihm kann man hoffen, daß er sich nicht vormacht, das wäre nun etwas. Dieser neue Vers: Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde! Sehr gut. Beinah Synthese von Faust und Mephisto. Caroline, machst du mir Gretchenaugen? Ach liebe Frau, es ist alles ganz anders . .

. . Wie lange die Herzogin ihm zuhört! — denkt Caroline. — Es ist Zeit, daß Herder nach Rom kommt, diese Reise hat Goethe zu viel Vorsprung gegeben. Wenn man nur sicher wäre, daß Dalberg alles bezahlt! Sie sollten uns doch endlich erhöhen, Goethe müßte sich dafür verwenden: er hat uns doch hergebracht! Aus Liebe? Ich werde das Gefühl nicht los: er tut am Ende nur, was ihm dient. Vielleicht ist er der Reichere, — der Tiefere sicher nicht, und was den Ruhm betrifft: unsere „Ideen“ machen in ganz Deutschland Aufsehen, aber wer fragt nach Egmont! . .

. . Das alles läßt ihn kalt, was er da demonstriert! —

denkt Knebel. — Wie anders war's am Sonntag Abend, als wir die Tiefurter Chaussee herunterkamen und er blieb stehn und rupfte eine kleine Myosotis, fing zu zergliedern an, da stand er, betrachtete und schwieg. Mit unsern Steinen war er so mitteilsam, jetzt von den Pflanzen schweigt er. Einsame Seele, du fliehst mich, weil du fürchtest, ich könnte dich verstehn . .

. . Als ob wir gar nicht vorhanden wären! — denkt Anna Amalia, indem sie sich Goethes entzückter Worte über den Park Borghese erinnert, dessen Bild sie in Händen hält. — Freilich freu' ich mich auch, hinunterzukommen, aber mein Vaterland könnt' ich doch nie so ganz drüber vergessen! Gestern klagte er abends über Regen und Kälte, weil sich's endlich abgekühlt hat. Gottlob, wir leben ja nicht am Pol! Warum kommt er dann eigentlich zurück? Aber so sind diese Bürger . .

. . Fine mouche! — denkt Wieland, der ohne Blicke mit in die Zeichnung schaut. — Macht alles elegant. Kaum ist er da, bemerkt, daß man sich indes hier auch erlaubt hat weiterzuleben, gleich findet er den einzigen Ausweg, sich in Stimmung zu halten, und nimmt sich ein Mädchen! Soll à la Juno sein, mais plus gentille, man hat nicht umsonst in römischer Fülle gelebt und Cupido gedichtet. Übrigens jung, braungelockt, angeblich sogar Jungfrau: est-ce que quelque chose lui manque? Charmante Szene, wenn ihm die Stallmeisterin dahinterkommt! . .

. . Wie von vier Glaswänden umschlossen! — denkt die Herzogin, indem sie Goethes Finger auf dem Stadtplan angestrengt folgt. — Man sollte ihn doch eigentlich jünger finden, gebräunt und lebhaft wie er scheint. Trotzdem ist es, als ob er eine Maske trüge. Ich begreife, ja ja, er ist nicht glücklich . .

. . Der Mensch ist ja ganz jung geworden! — denkt Carl August, der mit ihm den Morgen verplaudert hat. — Endlich begreift er wieder: man ist noch kein Greis mit einigen 30, braucht Zerstreuung, wenn man schwer schuften muß. Verfluchter Fuß! Am Ende wird mir die kleine Gore untreu, wenn ich nicht bald wieder laufen kann! Mit der Revue rückt's auch immer näher. Bis Sonntag warte ich noch, dann wird gereist, mag doch den Fuß der Teufel holen! Goethe muß mit, wie früher. Dienst kann er nicht mehr vorschützen, ich wette, er hat Geschmack an der Welt bekommen und ist froh, ohne Kosten zu reisen. Parbleu, wär' bloß dieser Tee schon überstanden . .

. . Unwiederbringlich! — denkt Frau von Stein und blickt aus ihren italischen Augen schwermütig zu ihm hinüber. — Steht er nicht da und doziert wie Loder oder sonst eine Jenenser Größe? Er wird dicker, er wird bequem. Was waren diese Hüften schmal! Wie zart geschwungen dies Kinn! Jetzt ist es beinah doppelt, und die Lippen sind breit; es scheint, er ißt mit Genuß. Der Zug um den Mund da deutet auf Küsse von einer Art . . O Charlotte, warum hieltest du dich nicht fester? Warum —? statt ihn mit ewiger Sehnsucht zu beherrschen! Jugend hat er dort unten getrunken von Wesen, die nur seine Lippen ergriffen! Nie wird ihn jemand wieder erfassen, wie ich's vom ersten Tage getan, niemand mich fassen wie er! Nun sucht der Verwaiste Genuß, — der freilich ist leicht zu finden. Auf inferiore Weise wird man glücklich. Unwiederbringlich, Genius, fort alles, was ich dir gab! Daß ich dich nicht hassen kann! . .

. . Wo bin ich? — denkt Goethe, während er zeigt und spricht. — Sind dieses meine Freunde, zu denen es

mich so herzlich zurückzog? Denen ich an langen Abenden erzählen wollte? Mein Publikum, meine Schüler, meine Lehrer, Herrin und Herr? Forschend fühl' ich ihre Blicke auf mich gerichtet, möchte an Gürtel und Strümpfe greifen, ob etwas locker sitzt, und als ich ihre Hände wieder in den meinen fühlte — war's Zufall? — sie schienen mir kalt! Jetzt erst fühl' ich, was ich aufgegeben, — doch wenn ich mich frage, warum ich's aufgab, muß ich mich zur Gelassenheit zwingen, um diesen hier nicht zu zürnen. Oder ist es wirklich nur dieser Himmel, der mich drückt? Das kann's allein nicht sein: das braunlockige Kind ist doch auch hier geboren — und reißt doch hin wie eine Römerin!

Als Goethe Weimar wieder betrat, an das er mehr als ein Jahrzehnt verschwendet hatte, fühlte er nach wenigen Tagen seine ängstlich vortastende Ahnung bestätigt. Warum bist du heimgekehrt? fragten die Blicke der Freunde. Warum bin ich heimgekehrt? fragte sein eigenes Herz zurück.

Damals, vor zwei Jahren, als er abfuhr, zogen im gleichen Gespanne seinen Lebenswagen die feindlichen Rosse Genius und Dämon an, flogen mit ihm über die Alpen weg, als gälte es seine kranke Jugend einzuholen, die nur noch im Süden wieder aufblühen konnte. Was er unten fand, war ein Stück Jugend, maßvoll und arbeitsam verrann ihm die Zeit, ein großer Ernst blieb über ihn gebreitet, und was an Heiterkeit des Südens und der Künstler an seine Küste schlug, blieb doch nur ein wohlgefälliges Spiel, dem er aus seinem Turme freundlich zuzuschauen noch nicht zu alt war.

Nichts und niemand trieb ihn zur Heimkehr, kaum daß ihn jemand bat oder brauchte. Der Herzog war in

seiner Weise fertig, Goethes Stelle mit seinem Einverständnis besetzt, die Freundin war, schon als er floh, nur noch Idee für ihn; nun, während dieser Jahre, verschwand sie ihm vollends in Dämmerung. Die Herzoginnen, Wieland waren seinem Streben längst nur noch freundliche Zuschauer, Knebel, selbst Herder erwünscht, doch nicht unersetzlich, und keineswegs stark genug, um ihn aus dem belebten Kreise mitstrebender Genossen, aus täglich neuen Anregungen zu locken. Wie Nebelwolken schwankten Stadt und Verwaltung, Politik und Hof am Horizonte eines kleinen Staates, von dem er vor einem Dutzend Jahren kaum mehr als den Namen kannte, mit dem ihn jetzt nichts verbindet als die Erinnerung eines Lernenden und Wirkenden. Als Dichter, als Forscher an kein Land gebunden, war Goethe 38jährig frei, in einem Land und Zustand zu verharren, die ihn beglückten. Warum ist er zurückgekehrt?

Weil er in Weimar Stellung, Haus und Gehalt hat, kann man erwidern, solange man's von außen ansieht. Auf einen Erwerb ist er gewiesen, des Vaters Erbe ist noch lange nicht sein, vermögenslos hat er die teure Reise nur vom Gehalt als Minister, zusammen mit dem Honorar seiner Gesamtausgabe bestreiten können. Ob weiter viel mit seinen Schriften zu verdienen sein wird, scheint zweifelhaft. Nicht jung, nicht Abenteurer genug, um es auf seinen Kopf zu wagen, obwohl er für keinen zweiten Menschen sorgen muß, ist er verwöhnt von Stellung und Lebensform, und ob er auch für seine Person mit einer Kammer in Rom, mit zwei Stübchen in Weimar genug hat, dennoch möchte man ungern das große schöne Haus entbehren, in dem man sammeln und empfangen kann, und obwohl er ohne Namen reiste, will er doch auf die Dauer seines Namens genießen. Diese Weimarer Stellung braucht er als Stütze, um sich steif

zu halten, wie sein Gang geworden ist. Vorsicht, Bequemlichkeit, Kleinstädterei: lauter Philistermotive scheinen ihn zum zweiten Mal dorthin zu treiben, wohin ihn zum ersten der Genius trug.

Und doch, im Anblick seiner zweiten Lebenshälfte ist's unmöglich, sich hiermit zu bescheiden: rational mögen sie scheinen, als irrational werden sich die Motive des Genius immer erweisen. Goethe konnte seine Gründe addieren; das Schicksal trieb ihn bewußtlos vorwärts. Es war zu spät, in einem Klima, in Studien und Umständen, wie er sie sich so lange gewünscht, dauernd oder nur noch länger zu verharren. Er kehrte heim, weil seine Seele nicht für das schwebende Gleichmaß südlicher Tage, nicht für die grenzenlose Weite Roms, nicht für die anmutige Freiheit der Fremde gebaut war, sondern einen engen Kreis, bestimmte Pflichten und jenen nordischen Himmel brauchte, aus dem man sich wegwünschen muß bis ans Ende.

Aus voller Freiheit seiner inneren Wahl hat Goethe Italien verlassen, weil seine polare Natur das Widerspiel von Wunsch und Erfüllung brauchte, weil weder Faust noch Mephisto das Gegenwärtige dauernd ertragen. Dies Widerspiel beherrscht seine Bahn.

Kaum ist er wieder daheim, so beginnt es von neuem zu wirken. Sehnsüchtig nach der freundlichen Gewohnheit von Haus und Freunden war er nach Norden gekehrt, immer betonend, dies südliche Volk und Leben sei ihm ein schönes fremdes Bild. In Weimar wächst sogleich, was er verlassen hat, zum Wunsch der Sehnsucht, und je unwahrscheinlicher es ihm nach freiem Entschluß erscheint, Rom wiederzusehen, um so inniger baut er den Wunsch danach

in seinem Herzen aus. „Gleichgültigkeit gegen alles, nach dem Verluste des römischen Glückes“ nennt er's in einer späteren Notiz.

Hat er es schon mit feuchten Augen verlassen, mit überglänzten blickt er nun über die Alpen. In jenen Faustversen hat er auch dies in Rom vorausgebildet. Nun dichtet er sich nach seiner Art das Erwünschte, und während er über Tiefstand des Barometers, Mangel an Farben seufzt und den kimmerischen Himmel anklagt, wie unglaublich er auf ihm laste, bricht er sich Bahn mit der Fiktion, er sei im Süden — ganz wie er unter römischen Pinien sich in den Nebel nordischer Hexen verlor. Jetzt, unter trübem Himmel schreibt er dieses:

„. . Gedenk' ich der Zeiten,
da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne!“

Ist es wunderbar, daß die Freunde ein so drangvoll flackerndes Gemüt, das in der Heimat noch ganz dem Reisenden zu gehören scheint, mit Befremden wiedersehen? Manches Wichtige war indes in ihrem Leben geschehen, das er nicht wichtig nehmen kann, die ganze Sphäre ist für den aus der Welt kommenden Mann doch noch weit enger, als sie ihm draußen erschien. Herder und die Herzogin-Mutter sind auf dem Sprunge dorthin, woher er kam, der Herzog in kriegerische Pläne nicht weniger als in neue

Liebschaft verstrickt, wochenlang ans Sofa gefesselt, unruhig aus mehr als einem Grunde. All dies hat Goethe geahnt und schon vor einem Jahre den Freunden scheinbar grundlos geschrieben, wie sonderbar es sei, „daß zwischen den besten und verständigsten Menschen eine Art von Flor und Hülle bleiben kann".

Charlotte, durch Enttäuschung, Krankheit, Einsamkeit um so viel gealtert, als Goethe immerhin verjüngt erscheint, nun im 47. Jahre, hatte länger als ein halbes Jahr keinen Brief von ihm erhalten. War der Abschied in Karlsbad schon uneingestanden ein Abschied fürs Leben, die schriftliche Aussöhnung nach Rom nur eine halbe: nun, da er eintritt, gebräunt und unruhvoll, erkennen Beide, wie fern sie einander gelebt haben. Wohl schickt sie ihm noch kleine Frühstücke, auch Fritz kommt wie ehedem, doch dies sind Gesten, mit denen man nicht mehr sagen will, als man fühlt. Ja, sie ist es allein, die, gestützt auf jenes unbegrenzte Vertrauen lange vergangener Jahre, Goethe die Wahrheit sagt, gleich in den ersten Tagen. Auch er wiederholt aus alter Gewohnheit noch ein paar Themen, schickt ihr vor dem Druck die Gedichte in der Handschrift, sagt aber zu Herders Frau: „Ach, mit Der (Charlotte) ist nicht viel anzufangen, sie ist verstimmt, und es scheint nicht, daß etwas werden will!"

Ihr selber kommt er zwar nicht werbend, doch mit rührender Gebärde, als ein bittender Mitmensch entgegen. „Gerne will ich alles hören, was du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrißnen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Innres nicht ist wie mein Äußres . . Mögest du in dem stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein . . Es wird

sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mich dergestalt für Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu dir kommen kann. Die Witterung (Ende August) macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will." Als er sich schließlich in Gesellschaft doch nach Kochberg wagt, empfängt sie ihn, wie Caroline schreibt, „ohne Herz. Das verstimmte ihn den ganzen Tag."

Offener gibt er sich gegen Herders Frau, die er auch nach Herders Abreise viel besucht, um Einkünfte und Kinder sich kümmernd; und wie sie, feinen Herzens, doch immer unzulänglich ihn betrachtet, schildert sie ihn in diesen Wochen dem Gatten, so daß man durch seine Maske den Zustand seiner Seele spüren mag:

„Goethe hat viel Lustiges, ich möchte sagen Betäubendes über seine häusliche menschliche Situation gesagt . . Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken und dergleichen. Alles . . käme darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besäße . . Im ganzen will es mir nicht wohl mit ihm werden. Er lebt jetzt, ohne seinem Herzen Nahrung zu geben. Die Stein meint, er sei sinnlich geworden, und sie hat nicht ganz Unrecht."

Einmal kommt er überraschend zu Herders Frau, er sagt: „Ich war schon auf dem Weg nach meinem Garten und mußte umwenden; es trieb mich her, nicht die Liebe, sondern vielleicht die Verzweiflung. Ich ging soeben vom Herzog weg." Ebenso kurz und maskiert, dumpf und wartend sind auch die wenigen Sätze, die sich aus seiner Seele

durchs wohlverschlossene Gehege der Briefe drängen: „Ich lebe sehr wunderlich. Sehr zusammengenommen, und harre auf Zeit und Stunde . . Jedermann findet seine Konvenienz, sich zu isolieren, und mir geht es nun gar wie dem Epimenides nach seinem Erwachen . . Wie ich denn überhaupt gänzlich unnütz bin." An seinem Geburtstage tanzt er bis Mitternacht: Goethe muß 39 Jahre werden, um in einer unruhvoll stillstehenden Betäubung in seinen Geburtstag einmal hinein zu tanzen. Und es wird wieder länger als 30 Jahre dauern, bis er das wiederholen darf.

Zum Herbst hin rafft er sich auf, überblickt die möglichen Formen des Lebens. Was er braucht, ist eine Stätte der Sammlung, ein Einkommen unabhängig vom Erfolge seiner Schriften, ist Nähe einer Universität, ein Kreis, der ihm als Zuhörer und Schüler dient: so faßt er den Entschluß, von nun an bis zum Ende hier auszuharren, trotz Rücktritts vom Hauptamte, trotz Entfremdung — trotz, vielleicht wegen dieser Einsamkeit. Ja, bis zum Ende, denn für eine Spanne Zeit ergriffe ein Mann seines Wesens nicht so umfassende Vorkehrungen.

Die erste ist Klärung seiner Ämter. Zwar bleibt er Mitglied des Conseil, doch da schon zwei Jahre vor der Reise sein Stuhl immer leer darin stand, nimmt man ihn jetzt heraus: Goethe erhält das Recht, wenn er erscheinen will, des Herzogs Stuhl einzunehmen. Das ist eine von den Delikatessen, mit denen Carl August den Freund vor dem Lande um so lieber ehrt, als er sicher ist, daß es bei der Form bleiben wird. Goethe ist offenbar nie mehr im Conseil erschienen, doch der Gedanke an diesen Stuhl, der durch die Jahrzehnte bereitsteht, verstärkt ihm gewiß jenes

Gefühl weltlicher Stellung und einer Macht, die er nur ganz verachtet hat, solange er sie ausübte. Dagegen scheint ihn nichts zu dieser Ausübung zurückzulocken. Ein paar Jahre lang wird er zur Fortführung gewisser Unternehmungen zugezogen, als Initiator oder als Autorität, greift wohl auch spontan ein, wenn eine alte Kanalfrage wieder akut wird, oder wenn ein Seiler um die Erlaubnis nachsucht, Schläuche zu machen. Doch hören solche Gelegenheiten bald auf, und wenn er vor einer Reise dem Herzoge mitteilt, die Steuersachen lägen wohl vorbereitet, so ist dies die einzige seiner früheren Aufgaben, deren Aufsicht er noch ein Stück weiterspinnt.

Aller Verantwortung ist er ledig, jedes Mahnwort an Herzog, Hof und Regierung schweigt, nur selten blinzelt der sparsam warnende Finanzminister hervor, etwa, wenn er der Herzogin-Mutter nach Neapel schreibt, dieser Ausflug könnte sie in beschwerliche Ausgaben verwickeln: „Eure Durchlaucht verzeihen diese zwar wohlgemeinte, aber freilich nach einem Ex-Kammerpräsidenten schmeckende Äußerung." Mit solcher Selbstironie spielt er den alten Hausfreund und verbirgt hinter höfischer Floskel kaum seinen Groll gegen überflüssige Amüsements. Im gleichen Briefe aber bittet er die Fürstin, deutsche Maler in Rom, seine Freunde, zu unterstützen!

Kühl bis zum Hochmut sind diese Briefe an Anna Amalia, es ist, als spräche er sich jetzt, der Leitung enthoben, noch offener, noch kühner zu seinen Fürsten aus: gegen Verschwendung und für Mäcenatentum. Als er, um Herder in Weimar zu halten, für dessen Kinder Renten von den drei Höfen erbittet, die Herzogin-Mutter aber nur die Hälfte des von ihr erbetenen Anteils bewilligt, gibt er herablassend sein Einverständnis: wolle sie überdies nicht,

wie vorgeschlagen, einem der Kinder ein Legat vermachen, „so abstrahiere ich vorerst davon, bis Eure Durchlaucht zurückkommen, und sollten Sie es nicht tunlich finden, so will ich selbst dereinst von meinem geringen Nachlasse dem Kinde etwas bestimmen". Deutliche moralische Bedrohung.

Zarter bleibt sein Umgang mit der Herzogin, in deren resignierter Trauer er sich zuweilen wiederfindet. Überhaupt läßt sich ein ins Erotische hinüber tastender Zug von platonischer Sympathie zwischen Beiden zwar nicht beweisen, doch im Anblick der Dokumente nicht wohl übersehen. Jetzt liest er ihr häufig vor, bringt sie über die Krisis einer unglücklichen Niederkunft hinweg; sie gibt ihm ihres Gatten Briefe zur Lektüre. Den Erbprinzen, der nun heranwächst, attachiert er sich mit der ganzen Wärme des Kinderfreundes, des Erziehers und des Fürstendieners, zieht, weil das Kind sich's wünscht, für ein paar Wochen nach Belvedere als eine Art von beratendem Hofmeister, nimmt ihn auf Fahrten nach Jena mit, schreibt viel innig Kluges dem Vater über den Sohn. Goethe braucht immer Objekte der Erziehung, und Fritz von Stein entwächst ihm mehr durch die Jahre als durch die Verstimmung der Mutter.

Auch praktisch bleibt er tätig für den Hof, leitet den Umbau eines alten Schlosses, sucht einen fremden Beamten, den er auf Reisen kennen lernt, nach Weimar zu ziehen, sorgt zugleich für alte Freunde am Hofe, schafft einem verschuldeten Kammerherrn Kredit, bringt seinen alten Diener in ein Rentamt. Von Amtswegen bleibt er an der Spitze des Bergbaus, besichtigt aber Ilmenau erst drei Monate nach der Rückkehr.

Im übrigen wird er Kultur-Minister des kleinen Landes, das heißt er übernimmt Leitung und Aufsicht der Uni-

versität, Institute, Zeichenakademie, Theater. Und dies ist mehr als ein Amt. Hier und nur hier wird ein Stück staatlicher Macht wieder zum wahren Instrument seines bildenden Geistes. Er ergreift es, auch weil er sich bedroht fühlt: offiziell will er geistiger Führer dieses Herzogtumes werden, da er es für Deutschland nicht bleiben kann.

Denn als Goethe heimkehrt, findet er den Geist der Literatur verändert. Hat er es in den letzten müdgelaufenen Jahren vor der Reise kaum bemerkt, vielleicht nicht merken wollen: jetzt drängt sich's ihm entgegen, daß andere Götter regieren. Als Goethe in Rom ist, tritt Schiller in Weimar ein. Halb Deutschland spielt seine Stücke. Als Goethe heimkehrt, spricht und schreibt niemand über die eben erschienene Iphigenie, und auch als dann bald der Tasso folgt, bleibt alles stumm: 20 Jahre werden vergehen, bis ihn die Berliner Bühne spielt. Alle Welt schwärmt für Don Carlos, auch der Herzog, dessen Meininger Vetter Schiller zum Hofrat ernennt.

Goethe aber sind — so beschreibt er's später — Schillers Räuber „verhaßt, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent grade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome . . ausgegossen hatte . . Der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein . . gezollt ward, erschreckte mich . . Die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gern völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand!"

Zunächst schweigt er, und während er sich eine

Festung baut, um in ihrem Innern dichtend und forschend ungestört zu bleiben, panzert er sie zugleich nach außen zu einem festen Stützpunkt aus, den so leicht keiner einnehmen wird. Seine Stellung als Minister für Kultur — zunächst ergriffen, um dem Gehalt die Leistung entgegenzustellen — benutzt er jetzt als Kernstück dieser Festung.

Entschlossen, weder Schiller noch einem Andern die Geistesführung dieses Landes abzutreten, geht er rasch vor. Von Schiller, mit dem von Macht zu Macht zu verhandeln er jahrelang ablehnt, ist — wie zum Willkommen bei der Rückkehr aus Italien — eine Kritik über Egmont erschienen, voll verehrungsvollem Tadel, die Goethe gegen den Herzog mit unmerklichem Stolze und einem nur zu witternden Seitenhiebe auf ihn, Schillers neuen Mäcen, fürstlich abtut. Jetzt schlägt Goethe den in und um Weimar lebenden, ihm unbequemen Dichter zum Professor der Geschichte vor, das heißt, er schiebt ihn nach Jena ab. Auch aus der Zeichenschule verdrängt er das Fremde und führt Methoden und Lehrer ein, die seine hochstilisierten Ideen ausführen.

Denn zugleich wird die Festung eine Akademie. Indem er sich immer weniger Dichter fühlt, immer mehr Forscher und Ästhetiker, braucht Goethe Mitarbeiter. Er holt sich Dezernenten, die gegen Brot und Stellung ihm zu seinen Studien reichen, was er entbehrt. Diese unsichtbare Goethe-Akademie mit Sitz in Goethes Hause, großer Ausbau seiner römischen Gesamtstudien, höchster Mannesausdruck seiner dilettierenden Jugend, wird zunächst mit Gelehrten besetzt. Aus Rom kommt Moritz, wohnt mehrere Wochen bei Goethe, dann wird er freundlich entlassen, einem verworrenen Schicksal überantwortet: er hat ja in aestheticis alles abgeladen, was der Freund braucht, zu-

sammengefaßt in einem Manifeste, das in Goethes Werke übergegangen ist, wie eine Assistenten-Arbeit in das Archiv des Institutes. Für Meyer, den Kunsthistoriker und Maler, erwirkt er sogar zweijährige Unterstützung in Rom, damit er dort seine Studien komplettiere, gegen das Versprechen, nachher nach Weimar zu kommen.

Solche Zuschüsse, Gehälter und Aufträge muß auf Goethes Rat der Herzog unter dem Stichworte geben, ein neues Florenz solle in seiner Hauptstadt erblühen; in Wahrheit ist es Goethe nur um ihm dienende Kräfte zu tun. Denn wie sich jetzt, bei freiem Ausblicke, bei geringen Pflichten, nach großen Einsichten, die Bahn seines Wirkens in eine Fläche verbreitert, kann er's nicht mehr bewältigen, wenn nicht gewisse Stoffe seinem Geiste vorgearbeitet werden, wie einem Minister. Dieser immer tiefer greifende Forschungswille ist es allein, der ihn von nun an Menschenschicksale verschieben, ganze Köpfe für sich reservieren läßt und der ihn in höchste Ungeduld versetzt, wenn einer nicht kommen mag, versagt oder wieder fort will. Meyers Kunsterkenntnisse sind ihm unentbehrlich wie ein Lexikon, und als der Freund erkrankt, schreibt Goethe: „Wenn er stirbt, so verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden ich fürs ganze Leben verzweifle.“ Doch Meyer gesundet und bleibt 10 Jahre sein Hausgenosse, 40 Jahre sein Freund.

Als Goethe dann unversehens in die Optik gerät, will er einen Berliner Kapellmeister zur verwandten Wissenschaft heranziehen: „Lassen Sie uns die Akustik gemeinsam angreifen! Diese großen Gegenstände müssen von Mehreren, aber zu gleicher Zeit bearbeitet werden, wenn die Wissenschaft fortrücken soll . . Lassen Sie uns konferieren und jeden von seiner Seite arbeiten, ich habe mich schon mit einem Maler und Mathematiker innig assoziiert

und hoffe bald für die übrigen Fächer auch nahe und reine Verbindungen."

Fächer — klingt's nicht, als gäbe es keine Universitäten? Hat Goethe nicht noch vor 5 Jahren in Jena auf der Schulbank gesessen, lernend, was ihn die Fachleute lehrten? Zum Teil ist's wohl Ärger und Spott, die er gegen alle Zünftigen empfindet, seit man seine ersten Schritte in die Knochenlehre so übel aufgenommen; dann wieder ist es der große Autodidakt, es ist der immer einsame Betrachter, der sich nun zum Autokraten auswächst.

Noch nötiger braucht er zeichnende, stechende, radierende, malende Hände. In Rom hat eine letzte systematische Anstrengung ihm gezeigt, daß er kein Maler sei. Von nun ab — und wir ahnen, mit wie schwerem Herzen! — verzichtet er und zieht dafür seine römischen Freunde nach Norden. Meyer schickt er nach Dresden, um Tizian zu kopieren, Lips lockt er durch Ankündigung von Aufträgen und Zeitschriften, vermittelt ihm ansehnliches Reisegeld, später kommt auch Bury. Da Goethe für die Finanzen nicht mehr die Verantwortung trägt, wird es ihm leicht, den Herzog zum Mäcen zu machen. In seiner Leidenschaft für bildende Kunst, in Rom auf die Spitze getrieben, sucht er sich mit Bildern und Steinen Roms Abglanz zu ersetzen, und da Goethe sein Leben lang nie Besitz als solchen erstrebt hat, da er gewiß nichts gesammelt hätte, wären Sammlungen in Weimar gewesen, so erreicht er seine eigenen Zwecke, indem er Hof, Stadt und Akademie zu bereichern scheint.

Kann er's vom Herzog nicht verlangen, so geht er beide Herzoginnen an, Künstler durch Bestellungen und Pensionen zu befreien. Oder er schickt einen musikalischen Diener ans Berliner Orchester, einen Stecher läßt er in

Dresden im Steinschneiden ausbilden. Aus dem Haus und aus den Briefen, die früher von Weltleuten voll waren, schauen, nach der Reise, auf einmal lauter Künstlerköpfe hervor, und wenn er nun, am Schlusse von „Künstlers Apotheose" diesen die Muse bitten läßt, den Schüler zu unterstützen, so ist es Goethe, der vor dem Herzog auf Lips oder Facius deutet und mahnt:

„Und willst du diesen jungen Mann,
wie er's verdient, dereinst erheben,
so bitt' ich, ihm bei seinem Leben,
solang' er selbst noch kaun und küssen kann,
das Nötige zur rechten Zeit zu geben!"

Anderthalb Millionen — so kann er 40 Jahre später resümieren — sind in dem kleinen Kreis auf seine Anregung zu großen Zwecken ausgegeben worden.

Auch sein dozierend sozialer Sinn braucht ein Zentrum. Eine Freitags-Gesellschaft vereinigt ihm nun alle Wochen einen kleinen Kreis von Gelehrten, Künstlern, Liebhabern zu Vorträgen, und wenn er bei Eröffnung betont, nicht einmal der Künstler solle wie Prometheus oder Pygmalion in der Einsamkeit wirken, so nimmt er erst recht für die Wissenschaften kollegiale Methoden in Anspruch. Auch für seine Osteologie wünscht er nun eine Art Schule zusammen zu rufen, denn nur didaktisch und dogmatisch behauptet Goethe verfahren zu können, weder dialogisch noch konversierend. Wie? Hat er nicht einen ganzen Hof, eine ganze Stadt unterhalten, damals als er kam? Vielleicht gedenkt die Herzogin jener alten Zeiten, jetzt, da sie ihn vor der schwarzen Tafel stehen sieht, einen Stock in Händen, seine neue Farbentheorie demonstrierend. Farbige Schatten? Welch ein Gleichnis seiner Wandlung!

Und doch scheint er dem Goethe jener ersten Monate äußerlich irgendwie verwandter als dem der letzten, aus denen er nach Rom entsprang. Goethe, der die letzten Jahre hier beinah unsichtbar geblieben, geht wieder in Gesellschaft. „Verzeihen Sie, ich bin heute zerstreut, und von Carnevals-Lustbarkeiten ist mir der Kopf wüste": jetzt schreibt er's nach Rom an Freund Meyer. Vor einem Jahre floh er in Rom nach einer halben Stunde von der Redoute, um sie nie wieder zu betreten! Gibt er in seinem Garten jetzt einen großen Tee, so ist er's zufrieden, ihm „graut" nicht mehr davor wie vor der Reise. In Belvedere sucht er durch Tee und saure Milch „die Gemüter der Frauen zu gewinnen, indes die Männer von der gewaltsamen Parze an den Spieltisch gefesselt sind".

Dabei bleibt seine Arbeitskraft auf der Höhe, er ersucht einen Kollegen zu einer Besprechung entweder bis abends um 11 oder den andern Morgen um 6 zu kommen. Er liest viel vor, das Faustfragment dreimal hintereinander. Dazwischen fährt er oft nach Jena, wo er zwar früh morgens mit Fichte, Humboldt und Meyer durch den Schnee in die Bänderlehre pilgert, doch nachmittags zu Tees, abends auf Bälle, in Konzerte geht und nicht müde wird, von Italien zu erzählen, denn das hören die Leute am liebsten.

Die Leute hören überhaupt mehr von ihm als früher und beinah mehr als die Freunde. Knebel tritt etwas zurück, jetzt ist er ihm zu dunkel: Goethe sucht Helle, Bewegung, sucht Jugend. Knebel auf eine Reise einzuladen, zögert er und meint nachher: „Er ist so gut, und es ist so gefährlich, sich mit ihm zu gesellen, und ich habe so ganz

meine eigne Weise, nach der ich leben muß oder ganz elend bin."

Wie gut ist er zu Herders Frau, als eine Berufung des abwesenden Mannes nach Göttingen sie in Hoffnung und Unruhe versetzt! Immer wieder schreibt er dem Freunde nach Rom und rät ihr zu Hause, ja jedes Für und Wider zu überlegen. Zuschuß für ihn und für die Kinder, höheren Titel und größere Freiheit erwirkt er dem Freunde, um ihn hier zu halten, immer wieder rühmt er sein neues Werk vor der Frau — und doch, ob er auch als der Treuste rät und handelt, ob auch Frau Caroline ihrem Manne immer versichern muß, er sei der einzige Freund: dies ist nicht Goethes alte grenzenlose Hingabe mehr — nicht an Herders noch an andere Freunde. Einmal entschlüpft ihm ein „Schreiben Sie dem guten Alten", und es ist seine ganze Haltung gegeben, wenn er sich vor dieser Freundin ein andermal mit den Worten verteidigt: „Ich kann in einzelnen Sachen irren, aufs Ganze werde ich nie fehlen."

Ein sozusagen herzlicher Ton tritt nun in seinen Briefen an alle Welt hervor, freundlicher als früher scheinen sie, ihre Fläche ist glatter, übliche Wendungen, eine Menge Nachschriften geben von einer Zerstreuung Zeugnis, die ihm früher fremd gewesen. Das sind Mitteilungen mehr als Briefe, auf jeden Fall scheinen es selten Briefe eines Dichters. An gute Freunde träufelt von oben „Mein Lieber" oder „Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit", mehrfach heißt es, man möge die schlechte Schrift entschuldigen, und hält man diese Briefe nebeneinander, so finden sich wiederholte Mitteilungen, doch auch wiederholte Bilder und Gleichnisse am selben oder folgenden Tage.

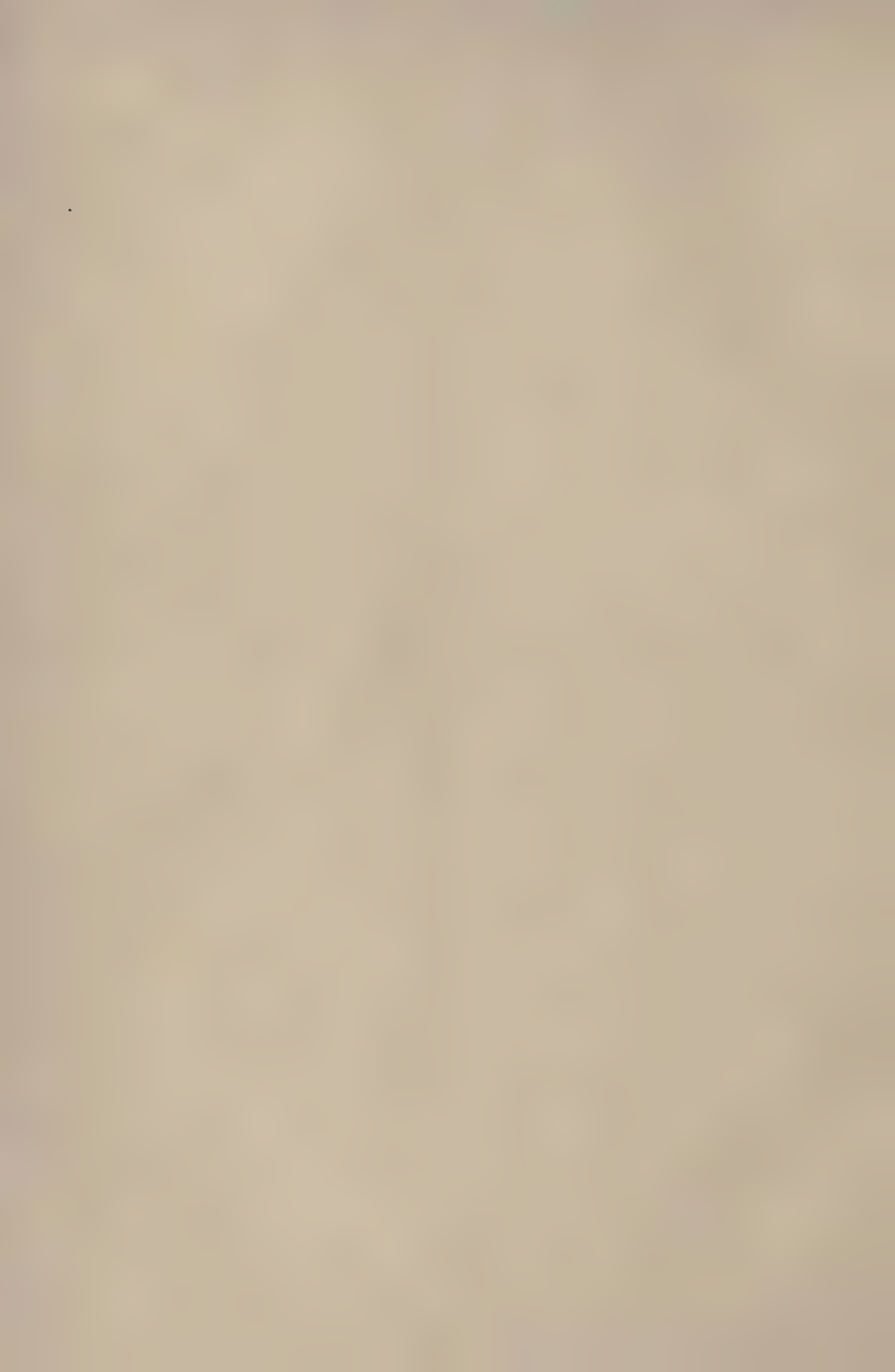
Sind alle diese Zeichen eines gelenkigeren, geselligeren Lebens Symptome einer erleichterten Natur? Dann müß-

ten Spuren innerer Heiterkeit zu finden sein. Bedeuten sie Flucht vor sich selbst, eines Unseligen, der sich betäuben will? Dann müßten Spuren des Zusammenbruches, Gründe oder wenigstens Ursachen in dieser Epoche sichtbar werden. Hier ist vielmehr ein Mann, den der Kampf mit der Welt nach und nach so sehr isolierte, der sein inneres Leben endlich so völlig abschloß, daß ihm nicht mehr gefährlich scheint, sich in die Welt zu mischen; ein Mann, der nach gewaltigen Versuchen, sein Wesen mit der Welt zu einigen, nicht mehr trotzig auf die Welt, doch klug auf die Einigung verzichtet. Hier ist ein Mann mit einer Maske: hier ist Goethe, der 41jährige, von Lips gezeichnet.

Mitte des Lebens, doch nur an Jahren, Grenze der Jugend, doch nur in Zahlen. Breit und massig beginnen nun diese Züge zu werden, die karg und nervös noch vor vier Jahren schienen, ausladend majestätisch diese Nase, deren ungrade Linie von Anfang an den mit sich Kämpfenden anzeigte, an ihrem Strande lagern wie schöne schwere Schiffe diese Lippen, lastend beginnt sich das Kinn zu verstärken, und ob auch diese Stirne wächst: gelaßner, schwerer, quadratischer wird dennoch der Kopf, der noch vor kurzem steil aufstreben wollte. Aber das Auge, einstmals suchend, dann passioniert, dann feurig, dann forschend, jetzt scheint es in unergründliche Einsamkeit gebannt, senkrecht wie auf keinem andern Bilde ist es dir zugewandt, grade blickt es dich an — und sieht dich dennoch nicht. Nie hat ein Mund hartnäckiger geschwiegen, nie blickte ein Auge stummer in die Weite und eben dadurch in sich selbst als Goethe auf diesem Bilde. Nein, sie ist dahin, die brennende Jugend, die fragende, wünschende, rauschen-



41jährig



de, werbende. Hier ist das erste, ergreifend frühe Dokument des alternden Goethe.

Ist es erstaunlich, daß er endlich, auch er, besitzen, genießen, behalten will, was Andern früher und reicher gegönnt war? Er nimmt eine Frau, er gründet ein Haus, er zeugt einen Sohn.

Auch hier wird der verborgene Plan der Götter von diesem ahnungsvollen Menschen früh durchschaut. Wie er's ergreift, scheint es nur der Flügelschlag der Tyche, der ihn leise berührt. Nach ein paar Monaten ist es ihm schon Erfüllung, nach ein paar Jahren Schicksal.

„Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht . .
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit; lernet sie kennen! . .
Gern ergibt sie sich nur dem raschen, tätigen Manne,
dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen,
die Haare
fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! . .“

Vier Wochen nach der Heimkehr, im Juli, geht Goethe eines Morgens im Park spazieren. Ein Mädchen, wie es jene Verse schildern, tritt auf ihn zu, verneigt sich, bittet, er möge sich ihres Bruders annehmen: Schriftsteller ist er, ohne Brot und Stellung. Christiane Vulpius ist 23, Goethe fast 39, Frau von Stein 46 Jahre. An Jahren und Frische ist es, als träte Charlottens Tochter vor ihn hin, an Wesen,

Blut und Rasse sind sie grundverschieden. Doch jener Römerin mag sie ähneln, die Goethe vor ein paar Monaten verließ. Wie sie zu dieser Zeit wirkt, hat Goethe auch in zwei Zeichnungen überliefert; Johanna Schopenhauer in den schönen Worten, Christiane sei damals einem jungen Dionysos ähnlich gewesen.

Alles, was apollinisch war an Charlotte, das melancholisch Abendhafte des schwarzen Auges, das elfenbeinern Kühle des Teints, Gebundenheit der edlen Formen fand in diesem Wesen sein Widerspiel; alles schien hier morgendlich frisch bewegt, jungfräuliche Fülle verlangte nach Lust, während dort frauenhafte Kenntnis in langgedehnten Entbehrungen schmolz.

Goethe, der fast ihr Vater sein konnte, greift wie nach einem Becher nach ihr, um Wirrnis und Unruhe hinabzuspülen, ohne nach Gattung und Jahrgang des Weines viel zu fragen. Er greift nach einem jungen, feurig naiven Wesen wohl mehr als nach Christiane Vulpius; Erscheinung mag ihm zunächst mehr bedeuten als Persönlichkeit, denn rascher, isolierter als alle früheren Frauen nimmt er sie auf.

Christiane ist die erste blühende Erscheinung, die dem nach Norden Zurückverbannten begegnet, und grade die Schnelligkeit, mit der er in ihr ein paar Wochen nach der Heimkehr eine Geliebte hat, läßt auf eine Art von Vorsatz schließen, mit dem er hergekommen. Zum ersten Male scheint es, Goethe habe eine Frau mehr gesucht als gefunden; doch die er fand, war eben die Gesuchte, und so, aus dem Entschluß eines Mannes auf seiner Höhe, der eine Frau braucht, und aus dem Geschenk einer holden Tyche schloß sich der Ring um sein Herz.

Denn vom ersten Augenblicke ist es sein Herz, das seiner Lust den Takt schlägt; ein primitiver Dualismus von

Seele und Sinnen hat nirgends weniger Statt als bei Goethe, den keine Hygiene der Seele verleitet hätte, einer Frau nur einen Teil von sich zu geben. Er, den es in Venedig drängte, den Palladio seinem Diener zu erklären, weil er grade mit ihm vor dem Kunstwerk steht, er, der den Knaben an seiner Seite in Phänomene der Natur zu führen trachtet, wie sie ihn grade selbst bewegen, dieser Mann, schweigsam und mißtrauisch gegen die Welt, erschlossen und hingegeben gegen die Vertrauten, er, der noch nie mit einer Frau unter seinem Dache gelebt hat, sollte diese erste aus seinem Herzen schließen, um wie ein Parvenü ein Instrument der Lust nach Laune zu entbieten, sie sonst in Küche und Haushalt lassen und indes ein andres, zweites Leben mit Männern und Frauen führen? Noch nach Jahrzehnten wird es nicht so sein.

Für jetzt trennt er sogar seine Arbeit nicht von ihr. Freilich fehlt ihr Freiheit und Weite von Charlottens Bildung, fehlt überhaupt jede Kulturform, sich darzustellen, und hat auch Frau von Stein Goethes Kopf nie angeregt, so begriff sie doch rasch, was er in ihr anregte. Christiane begreift einfältiger, doch wenn ihr der Freund optische Versuche, botanische Studien erklärt, so faßt ihr Mutterwitz, was Charlottens Intellekt begriff. Vor den Wissenschaften, denen sich Goethe jetzt ganz zuneigt, sind beide Frauen gleiche Laien, doch mit einer rührend süßen Stimme erwidert er in lyrischer Form Christianens Frage nach der „Metamorphose der Pflanze“: dies didaktische Gedicht, das doch seine ersten Zeilen zu einem Liebesgedichte machen, verbindet wie ein Regenbogen die fernen Horizonte der Liebenden.

Was er aus den Frauen herausdichtet, Bilder der Seele, die er ihnen nachgestaltet, entstehen nacheinander,

und wirkt Iphigeniens Gestalt tiefer, größer, edler als die Heldin der Römischen Elegien, so ist dafür dies moderne Mädchen nach ihrem innersten Wesen antikischer als jene antikisierte Moderne. Nicht um den Wert der Dichtungen, die Goethe aus Eros zog, handelt sich's hier — und Schiller hielt die Elegien höher als alles, was Goethe bis dahin geschrieben, — nur um innere Nähe des Verhältnisses: da könnte niemand sagen, welches ihm näher war. Wenn aus Christianens Liebe eine ungleiche Ehe wurde, so bleibt darum das erste Jahrzehnt dieser Ehe nicht minder hold.

Dreimal hatte Goethe sich, zwischen 17 und 24, verlobt oder versprochen, stets mit dem Wunsch nach Kindern; nun wieder denkt der 40jährige, wo nicht gleich an die Ehe, doch an Kinder. Zum ersten Male tritt ein Mensch als der Zweite dauernd in Goethes Haus.

In Weimar vollends hatte er über ein Jahrzehnt weg keine Frau zu sich genommen, hatte lange mit der ersten Dame bei Hofe, eine Weile mit der schönsten Künstlerin der Stadt als Liebhaber verkehrt, doch nie gelebt. Jetzt, gleich nach seiner zweiten Ankunft, verbindet er sich mit diesem Mädchen, die als Tochter eines Archivarius ohne Mittel zurückgeblieben und nun genötigt war, in einer Fabrik Blumen zu machen. Heiter ist sie, klar und wirtlich, und ist sie tanzlustig, so blieb doch ihr Ruf ohne Tadel. In der ersten Zeit trifft er sie nur im Gartenhäuschen; wie er sie nach kaum zwei Jahren mit ihrer Mutter in sein Stadthaus nimmt, will er sie noch nicht heiraten: er will eine Frau, ein Heim, will seinem Sohn eine Stätte baun. „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie", und am Jahrestage spricht er vom Datum seines Ehestandes.

Auch an die Heimat erinnert ihr heiteres, weinfrohes Wesen diesen Mann, der 50 Jahre lang Thüringens Landschaft vergebens zu lieben strebte und nicht nur nach dem Tiber, auch nach Main und Rhein verlangte, wenn ihm Bäche und Wasserspiegel fehlten. „Habe mich nur lieb und denke an mich — liest Goethe jetzt auf Reisen —, ich habe dich ja jeden Augenblick im Sinn und denke nur immer, wie ich im Haushalt alles in Ordnung bringen will, um dir mit etwas Freude zu machen, weil du mich so glücklich machst."

Wann hatte Goethe je so zart bedachte, scheu besorgte Worte gelesen? Und jetzt liest er auch, ein kleines Wesen frage: „Hat mir der Vater keinen Kuß geschrieben?"

Raschheit, mit der er Christiane ergreift, Trotz, von dem er ergriffen wird, geben wie vor anderthalb Jahrzehnten das Bild eines Mannes, der gegen seine frühere Art kämpft, gegen die eben überwundene Stufe, und obwohl sich dies alles schon in Rom entwickelt hat, nun erst tritt es entschlossen in Erscheinung.

Realität will dieser Mann, nicht mehr Träume oder psychische Exzesse, und wie er schon in Rom antikische Erzählung preist, an deren Stelle „wir Schwächeren" Darstellung persönlicher Gefühle gesetzt hätten, wie er mit den Sinnen zu forschen von sich und Andern fordert, statt mit dem Verstande zu spekulieren, so will er jetzt — für sich und für Andre — vollends den Eros, wie er lebt und atmet. Gegen Herders, die sich über die Geliebte des Domherrn von Dalberg in Rom empören, nimmt er deren Partei und lobt lächelnd, wie sie die Männer nasführt. Als man bei Hofe Knebels Übersetzung des Properz als schön wie von Goethe rühmt, glossiert er heiter, die Damen dächten dabei an seinen Charakter, nicht an sein Talent; zugleich

dringt er in Knebel, weitere Erotica zu übersetzen. Einem Mainzer Professor schreibt er: „Grüßen Sie Ihr liebes Weibchen." Von einem Besuch auf dem Lande erzählt er dem Herzoge: „Die großgewachsnen Mädchen haben uns sehr in die Augen gestochen . . Die mittelste ist wirklich ein Schatz . . und wenn die Mädchen bei Konsistorialgeschichten auf die Teller schauten, waren sie darum nichts häßlicher . . Ich schäme mich vor Ihnen der Studentenader nicht, die sich wieder in mir zu beleben anfängt."

Ganz neu ist dieser Ton, mehr herzhaft als mephistophelisch, man würde solchen Stil in tausenden von Briefen des verliebten oder des liebenden, des jungen oder mittleren Goethe vergebens suchen. Auch hat er nie zuvor eine ähnlich erotische Geschichte wie bald darauf die des Marschalls von Bassompierre festgehalten. In Venedig entzücken ihn jetzt die Raffinements eines seiltanzenden Mädchens, doch auch Knaben, wie er's in den unterdrückten Epigrammen glossiert.

Überhaupt interessiert Goethe — wie viele seiner großen Zeitgenossen — allmählich stärker das Zwischengeschlechtliche. Schon Mignon hat er im Urmeister zuerst als männlich eingeführt. Jetzt schreibt er über Frauenrollen, wie sie in Rom von Männern gespielt werden, und nennt dabei „sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Schein dieser Umschaffung vergnügen und das Privilegium des Tiresias so viel als möglich zu usurpieren suchen". Im Wilhelm Meister wird er bald Marianne als Offizier, Therese als Jäger auftreten lassen, und später erklärt er Knabenliebe für so alt wie die Menschheit: sie liege also in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei.

Zugleich erkennt er in der Pflanze das Wesen, in dem beide Geschlechter vereint sind, und wie er also dies Phäno-

men lebend, dichtend und forschend durchquert, ist es ihm weder erschreckend noch pikant: er fühlt auch diese Dinge morphologisch, denn „man kann den rechten Begriff von den zwei Geschlechtern nicht fassen, wenn man sich solche nicht an Einem Individuum vorstellt". „Fragt die Natur! — so läßt er zuletzt Mignons Vater ausrufen . . Entspringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel (der Lilie)? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ist ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus."

Eines Tages findet Goethe seine neuen Liebesgedichte im Schrank unter Raffaels Schädel liegen, unter dessen Abguß ein Zufall sie legte. Er lächelt, nimmt auch dies als Gleichnis, wie denn diese Gedichte selber das stärkste Gleichnis seiner neuen Wandlung bleiben. Gleich die ersten, die er für Christiane macht — „Der Besuch" und „Morgenklagen" — durchdringt der heiter-feste Ton eines mehr durch die Liebe als durch diese Geliebte beglückten Mannes: hier federt Leidenschaft in den Gelenken, hier ist ein Spiel ohne Mystik, es ist auch nicht gereimt, ist hingesummt:

> „O du loses leidigliebes Mädchen,
> sag mir an: womit hab' ich's verschuldet,
> daß du mich auf diese Folter spannest,
> daß du dein gegeben Wort gebrochen? . ."

Oder er findet sie eingeschlafen, besingt sie so, und wie er sie zugleich in dieser Stellung zeichnet, illustriert Goethe unversehens zum ersten Male sein eigenes Gedicht.

Ein paar Monate — und er entrückt sich auch dies lebendige Begebnis nach seiner Art aus der Gegenwart in eine halbe Ferne, in der er es schon ganz überschauen, doch zugleich im Einzelnen noch betrachten kann. Indem er das Antike will und die Geliebte so unbefangen, ohne Anspruch, hingebend heiter findet wie jene Römerin, die ihm und deren Ebenbild einst dem Horaz begegnete, gleitet ihr Bild mit leichter Verschiebung in jene Bilder über, und rasch verschmilzt ihm Rom, Faustina und Christiane:

„Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt —
werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht: ich denk' und vergleiche,
sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
gibt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
überfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,
und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust."

Alles erklärt er sich und entschuldigt's vor ihr mit klassischem Vorbild, und wie er in der dritten Elegie zwiefache Liebe scheidet, scheint er mit einem schwer befangenen Rückblick noch einmal Charlottens zu gedenken:

„Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe
dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier . .“

Hatte Goethe an Frau von Stein in den ersten vier Jahren fast 400 Billets geschrieben, die alle vor uns liegen, nun gibt es für die gleiche Dauer nicht ein Blatt an Christiane. Unter Einem Dach sich zu schreiben, war kein Anlaß, und was er aus den ersten Jahren von Reisen mitteilte, ist verloren. Wenige offene Worte an die Freunde erweisen die Kraft einer Neigung, die niemand aus seinen Versen wegstreiten könnte.

Anderthalb Jahre sind vergangen, Christiane bringt Goethes ersten Sohn zur Welt. Geringes Gewicht in den ersten Wochen ängstigt den Vater, in Venedig ist er beunruhigt und schreibt Herder über diese Frau, deren Besitzes er sich nun seit zwei Jahren erfreut: „Meine Zurückgelaßnen liegen mir nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt.“

So tief ist diese Kraft in ihn gedrungen, so sehr empfindet er sie nun schon als Schicksal, so schwer ist er von

Einsamkeit umdunkelt, daß schon jetzt jene pessimistische Liebesfurcht in ihm aufsteigt, die diese sehr selten glückliche Seele bei jeder Berührung des Glückes mit Demut erfüllt. Die Herzogin-Mutter erwartend, die abzuholen er hinunter gereist ist, fühlt er nervös die Tage in Venedig schleppen, und wie er mit Sehnsucht zu Frau und Kind nach Norden heimblickt, entringt sich ihm ein Wort, hamlethaft, schwankend, wie von einem, den das Geschick schon oft beraubt hat, während die Welt nur Licht sah und Erfüllung:

„Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wiedergefunden,
aber glücklicher nie. Nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad'."

Was diese Verse bedeuten, deren Besitz uns den Verlust aller brieflichen Konfessionen ersetzen muß, ermißt nur, wer den Willen zur Klarheit und Wahrheit erfühlt hat, dem Goethe in dieser Epoche sogar die Phantasie zu opfern entschlossen ist. Wie arm an Liebe, an Vertrauen ist dieser 40jährige Sucher, der dennoch lieber den holden Irrtum wünscht als ein rauhes Erwachen!

Doch noch sind lange Jahre herzlicher Neigung ihm zugedacht. Bald breitet sich Eros im Hause aus, Behagen, Ordnung hegen endlich, von guten kräftigen Händen geführt, dies unruhvolle Leben ein, das sich seit zwei Jahrzehnten nach solchem Rahmen sehnt. Männlich gefaßt, in getrostem Verzichte, zu dem der Genius auf Erden sich endlich doch bekennen muß, findet sich der Einsame glücklich im engen Umkreis. Sein Haus zu festigen und zu ver-

größern, sich zu erneuern, wünscht er nun, aber in den nächsten Jahren scheiden hintereinander vier Kinder gleich nach der Geburt wieder ab, ganz wie in der Ehe seiner eigenen Eltern! Das sind die ersten Dunkelheiten, von denen Goethes glücklicher Zustand auch diesmal überfallen wird.

Aus Venedig will er nur „nach Hause, ich habe in der Welt nichts mehr zu suchen . . Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit euch (Herders) zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen."

Endlich, 4 Jahre nach geschlossenem Bunde, wird Goethes Wort und Tonfall an Christiane selber zum ersten Male vor uns laut:

„Es ist gar zu nichts nütze, daß man sich von denen entfernt, die man liebt . . Lieber Engel, ich bin ganz dein . . Küsse den Kleinen, an den ich oft denke. Auch an alles, was um dich ist, an unsre gepflanzten Kohlrüben . . Wärst du nur jetzt bei mir! Es sind überall große breite Betten, und du solltest dich nicht beklagen, wie es manchmal zu Hause geschieht. Ach! mein Liebchen! Es ist nichts besser als beisammen zu sein. Wir wollen es uns immer sagen, wenn wir uns wiederhaben . . Denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor, daß dir ein Andrer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt du aber nicht sehen, sondern du mußt mich für den besten halten,

weil ich dich ganz entsetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt . . Solang' ich dein Herz nicht hatte, was half mir das Übrige, jetzt da ich's habe, möcht' ich's gern behalten. Dafür bin ich auch dein . . Wir wollen ja an einander festhalten, denn wir fänden es doch nicht besser . . Wenn ich dir etwas schrieb, das dich betrüben konnte, so mußt du mir verzeihn. Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren, du mußt mir wohl ein bißchen Eifersucht und Sorge vergeben . . Nicht wahr, das Kleid und der Shawl waren schön? Ich wünsche dir schönes Wetter, daß du es oft anziehen kannst."

So klingt Goethes Stimme zu seiner Frau, im fünften Jahre seiner Neigung, mitten aus Wirrnissen und Spannungen, die jede Art von Abenteuer mitbringt — und im ganzen Umkreise seiner Briefe finden wir nichts von gleicher Einfachheit, von so reiner Hingabe an das schlichte Verhältnis vom Manne zur Frau. Hier ist der Punkt, wo Goethes Liebeskraft sich dem Typus am stärksten nähert.

Freilich, das ist eine stille einfache Welt, die Goethe als Gatte und Vater in der ersten Zeit dieser ungeschlossenen Ehe bewohnt. Es ist die Form, in der sich der dämonische Mensch zu beruhigen trachtet, um dem Genius Freiheit zu schaffen. Goethe hatte bürgerliche Antitoxine vom Vater im Blute, die seinen Dämon zeitweise zu sänftigen stark genug waren; die Ehe war das rechte Mittel, diese Gegengifte zu sammeln.

Daß er sie bürgerlich nicht schloß, war im Wesen der Erwählten begründet, die er liebte: die häusliche, nicht die gesellschaftliche Seite der Ehe war sein Ziel, weder die

vornehme noch die geniale Frau konnte er im Hause brauchen, sie hätten ihn mit Pflichten belastet, denen er seit einem Jahrzehnt auswich. Goethe bedauerte nicht, daß seine junge Geliebte nicht Bildung und Form genug habe, um seine Gattin zu werden, vielmehr konnte er sie nur brauchen, weil sie keine hatte, und lange Zeit war seine Rechnung richtig.

Das große Haus, das er schon in den letzten Jahren vor Italien bewohnte, wird nun von einer sorglichen Frau verwaltet; ist er auf Reisen, so läßt er's renovieren und ermahnt sie immer wieder, alles schön zu bereiten. Bald schenkt ihm der Herzog Haus und Grund. Goethe läßt aber eine römische Freitreppe einbauen, und so entsteht ein Mißverhältnis zwischen der Stattlichkeit dieser Halle und der gewissen Niedrigkeit dieser Zimmer: symbolisch für Goethes antikisches Bestreben im Kampfe mit den Verzwicktheiten seiner deutschen Seele.

Das Haus, in dem von nun an Sammlungen an Raum, Empfänge an Zahl wachsen werden, wird zugleich Stätte bequemen Lebens, in dem der Hausherr für die Küche und den Keller produktiv wird und bis nach Hamburg um Chesterkäse und getrocknete Fische schreibt.

Geld wird, über den Gehalt weit hinaus, gebraucht und erworben. Gleich nach der Rückkehr bietet er selbst Teile seiner italienischen Papiere Wieland für den Merkur an, und zwar in einer großen Folge von 15 Monatsheften. Die Form des Angebotes, das auf die Honorarfrage hinausläuft, zeigt, daß Goethe sich nur des Geldes wegen offeriert. Als Göschen später die Metamorphose der Pflanze nicht verlegen will, zählt Goethe bedauernd alles auf, was er parat hält, einen günstigen Zeitpunkt erwartend, und fügt diese deutliche Mahnung an: „Da, wie Sie selbst sagen, meine

Sachen nicht so kurrent sind als andere, an denen ein größer Publikum Geschmack findet, so muß ich denn freilich nach den Umständen zu Werke gehen und sehe leider voraus, daß sich der Verlag meiner künftigen Schriften gänzlich zerstreuen wird." Zweimal ersucht er den Freund Jacobi, ihm doch seinen kleinen Reisewagen abzukaufen, der am Rhein stehen geblieben ist.

Dagegen soll er das Honorar, das ihm der „Groß-Cophta" einträgt, der verarmten Familie desselben Cagliostro, dessen Betrug er in dem Stücke darstellt, mit der Mitteilung zugewandt haben, es komme von dem Abenteurer selber. Für Freunde wird er nicht müde zu sorgen. Als Herder nach Göttingen gehen soll, rät er, nur das Gemüt aus dem Spiel und den äußeren Vorteil reden zu lassen. Wie Dalberg, der Herder nach Rom geladen hat, ihn plötzlich selbst zahlen läßt, ruft Goethe wie ein junger Künstler hitzig aus: „Den Teufel auf den Kopf! Glaubt der kleine Mensch, daß er Herdern nicht unendliche Verbindlichkeit schuldig ist, daß er die Reise mit ihm unternommen hat . . Er muß bezahlen, das ist er schuldig!"

In so umschränktem Kreis verharrend, bleibt er den entschwundenen Gestalten früherer Zeiten fern, einige rückt er sich noch ferner. Eines Tages trifft in Weimar ein erschütternder Brief ein — und dies ist selten bei Goethes Vorsicht im Umgang mit Menschen —, es ist ein Hilfeschrei von Merck, der mit zerrütteten Nerven in schwerer Bedrängnis den Jugendfreund angeht. Goethe hilft, veranlaßt einen Frankfurter Bankier, das Nötige vorzustrecken, den Herzog, für das Geld zu bürgen; für die Verzweiflung des Freundes aber, der wie ein Ertrinkender in ihm die

Gottheit anruft, ihn in der Verwirrung nach 20jähriger Freundschaft mit Sie anspricht, findet er keine rechte Antwort: „Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir manchmal, vertraue mir deine Zustände und glaube, daß du mir auch mit Klagen nicht lästig bist . ." Ein weiterer Brief fehlt.

Zwei Jahre später erschießt sich Merck, aus Depression und Furcht vor Bankrott, wiewohl sich nachher die Lage garnicht als schlecht erweist. Nirgends findet sich ein Wort der Teilnahme bei Goethe, es ist, als ließe er die tragische Verwirrung des ehedem geliebten Freundes nicht an sich heran. Doch ist dies nicht Trägheit des Herzens, eher scheint es Erschütterung eines Mannes, der sich getroffen fühlt: Goethe sieht in Merck, den er so oft Mephisto verglichen, einen Teil seines eigenen Wesens scheitern, sein mögliches Schicksal sieht er aufs neue beglaubigt, und selbst im Alter vermeidet er in allen Gesprächen über den genialischen Freund, die düstere Groteske seines Endes zu erklären.

Die Mutter, die er mit 30 zuletzt gesehen, die indessen den Gatten, seinen Vater verloren, sieht er mit 43 Jahren wieder — und ist doch inzwischen bis nach Sizilien und Galizien gereist. Auf dem Weg an den Rhein, wo er garnicht ausweichen kann, entschließt er sich zum Besuche. Nun lassen die alten Freunde, die in der Jugend über ihn Glossen schnitten, ihm eine Ratsherrnstelle in Frankfurt anbieten. Daß er diesen Antrag seiner ihm peinlichen Vaterstadt noch nicht zwei Augenblicke überlegt hat, zeigt das langatmig-leere Antwortschreiben an die Mutter als Mittelsperson, in dem er unter devoten Dankesworten Gegengründe häuft. Hat er ihr sonst nur kühl berich-

tend, mäßig ratend, Aufträge erteilend geschrieben, so beginnt dieser „ostensible“ Brief, als einziger unter allen Briefen aus allen Epochen, mit den Worten „Geliebte Mutter“.

So viel stärker als traditionelle Kindesliebe ist Goethes Sinn für Haltung nach außen entwickelt. Und man erinnert sich der strengen Worte, die ein andrer Missionar der Menschheit seinen Eltern zurief: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder . . Was ist's, daß ihr mich gesucht habt? Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“

Als Frankfurt bald darauf bedroht wird, bietet er der Mutter, die er 20 Jahre nicht eingeladen, deren Übersiedlung nach Weimar er gradezu verhindert hat, Zuflucht in seinem Hause; doch sie hält aus, denn sie ist furchtlos. Dann rät er ihr dringend, sein Vaterhaus zu verkaufen. Sie tut's und zieht in eine Mietswohnung. Der ganze Hausrat, in dem des Vaters Lebensarbeit steckt, kommt unter den Hammer, nicht einmal die gute Bibliothek, mit der er erzogen wurde, übernimmt Goethe in die seinige: so gering ist sein Familiensinn nach rückwärts — und auch nach vorwärts wird er sich nicht stark erweisen. Mit keinem Verwandten, Jugendfreunde oder Genossen führt Goethe, der sich jetzt dreimal hinter einander durchreisend in Frankfurt aufhält, Beziehungen weiter, er lehnt auch ab, die sterbende Nichte zu besuchen, deren Briefe ihn ergreifen: er wünsche „nicht zum zweiten Male“ die Schwester sterben zu sehen, die er doch in Sorge, Krankheit, Tod jahrelang gemieden hat.

Kann man feindlicher gegen seine Jugend sein?

Dennoch birgt sein Name in der Heimat so viel Vertrauen, daß ihm eine Menge Menschen während der fran-

zösischen Invasion Schmuckkästchen, Spartaler, Pretiosen zur Aufbewahrung nach Weimar senden.

Der einzige, dem er sich nach Jahren eines lückenhaften Briefverkehrs entschieden nähert, ist Fritz Jacobi, in dessen Haus am Rhein er mehrere Wochen zubringt, und es ist kein Zufall, da dieser Jugendfreund ein reiches Haus auf dem Lande bewohnt, in das sich Goethe nach den Entbehrungen eines Feldlagers gern einladen läßt. In diesem „gastfreisten aller Häuser" erneuern sich nun Szenen der Freundschaft und des Vertrauens, minder ekstatisch als vor 20 Jahren, reifer, lächelnder: denn nur bei höchster Duldung kann der aus Schwärmerei zur Theosophie hinübergleitende Jacobi sich mit dem rational kalten Geiste seines Gastes noch verständigen; doch persönliche Schönheit, Noblesse, Weltsinn des Freundes ersetzen bei Goethe mancherlei. Obwohl er in diesem Hause für seine neuen Werke kaum Verständnis findet, so fühlt er sich doch von Reichtum und Breite, von Gesundheit und Kultur dieser glücklichen Familie freundlich getragen.

Liest man dann seinen wiederholten Dank, wie er sich noch lange Zeit aller zierlichen Details erinnert, wie er geistvolle Kuriositäten nach dem Landhause sendet, so entsinnt man sich, daß dieser berühmte Dichter und Weltmann bis in sein 43. Jahr noch nie ein paar Wochen Gast eines Freundes gewesen, denn im Gefolge seines Herzogs gab es doch immer nur Jagdausflüge oder Hofreisen. Jetzt, wo er sich zu Hause von den freundlichen Geräuschen einer Familie umsummen läßt, sucht er auch anderswo den Reiz ländlichen Wesens.

Als dann Jacobis umgearbeiteter „Woldemar" kommt, Goethe gewidmet — derselbe Roman, den er vor 15 Jahren an einen Baum nagelte und in lärmender Gesellschaft zer-

schoß — dankt Goethe, dem „der Geruch“ dieses Buches heute so peinlich sein muß wie damals, nach geraumem Warten auf diese verlegen-schlaue Art: „Wie sehr du mich mit deinem Woldemar überrascht hast, hätte ich dir gern schon lange gesagt .. Also nur geschwind .. meinen einfachen herzlichen Dank! .. Was man darüber so gern schwätzte! Geschrieben ist es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewundrung anerkannt wird.“ Ein Menschenalter später, lange nach Jacobis Tode, nennt ihn Goethe abschließend einen geborenen Diplomaten, der besser Gesandter geworden wäre als Poet und Philosoph und gegen den es „der Freundschaft bedurfte“, um über Mangel an Verständnis wegzuhelfen.

Mit so rudimentären Organen und nur auf Grund räumlicher Trennung bleibt Goethe einem Manne befreundet, dem er in dieser Zeit persönlich die stärksten Konfessionen macht. So tief ist schon der 40jährige vereinsamt.

Gegen Lavater wächst Abneigung jetzt zu Haß, Briefe erwidert er nicht, in Mainz läßt er sich verleugnen, in Zürich geht er ihm, einige Jahre später, in einer Allee aus dem Wege, im Groß-Cophta verspottet er ihn zugleich mit Cagliostro, an den Lavater glaubt, und es scheint ganz gegen Lavater gerichtet, wenn es dort heißt: „Welch ein Schelm! Das Heiligste in seine Lüge zu verweben!“

Herder bleibt ihm nach dessen Rückkehr nah. Vieles ist mit ihm auszutauschen, Herder selbst geht in den Zeichen seiner Neigung so weit, als Widerspruch und Eifersucht seiner Seele gestatten. Doch ist das Freundschaft, wenn Goethe ihm von seinem nächsten, herzlichsten Gefühle, von Frau und Kind nahezu alles verheimlichen muß? Ehe er nach Venedig abreist, gibt er Christiane Herder als den Menschen an, den sie bei plötzlicher Sorge anrufen

solle. Ihm aber wagt er das nicht recht zu sagen, erst von der ersten Station, aus Jena schreibt er dem Freunde: „Ich habe ihr gesagt, sich in einem solchen äußersten Falle an dich zu wenden. Verzeih!“ Dann geben Briefe, die Christiane zu Herders Briefen an Goethe einlegen darf, diesem Nachricht, sein Knabe sei sehr krank gewesen, doch erst aus Goethes Antwort erfahren die Freunde, was in der Einlage stand. Um Freiheit von Vorurteilen zu betonen, hat der geistliche Mann mit seiner Frau Goethes ungeistliche Ehe verteidigt; doch wie unfruchtbar bleibt selbst solche Parteinahme, hält man dawider, was Goethe für Herders Kinder tut, wie er sich den ältesten Sohn attachiert — und nun das eine, rührend einsame, beinah verschämte Wort des abgereisten Freundes: „Verzeih!“

Und doch hätte eine volle, freimütige Identifizierung mit Goethes privaten Umständen ihn grade jetzt einem unbedingten Freunde auf immer verbunden! Knebel scheint seine ritterliche Neigung in dieser Stärke bewahrt zu haben; ihm wird Goethe bis zum Ende verbunden bleiben. Weimar, das seinem Herzog und seinen Hofleuten jedes Abenteuer erlaubt, wird unduldsam gegen diesen sonderbaren Günstling, dem es ein Jahrzehnt lang vergebens etwas Tadelhaftes nachzuweisen suchte. Die Frau des Oberstallmeisters hatte man ihm verziehen, das Mädchen aus der Blumenfabrik ist skandalös. Zwar niemand ist unter den vielen Feinden, der ihr Vorleben verdächtigen könnte, doch bleibt's Beleidigung der Gesellschaft, daß ihr berühmtes Mitglied ein Mädchen von unten her in sein vornehmes Haus führt. Herder widerrät Herausgabe der Römischen Elegien, Wieland nennt August den Sohn der Magd, öfter

als vorher vertreibt der Klatsch Goethe nach Jena, von wo aus er Weimar ironisiert: „Das Fegefeuer von der andern Seite wird immer greulicher . . Crescono le mie virtù, ma la mia virtù cala."

Wie ihn dabei gewisse Blicke in Weimar getroffen haben müssen, das steht in der sechsten Elegie zu lesen:

„Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
drückt' ihn küssend ans Herz, Tränen entquollen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!"

Zugleich wächst Neid und Mißgunst gegen ihn, seit er Gehalt und Haus nicht mehr mit der Riesenarbeit des Kammerpräsidenten quittiert. Goethe privatisiert, heißt es in Weimar, und über das große Haus stehen die Zungen nicht still. Wie er damals Haltung und Sympathie verteilt, zeigt ein Verzeichnis der zu verschenkenden Exemplare seiner Gedichte: In Saffian gebunden: seiner Mutter, Herder, Angelika Kauffmann. In Englisch: den beiden Herzoginnen. Ordinär: dem Herzog, Frau von Stein, Wieland, Fritsch, der Geliebten des Herzogs. Broschiert: Knebel, Lips, Fritz von Stein, Herders Kindern, dem Diener Seidel, Corona Schröter, dem Kollegen Voigt, Kestners und noch 25 andern, unter denen weder Merck noch Schlosser noch jemand aus Frankfurt.

In Weimar hält nur der Herzog stand, er schützt Goethes Liebe, steht Pate bei seinem Sohn August. Er (dessen Kammerdiener Venus heißt) fühlt sich durch Goethes erotische Verjüngung rückwärts in jene Jahre legiti-

miert, wo Goethe ihn der Herzogin zurückzubringen suchte. In die erste Freundschaft fühlt er sich versetzt, freut sich über den Ton der neuen Gedichte, lebt wieder mehr mit ihm, lädt ihn auf Reisen. Wieder erfährt er von seiner Arbeit, urteilt klar, oft richtig.

Klug nutzt Goethe die Stimmung seines Herrn, weiß sich aufs neue unentbehrlich zu machen, folgt ihm ins Feld, auch huldigt er ihm nun, zum ersten Male seit acht Jahren, wieder in Versen:

„Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,
der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt..
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen."

Und wie er damals, in „Ilmenau", ihm als ein Erzieher Wahrheiten sagte, so verschleiert er auch diesmal mit keiner Floskel, warum er ihm auch jetzt noch, lange nach jedem Verzicht auf bildende Wirkung, verbunden bleibt.

In vertrauten Briefen erzählt er dem Herzog Intimitäten, meldet sogar, wann er nach der Geburt eines Kindes die Geliebte wieder wie früher fand. Der Ton ist Gleichberechtigung. Als ihn der Herzog seiner Mutter nach Venedig entgegenschickt, schreibt ihm Goethe: „Ohne Kosten macht mir's einen großen Spaß." Mit seiner stolzdemütigen Bitte „Lieben Sie mich" schließt er nun auch

an den Herzog. Doch nichts verleitet ihn, die mißglückte Rolle des Mentors noch einmal aufzunehmen, auch politischer Rat findet sich schriftlich nirgends, mag er immerhin mündlich erbeten worden sein; in die Finanzen mischt er sich nie, und nur ein einziges Mal in vielen Jahren klingt's wie von einem emeritierten Hofmeister: „Zeigen Sie recht glücklich an den Tagen, wo es gilt, das was Sie bisher so eifrig übten!“

Auf wechselseitiger Toleranz baut sich so nach der Heimkehr eine neue, wo nicht fruchtbare, doch lebendige Beziehung zu seinem Herrn, der ihm vorher fast fremd geworden.

In der Geliebten von ehedem dagegen verliert er sogar den Schein einer Freundin.

Charlottens Haltung gegen Goethes Liebschaft ist die einer Hofdame. Eine ganze Weile erfährt sie nicht, was halb Weimar weiß. Im Juli hat Goethe Christianen kennen gelernt, erst im Februar hört es Charlotte, und da er ihr doch in keinem Sinn mehr angehört, sucht sie zunächst den Bruch zu vermeiden. Nur, sie verdenkt es ihm sehr, schreibt Frau Herder. Gegen Goethe schweigt sie über ihr Wissen, erst vor der Spiegelung der Kunst wird sie, vom Schauspiel erst wie Hamlets Mutter überwältigt: aus einem Stück, das ähnliche Entfremdung darstellt, kommt sie gebrochen nach Hause. „Es hat mir sehr leid getan, — schreibt Goethe — daß dich das geschmacklose, elende Stück durch Erinnerung an eine traurige Wirklichkeit so geschmerzt hat. Ich will dich diesen Abend erwarten. Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden.“

Doch halten Beide noch immer zurück. Bald darauf

schreibt er entschlossener, spricht sie aller Schuld los, wenn ihn ihre Vorwürfe treffen, „und wenn du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich .. von dir leide“; völlig wie Tasso-Verse. Besser, abzurechnen und einander aus dem Wege zu gehen, als zu rechten, weil er bei jeder Rechnung ihr Schuldner bleibe. Gewaltsam suchen sie zu retten, was möglich, mündlich lehrt er sie seine optischen Geheimnisse, schriftlich scheint er auf Entscheidung zu dringen, bleibt aber ritterlich, dankbar. Wie unsicher er sich in diesen Wochen vor ihr fühlt, zeigt solch ein demütig-vorsichtiger Briefanfang: „Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war, es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mich dergestalt für Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu dir kommen kann.“

Kann Goethe in solcher Verdunkelung noch auf ihre Umkehr hoffen? Gewiß ist, sie hofft noch auf die seine. Wie ganz sie ihn in den letzten Weimarer Jahren als ihren Liebhaber empfand, wird nirgends deutlicher als jetzt in ihrem Entschluß, ihn vor eine Wahl zu stellen. Charlotte als übersinnliche Geliebte hätte dem 40jährigen Freund eine sinnliche Geliebte nicht nur verzeihen, sondern wünschen müssen; Charlotte als verschmähtes Weib, blind gegen ihre 47 Jahre, deren erste Hälfte die Nebenbuhlerin eben vollendet, fühlt sich betrogen und stellt, in gänzlichem Mißverständnis des Goethischen Wesens, eine Alternative, die sich von selbst entscheidet.

Sie tut es erst anfangs Mai, wunderlicherweise im Augenblicke, wo sie Goethes Mutter zum ersten Male zu besuchen im Begriffe steht: es ist, als suchte die weltkluge Frau, nach dem Zusammenbruche aller mystisch wahlverwandten Beziehungen, im letzten Augenblicke noch eine

rationellere Verwandtschaft, um ihre Stellung zu schützen. Erst im Juni erwidert Goethe:

„Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen . . Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung . . Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotnen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können . . Und das alles, eh' von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich unteilnehmender . . bin als vorher? . . Es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu dir das beste, innigste Verhältnis verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

„Aber das gestehe ich gern, die Art, wie du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mitteilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit . . beschuldigt. Jede meiner Mienen hast du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt . . Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest! . . Unglücklicherweise hast du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die deiner Gesundheit

höchst schädlich ist . . Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß du mich wieder erkennen werdest. Lebe wohl. Fritz ist vergnügt und besucht mich fleißig."

Acht Tage später: „Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern . . Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die strengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältnis (als preußischer General) und durch andre Kombinationen alles bei uns inkonsistent und folgenlos ist und wird, wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre: so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht . . zu erhalten und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslösen könnte; wenn nun aber gar ein übles Verhältnis zu den Nächsten entsteht, so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage das so gut in deinem als meinem Sinne . . Nur mag ich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht. Schenke mir dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, dir ein gelaßnes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Was diese Briefe in Goethes Leben einzig macht, ist ihr gemeinsamer Ursprung aus Weltklugheit und Güte, aus Dankbarkeit und Diplomatie. Es ist der Mann, der nur hier, und auch hier nur für Augenblicke, seine Maske aufhebt, weil er der Zeit gedenkt, in der er niemand einen offeneren Blick zeigen durfte als dieser Frau, der er sich heut nur noch um ihretwillen zu erhalten sucht. Dabei ist

alles Advokatorische noch immer in den leisen Ton des Freundes eingehüllt, alles Brüske, was ihr Brief enthalten haben muß, bleibt unerwidert.

Klug beginnt er mit dem Post hoc non propter hoc, und wenn er ihr beweist, wie sie ihn schon vor Christianens Auftauchen abgewiesen, so tritt aufs neue das Goethische Lebensgesetz hervor: seinen Erlebnissen entgegenzuwachsen. Denn eben jene gewisse Frische, die ihn morgen zu einer Jüngeren treiben muß, macht heute schon die Alternde stutzig. Sicher wie in politischer Debatte spielt er den Vorwurf, den sie wider ihn erhebt, in seine Hände. Zugleich trennt er nun die Gewalten, die sie zu seiner Pein vor zehn Jahren trennte, und weist ihr jetzt die platonische Stelle an, die sie ihm einst aufdrang.

Mit einer großen posthumen Gerechtigkeit übergrünt sich das dürre Ende dieser Liebe, wenn er nun von Pflicht und Fritz allein, von interessanten Gegenständen, doch nirgends von ihren Anregungen, nirgends eigentlich von seiner Liebe spricht. Das sind die schmerzlichsten Worte, die eine verschmähte Geliebte lesen muß: niemand mache Anspruch auf die Stunden, die ihr Freund einer Jüngeren gönnt. Doch als Diplomat bedenkt er sich auch nicht, Christiane in den Augen ihrer Gegnerin halb aufzugeben, und während er dieser oft mit denselben Liebesworten versichert, was er früher Charlotten schrieb, nennt er zugleich vor Charlotte jene andere ein armes Geschöpf.

Vollends im zweiten Briefe, den er dem ersten ohne Anlaß nachschickt, zeigt sich noch einmal die einseitige Hingebung, in der jene Freundschaft in ihren ersten hohen Jahren sich erfüllte: sein Vertrauen an ihr „auszuüben" ist ihm Notwendigkeit geworden, nicht ihres zu empfangen, und noch ein letztes Mal faßt er ein letztes höchstes Ver-

trauen zu ihr: er ruft ihre Hilfe an vor dieser neuen Leidenschaft, will sich mit ihr bereden wie mit einem Bruder. Wie sehr verkennt er ihren Stolz, wie ganz ihre Eifersucht! Ob sie ihm noch erwidert hat, wissen wir nicht. Sieben Jahre vergehen ohne ein schriftliches Wort.

Doch schon nach zwei Jahren scheint sie weicher gestimmt, einer Freundin gesteht sie ihr Mitleid mit Goethe und wie sie weinen möchte. Um diese Zeit stirbt auch ihr Gatte. Aber noch fünf Jahre nach dem Bruche schreibt sie in dem Drama „Dido" ihre Rache auf: da läßt sie sich als Dido nicht von einem schicksalsvollen Äneas, vielmehr von einem karikierten Dichter verlassen, der im Verlauf des Stücks bekennen muß: „Ich war einmal ganz im Ernst an die Tugend in die Höhe geklettert, ich glaubte oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei: jetzt, seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden . . Ich zähle mich jetzt auch unters Gewürme, lebe auch am liebsten mit ihnen und bin ein rechter guter Narr . . Gelübde tun wir uns selber und können uns auch wieder entbinden."

Zuweilen stutzt man in diesem Elaborate der Frau von Stein vor einer glänzenden Wendung, besieht sie ein zweites Mal und entdeckt wörtliche Briefstellen Goethes an die Verfasserin: „Ich habe nur eine Existenz, und die will ich ganz spielen . . Die menschliche Natur ist schlangenartig, eine alte Haut muß ich nach Jahren einmal wieder abwerfen." So bestrahlt sein Geist auch noch die Parodie, mit der seine verlassene Geliebte sich an ihm zu rächen sucht! Goethe aber schließt die Geschichte dieser seiner längsten Liebe mit dem schwermütig dumpfen, mit Absicht nüchternen Epigramm ab:

„Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!"

Es ist, als fiele die schwere Tür eines Hauses zu. Der Mann, der es verläßt, scheint zu keiner klagereichen Wanderung entschlossen, vielmehr zu jenem zweiten Obdach, das er sich eben baute. Diese beiden Zeilen sind der Abschied, ihnen folgt lange weder Lied noch Elegie, weder Gestalt noch Schatten. Der Epigrammatiker hat noch zwei Zeilen hervorgestoßen. Der Dichter schweigt.

Der Dichter schweigt in dieser ganzen Epoche tiefer als je. Mit Anspannung mehr als mit Hingabe vollendet zuerst der Zurückgekehrte die Gesamtausgabe: sein Geist, auf Wahrheit mehr als auf Gestaltung der Phantasie zielend, mehr forschend als formend, meidet „konsequente Komposition; die Fragmenten-Art erotischer Späße behagt mir besser". Tasso gibt am meisten zu schaffen, mehr als Vollendung und Umarbeit tut auch hier persönliche Nötigung: jetzt galt es — nach einem späteren Geständnis — von dem sich frei zu machen, was ihm von weimarischen Eindrücken und Erinnerungen lästiger Art noch anklebte.

Aus dieser späten Vollendung erklärt sich vielleicht auch jene scharfe Luministik, mit der er das Abbild der Frau von Stein so zwischen Licht und Schatten gestellt hat, wie dies hier am Ende des ersten Bandes dargestellt wurde. Sehr langsam und mit höchster Sorgfalt läßt er die neue Fassung vorrücken, selbst für die Korrekturen empfiehlt der Dichter das Gleiche dem Verleger. Mit keinem Werk ist Goethe so behutsam ins Detail gegangen, keines ist reicher an vollkommenem Detail.

Faust, den zu beenden er noch in Rom sich vorgenommen, erscheint als Fragment, das heißt vom Urfaust wenig unterschieden. Jene Szenen, die seit 15 Jahren unverändert liegen, denen er in Rom nur die beiden obengenannten eingefügt hat, bleiben stehen, einiges wird gekürzt, der Schluß gestrichen, Auerbachs Keller in Verse gesetzt. Nur zwei Szenen treten neu hinzu: die eine vor die Schülerszene, beginnend: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist"; die andre als Übergang vom römischen Monolog zu den letzten Szenen, beginnend: „Nur fort, es ist ein großer Jammer": beides Dialoge zwischen Faust und Mephisto, in denen Mephistos höchste Skepsis den Ton bestimmt und einen schwächeren Faust leicht besiegt. So weit ist die Stimmung dieser zentralen Dichtung sogar jetzt von allem italischen Klassizismus entfernt, daß Goethe sie in dieser ersten Ausgabe mit dem Titelkopfe schmückt: Faust nach Rembrandt!

In dem Gedichtbande, den er Summa summarum eines ganzen Lebens nennt, fängt er die später hochstilisierte Verdunkelung seiner Entwickelung an, läßt fort, mildert und schüttelt alles so lange nach ästhetischen Grundsätzen durcheinander, bis niemand mehr Zeitpunkt und Erlebnis eines Gedichtes erkennen könne. Dies Bestreben, seine Dichtung nachträglich zu objektivieren, bleibt immer in wunderlichem Gegensatze zu seiner Sucht nach Konfession, und wenn derselbe Mann sein Lebenswerk eine große Beichte nennt, doch zugleich die Einzelheiten dieser Beichte dort verschleiert, wo sie Andre, das heißt wo sie die Frauen treffen, so wird aufs neue kund, wie diese Seele ihre zarte Rücksicht sich selbst allein entzog.

Die Herrichtung dieser drei letzten Bände bedeutet ihm weniger Schöpfung als Erfüllung eines Vertrages; erst

jetzt, sagt er am Schlusse, fühlt er sich wieder frei, an andere Sachen zu gehen. Doch fehlt ihm in dieser Epoche jeder poetische Furor, seine Dichtungen sind Zwischenspiele zwischen frühen und späten Werken; wie denn im Grunde sein ganzes Leben dieser Jahre ein Abwarten bedeutet. Denn mitten in seiner Unabhängigkeit fühlt er sich, der früher als Student und Advokat, als Minister und Reisender bestimmte Aufgaben vor sich sah, zum ersten Male von der Verantwortung des freien Mannes bedrückt und verschiebt eine endgültige Lösung seiner Lebensform. Im Dezember überlegt er, womit er im neuen Jahre „anfangen will, man muß sich mit Gewalt an etwas heften“: eine Stimmung, einzig in seinem Leben.

Was er als Schriftsteller leistet, erzeugt die aufgeregte Zeit, bald als Frucht, bald als Abbild. Reineke Fuchs, die unheilige Weltbibel, umzudichten, ist ihm Trost nach den Erschütterungen der Revolution, zugleich Übung in ein paar tausend Hexametern, die zu verbessern er dann Herder, Wieland und Knebel aufruft. Die beiden Komödien aus der Revolution — „Groß-Cophta“ und „Bürgergeneral“ — bleiben rein künstlerisch ohne Bedeutung im Gesamtwerk, sie sind durch und für die Bühne entstanden, jener aus einer Oper destilliert. Das dritte, wichtigste Stück, die sehr modern geschriebenen „Aufgeregten“, bleibt Fragment.

Das Drama großen Stils nach Tasso fortzusetzen, fehlt ihm der Schauspieler nicht weniger als die Ruhe, er weiß es und verschließt seine Pläne wie Juwelen, die nicht in so gefahrvolle Zeiten passen. Während er Zeitkomödien für die Bühne schreibt, gedenkt er in einem Aufsatze „das Wort Stil in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe, um den höchsten Grad zu bezeich-

nen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur zu erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit.“ Ja, erkennen ist jetzt auch in den Künsten sein ganzes Bestreben, und so ist es sein Credo, was in „Künstlers Apotheose“ zu dieser Zeit der Meister den Schüler lehrt:

„Allein du übst die Hand,
du übst den Blick, nun üb auch den Verstand.
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
sich durch Natur und durch Instinkt allein
zum Ungemeinen aufzuschwingen:
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
der darf sich keinen Künstler nennen.
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
muß man es erst recht sicher kennen.“

So entsteht an großer, zugleich in seinem eigenen Werk neuartiger Dichtung in dieser ganzen Epoche nichts als jene 24 Elegien, mit denen er die Frische der Jugendgedichte, in ganz verwandelter Seelen- und Kunstform, wieder erreicht. Auch sie bleiben jahrelang im Schreibtisch.

Denn vor allem fehlt es Goethe zu Versuchen großen Stils jetzt und noch jahrzehntelang an Publikum. Wenn sich seine Züge in diesen Jahren maskenhaft versteinen, wenn er aus dem Gewühl der Zeit sich auf die Inseln des Hauses und der Forschung rettet, so trägt daran auch die

Geschmackswandlung eines Publikums schuld, das er immer verachtet hat, solange er es hatte. Nun trifft ihn diese Wandlung zwar nicht ins Herz, doch in die Theorie. Oder soll man es doch tragisch nennen, daß grade jetzt, als seine römische Bildung ihn den Wert der Antike auf die Teilnahme einer ganzen Nation zurückführen läßt, die eigene Nation sich von ihm weg und neuen Dichtern zuzuwenden anfängt?

Nur als Jüngling hatte er den Besten seiner Zeit verbunden zu sein eine kurze Weile als Glück empfunden, seit Weimar aber sich von der Nation zurückgezogen, weniges für Wenige geschrieben, so daß nun die erste Ausgabe seiner Werke keinen Erfolg bedeutet. Jetzt, da er ins Volk zu wirken als ein Gebot erklärt, wird sogar der bewegte Egmont wenig gerühmt und gespielt, Iphigenie und Tasso aber, die ja nun erst öffentlich erscheinen, lassen alle Welt kalt, niemand macht auch nur den Versuch sie zu spielen, ganz Deutschland hört sich die Dramen jenes Schiller an, der den Egmont öffentlich getadelt hat. Der revolutionäre Geist der Zeit wendet sich ab von absoluter Schönheit; Gegenwart, Eingreifen des Dichters fordert und findet man bei Andern. Während man Heinses Ardinghello überall rühmt, werden drei Hauptwerke Goethes — Faustfragment, Tasso, Gedichte — bei ihrem ersten Erscheinen höchstens in Briefen ästhetischer Zeitgenossen kritisch erwähnt.

Von den Komödien hat der einaktige „Bürgergeneral" einen kleinen Erfolg, weil kurze Zeilen ihn geschmeidig machen, doch Freunde und Gönner sind so sehr dagegen, daß sie Goethes Autorschaft leugnen. „Groß-Cophta" wiederum, der auf „höhere Menschen" wie Schiller trefflich wirkt, fällt bei der Menge durch, die Singspiele, an die er so viel Mühe wandte, werden kaum gegeben, der

40. Geburtstag des ehedem berühmtesten Dichters wird nicht einmal in Weimar bemerkt.

Hatte Goethe vom Publikum früher um so weniger gehalten, je rascher er seine beiden einzigen berühmten Werke überwand: wie muß er über Unverständnis dort grollen, wo er selbst bleibende Kunst zu bieten glaubt! Nicht nur gegen Schiller, Kotzebue und Iffland, auch gegen den jungen Goethe richtet sich jetzt sein resigniertes Epigramm:

„Schüler macht sich der Schwärmer genug und rühret die Menge,
wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wundertätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da."

Und er behauptet im Alter, damals habe er sich mit heimlicher Schadenfreude ergötzt, wie Menschen, die er dem Betrug oft unterliegen sah, vor dem Groß-Cophta kühn versicherten: so grob könne man nicht betrogen werden.

Im Großen fühlt er seine in Italien gewachsene Skepsis gegen deutsche Kultur am eigenen Beispiel bestätigt. Während in Deutschland sein Verleger enttäuscht steht, erscheint in London alsbald Iphigenie in englischen Versen. „Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität . . eines Kunstwerks haben sie nicht den mindesten Begriff, das heißt mit einem Worte, sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den roheren Teil hat man durch Abwechslung und Übertreiben, den gebildetern durch eine Art Honnettetät zum besten . . Eine wohlsoutenierte Mittel-

mäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt . ." Hört man aus solchen Zeilen eines Privatbriefes den persönlichen Groll?

Und ist es dann erstaunlich, wenn diesen ohnehin kunstabgewandten Geist das Unverständnis seiner Epoche nur noch mehr von den Musen entfernt? Stimmung der Seele und Stimmung der Zeit, Einsamkeit und Wille zur Wahrheit: so leiten innere Motive und äußere Umstände ihn gleicherweise zur Forschung, zur Natur. „Ich merke wohl, daß ich in der Folge mich vielleicht ausschließlich damit beschäftigen werde." Goethe baut zwischen 40 und 45 die beiden wichtigsten von seinen Natur-Beobachtungen aus und begründet die dritte.

Goethes Forschung beschreibt in jedem einzelnen Falle denselben mystischen Kreis wie sein Dichten, wie sein Handeln: das Auge sieht Gelegenheit, der Genius schaut Allgemeines, das Individuum faßt zusammen. Dieser Weg von der Beobachtung über die Vision zum Gesetz ist es, den der Lyriker, der Minister, der Forscher immer wieder zurücklegt, und nur von Umfang und Schwierigkeit der Materie hängt es ab, ob dieser Weg Minuten oder Jahre währt. Wie in Lionardo und in Kepler steigert sich in Goethe das Zufällige zur Vision, entbreitet sich aus der Vision die Form, „denn es ging mir mit diesen Phänomenen wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich". Es sind nicht etwa verschiedene Formen des Aufnehmens, die verschiedene Gaben aus Goethe hervorlocken; es ist dieselbe Seele, die auf dieselbe höchst persönliche Art sich auf Ereignisse wie auf Erscheinungen

projiziert. Hochmütig wie Faust schlägt Goethe das Zeichen des Makrokosmos auf, um sich als Gott zu fühlen; demütig wie Franziskus versenkt er sich in seinen Mikrokosmos, um Gott in sich zu fühlen.

Deshalb sucht er als Künstler, als Staatsmann wie als Forscher zuerst nie das Gesetz: er ahnt nur, daß eins da sei. Dann gibt er dichtend oder handelnd ein Vorbild, forschend eine Vorahnung. Goethes Natur erforschende Werke, empfangen durch das Auge, vertieft durch intuitive Verallgemeinerung, sind nur Entwürfe zu Gesetzen, die zu stabilieren ihn zuweilen der Geist der Zeit, zuweilen der Trotz seiner anti-philosophischen Sinnlichkeit hindert, während ihm als Bildner immer frei bleibt, das Vorgeahnte für späteres Verständnis zu gestalten. Aus seiner persönlichen Weise entwickeln sich auch hier alle Erkenntnisse, und selbst seine logischen Irrtümer werden noch fruchtbar, weil es psychologische Wahrheiten sind.

„Ein solches Gewahrwerden — sagt er jetzt von seiner Wirbeltheorie — behält immerfort . . eine esoterische Eigenschaft: im Ganzen läßt sich's aussprechen, aber nicht beweisen, im Einzelnen läßt sich's wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig." Auch verlangt er, nach einem Altersworte, nie vor der Natur sogleich Recht zu behalten, „vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Versuchen prüfend nach und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. Tat sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçu . . Die Frage nach dem Zweck, die Frage Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich, etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und lehrt mich zu-

gleich, warum der Löwe keine Hörner hat noch haben kann."

Demut ist seine Haltung vor der Natur. Als Forscher ist er ebensowenig machtwillig wie als Staatsmann, ebensowenig Kämpfer. Nirgends ist Goethe früher und leichter des Dämons Herr geworden als eben hier, wo er mit Mächten, nicht mit Menschen zu tun hat. Nie hat ihn, den es so oft trieb, vordringend sich zu zerstören, erobernd andere zu erschließen, sein Dämon angetrieben, ins Innere der Natur gewaltsam vorzudringen. Gewohnt, die Auswirkung der eigenen Kräfte still zu erwarten, in denen er ein Stück Natur verehrt, steht er vor ihrem Ganzen als stumm Betrachtender und greift nur nach dem, was sie ihm vors Auge schiebt.

In solchem höheren Sinn entstehen alle seine Entdeckungen zufällig, er kann weder grübeln noch stilisieren, und während man Mißtrauen in die Exaktheit eines forschenden Dichters setzen könnte, findet man ihn vorsichtiger als manchen Forscher und nie von einem Gegner ungenauer Versuche verklagt. Vielmehr ist er es, der vor schnellen Konklusionen warnt: „Das Genie — sagt er in einer der ersten Schriften gegen Newton — . . hat seiner Natur nach den Trieb, über die Gegenstände zu gebieten, sie sich zuzueignen . . Viel schwerer und leider oft nur zu spät entschließt es sich, auch den Gegenständen ihre Würde einzuräumen, und wenn es durch seine produktive Kraft eine kleine Welt aus sich hervorzubringen vermag, so tut es der großen Welt meist Unrecht, indem es lieber wenige Erfahrungen in einen Zusammenhang dichtet, der ihm angemessen ist, als daß es bescheiden viele Erfahrungen neben einander stellen sollte, um womöglich ihren natürlichen Zusammenhang endlich zu entdecken."

Diese frische, naive Systemlosigkeit des Autodidakten ist es allein, die seinem Auge jede Freiheit läßt. Er entdeckt nicht suchend wie Vasco da Gama, nicht einmal indirekt wie Columbus, Goethe entdeckt wie Erich der Rote, ein freier Seefahrer auf dem großen Meere — und doch anders, denn Goethe fühlt: dies ist ein neuer Erdteil. Ja, es ist, als sollte diesem intuitiven Entdecker dort nicht beschieden sein zu entdecken, wo er sucht, denn als er nun die Urpflanze sucht, ist sie nicht aufzufinden.

Hier ist ein Auge, das auf dem Spaziergang in Padua die Fächerpalme wie ein Menschenherz betrachtet, liebend und denkend. Es ist dasselbe Auge, das 18 Jahre früher den Straßburger Münsterturm neu ansah und im Torso den Plan entdeckte. Wie er nun hier den Übergang zwischen den Blättern des Stengels und denen der Blüte findet, zwischen diesen und den Staubfäden, erschließt sich ihm das Geheimnis des Blattes als Grundform, die immer bereit ist, von einer Form in die andere überzugehen. Da nennt er das Blatt den fundamentalen Typus der Pflanzenorgane und begründet mit diesem Gesetz der Metamorphose eine Wissenschaft.

Und wie ein Nebenprodukt zieht er aus solchen Versuchen die Folge: „Zum Grunde dieses Gesetzes liegt die Notwendigkeit, an die jedes Geschöpf gebunden ist, daß es nicht aus seinen Maßen gehen kann . . Ein Teil kann also nicht zunehmen, ohne daß der andere abnimmt, ein Teil nicht völlig zur Herrschaft gelangen, ohne daß der andere völlig aufgehoben wird.“ Hier stehen erste Gedanken, die später in die Wissenschaft der Energetik münden.

Es scheint kein Zufall, daß der zweite Forscher, der bald nach ihm selbständig den Gedanken der Metamor-

phose ähnlich faßt, auch Dichter ist, doch noch wunderbarer wird diese Verwandtschaft, wenn man den Namen hört: es ist Erasmus Darwin, dessen Enkel eine zweite Entdeckung Goethes im größten Stile bestätigen sollte. Vor solcher Weite der Wirkungen und wie sie sich erst nach Generationen als richtig vorgeschaut erweisen, staunt aufs neue der Nachgeborene und ist versucht, in Goethe selbst eines jener Urphänomene zu verehren, die er, sein eigenes Wesen überall spiegelnd, mit Leidenschaft überall suchte.

Für das Reich der Tiere war solch ein Urtypus schon seinem Geiste aufgegangen, als sein Auge den Zwischenkiefer am Menschenschädel entdeckte. Verschmelzung oder Umformung — sagte er sich damals — Größer- oder Kleinerwerden oder Absterben einzelner Teile müssen einen Urtypus abgewandelt haben, wenn selbst unnötig gewordene Organe in Rudimenten noch da sind. Wie er unter den Pflanzen das Gleiche, Verbindende suchte, während die Botaniker seiner Zeit das Unterscheidende zusammenstellten, so tritt er nun auch mit den Zoologen in Widerstreit der Grundideen, ja, wie er alle Erscheinungen des Kosmos zu verbinden sucht, so bildet sich vor seinem sicheren Schritte auch hier von selbst die Brücke. Der Aufbau des Pflanzenreiches durch Verwandlung des Blattes ist ihm nichts anderes als die Verwandlung der Larve zum Schmetterling: gleichartiger Ursprung führt auch hier zu verschiedenen Formen, nur ist es dort derselbe Organismus, hier sind's verschiedene. Auch bei den höheren Tieren ist diese Eurhythmie in der Wirbelsäule aufgedeckt, doch scheint hier die Linie ins Unsichtbare zu verrinnen.

So weit hat er vor Jahren gedacht, — als nun, auf einer Reise in Venedig, sein Diener eines Tages auf dem

Judenfriedhofe des Lido einen Schädel aufhebt, ihn lachend seinem Herrn als einen Judenschädel präsentiert. Goethe erkennt einen halbgesprengten Schafsschädel — und nun, auf diesem Punkte der Erkenntnis, die vor einem Jahrzehnte durch den Zwischenkiefer erregt wurde, findet sein Auge, was niemand vor ihm sah: daß auch der Schädel nicht aus Platten, vielmehr aus Wirbeln besteht. Sofort fühlt er sich „einen großen Schritt in der Erklärung der Tierbildung vorwärts gekommen".

Jeder Knochen, sagt er sich nun, ist an und für sich Teil oder Fragment eines Wirbels, — und erkennt damit als erster eine leitende Idee der vergleichenden Anatomie. Doch nicht genug, bald schließt er auch, „ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus geht durch die sämtlichen organischen Geschöpfe, läßt sich in allen Teilen auf gewissen mittleren Stufen beobachten und muß auch da noch anerkannt werden, wenn er auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene sich bescheiden zurückzieht": der Grundgedanke des Darwinismus, gefunden 70 Jahre vor Darwin dem Jüngeren.

So fruchtbar wirkt Goethe, wo seine Basis sinnliche Forschung bleiben darf. Doch wie er alle Ideen-Dichtung verschmäht, um nur nach Gelegenheit zu dichten, wie er nie Staatstheorien aufstellt, die seiner Wirksamkeit nicht von selbst entfließen, so warnt der Genius auch den Forscher vor aller Spekulation.

Nur einmal tritt er, von Gelegenheit verführt, aus diesem seinem Grundgesetze, unbewußt überschreitet er die Grenze seiner Natur, und kaum hat er dies fremde Reich betreten, in dem der Sinneseindruck täuschen kann, statt zielbewußt zu leiten: da gerät er in Verwirrung, aus der er 40 Jahre lang sich nicht mehr lösen kann.

Goethes Farben-Theorie, sein Kampf gegen Newton ist eins der stärksten Zeichen seiner dämonischen Natur. Jene dunkle Macht, die ihn in der Liebe von Begierde zu Genuß gerissen, in der Tatkraft von Anbetung zur Verachtung des Wirkens, in der Dichtung von reiner Schönheit zum kosmischen Orchester, die ihn im ganzen Leben von Hingabe zur Skepsis und wieder zur Hingabe zog — hier ist sie in die hellste seiner Sphären eingedrungen, in das Licht selber, sein Urphänomen, um dessen Deutung er in dämonischem Irrtum ringt! Während er es gegen Analysen unfrommer Geister schützen will, gerät er selbst in Analysen, und es ist, als wollte der erzürnte Lichtgott sich an seinem Gläubigen rächen, der sich vermißt, ihn in den Kreis zerlegender Forschung zu ziehen.

Mit Astronomie — sagt Goethe 80jährig, übrigens ungenau — habe er sich nie beschäftigt, weil hier die Sinne nicht ausreichen, weil man zu Instrumenten und Rechnungen seine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht seine Sache waren. Und doch verteidigt er im gleichen Alter noch immer eine ebenfalls physikalische Lehre, die er selbst nicht ohne Instrumente bearbeiten kann, die er aber ohne Rechnungen und Hypothesen vergebens zu beweisen sucht!

Wie bei Goethe alles Fruchtbare aus dem Fruchtbaren natürlich folgt, so ist auch dies Negative aus einem Negativen erwachsen. Weil er kein Maler war, trieb er in Rom viel Theorie des Malens, studierte Koloristik, doch blieb ihm die Praxis der Valeurs stumm, mit denen seine Freunde arbeiteten. Wo ihm praktisches Können versagt ist, will er theoretisch begreifen. Zurückgekehrt beschließt er, die Theorie der Farben zu untersuchen, und da ihm

Systeme unbelebt bleiben, fängt er's auch hier mit dem naiven Versuch an, als gäbe es keine Optik, borgt sich vom Jenenser Physiker ein Prisma, legt die Sache zurück, gibt aber dem Professor, der darum ansucht, sein Instrument nicht wieder. Der läßt es am Ende ungeduldig abholen, Goethe sucht's hervor, und während der Bote wartet, versucht er rasch eine oder zwei Reflexe des Prismas auf einer weißen Wand; denn wo am meisten Licht ist, schließt er, muß sich das Phänomen der sieben Farben des zerlegten Lichtes am trefflichsten bewähren. Statt dessen zeigt sich nichts. Goethe wird mißtrauisch, dem Boten gibt er das Prisma nicht, läßt sich entschuldigen — und nun beginnt er auf Basis solcher Skepsis eigene Versuche, die Newton widerlegen sollen.

Schon diese Anekdote, die er seinem Werke später einfügt, zeigt das ungoethisch Plötzliche, Abrupte, zeigt den ersten sinnlichen Irrtum. Doch hinter der Verewigung des Irrtums kann nichts anderes stecken als ein uneingestandener Groll gegen den Zerleger des Lichtes oder, wie es in einem Leipziger Liedchen hieß, „Zergliederer deiner Freuden“.

Nach einiger Zeit zeigt er seine Versuche dem Professor, der erklärt sie alle für richtig und alle für bekannt, nur widerlegten sie nicht die hundertjährige Theorie des Lichtes. Er geht zu Andern, sie wiederholen's. Da ihm kein Fachmann glaubt, tritt Goethe mit seiner Entdeckung vor die Welt und publiziert mit 43 Jahren die beiden ersten Schriften zur Farbenlehre. In den botanischen Arbeiten hatte der forschende Gedanke Goethes Darstellung nichts von jener Hingabe und Zartheit genommen, mit der er die Objekte einhegte, man sah ihn darin eine Blume zur Hand nehmen und liebreich betrachten. Jetzt werden eine Menge

von Versuchen klar, doch kalt, meist langweilig vorgetragen und nur in der Polemik vom Gefühl belebt.

Newton lehrt Licht verschiedener Art, durch den Farbeneindruck im Auge differenziert. Dies verschiedene Licht gibt Mischfarben. Weiß ist die Mischung aller Farben. Alle Farbe rührt von veränderter Mischung des Lichtes her, gehört also diesem an; Körper sind nur Veranlassung ihres Erscheinens. Das Prisma lenkt das Licht um einen gewissen Winkel vom Wege ab.

Diese Lehre, im Anfang halb von ihm vergessen, läßt sich Goethe wiederholt von Physikern darstellen, versteht sie richtig, bleibt aber dabei: das weiße Licht könne niemals aus farbigem zusammengesetzt sein, und obwohl alle seine Versuche mit Newtons übereinstimmen, kann man sich in der Theorie nicht einigen, weil Goethe Newtons Irrtum immer nur behauptet, ohne genau zu zeigen, wo er liegt. Alle Physiker aller Schulen sind einig, Goethe allein steht spottend am andern Ufer.

Goethe lehrt: Alle Farben sind dunkler als Weiß, sie haben etwas Schattiges. Da aber direkte Mischung von Licht und Dunkel Grau gibt, so müssen die Farben durch eine andere Zusammenwirkung von Licht und Schatten entstanden sein, und zwar in den schwach getrübten Medien Blau und Gelb, Himmel und Sonne. Durch diese trüben Mittel wird dem Lichte etwas Schattiges, Körperliches gegeben, wie dies zum Entstehen der Farben nötig ist. Farbe ist mehr als Licht: nur eine Mischung von Licht und Schatten bringt die Farben hervor, oder, wie er's im Alter einmal in Verse faßt:

„Einheit ewigen Lichts zu spalten,
müssen wir für Torheit halten,

wenn euch Irrtum schon genügt.
Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
weiß man klüglich sie zu gatten,
ist das Farbenreich besiegt."

Geheimnisvoll am lichten Tag liegt hier die innere Quelle seines Farbenglaubens: eine dämonische, im Helldunkel glühende Natur muß solchen Glauben zur Theorie ausbauen.

Als ein Seher, intuitiv vermag Goethe sich den unsichtbaren Kräften zu nähern; jetzt, in seiner kältesten Epoche, rational und ganz auf Sinnlichkeit gestellt, verwickelt er sich zwischen Wissenschaft und Mystik, spricht vom Lichte „in seiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu streiten. Jene Partei aber trachtete im Ernste, das Licht zu verfinstern, denn sie behaupteten: das Schattige sei ein Teil des Lichtes." Seine ganze spätere Lehre steht auf diesem Widerspruche gegen das „ekelhafte schmutzige Weiß". Newton habe durch viele enge durchgequälte Spektra beobachtet, er selbst aber bei klarem Himmel in der Sonne! Goethe nennt ihn bis zum Unglaublichen unverschämt, spricht von wahrem Unsinn, fratzenhaften Erklärungen, Lügen über die Menge. Er fordert von Versuchen, daß einer immer den andern beweise, ohne die sinnliche Welt zu verlassen. Der Physiker lächelt: da wir die Kräfte nie an sich, nur aus ihren Wirkungen wahrnehmen, muß jede Naturerklärung das Gebiet des Sinnlichen verlassen und zum Begrifflichen, Unwahrnehmbaren übergehen.

Das aber ist es grade, was Goethe schreckt! Der Schritt ins Reich der Begriffe scheint Dem Verführung, dem alles Anschauung ist. Freilich konnten bei jenem

ersten raschen Versuch an einer weißen Wand keine Farben erscheinen, das weiß auch Newton und zeigt, warum sie nur an der Grenze dunkler Gegenstände entstehen. Soll Goethe dergleichen glauben? Hieße das nicht sein Auge gefährden? Ist Weiß eine Mischfarbe, was sind dann die Sinne wert? Goethe verteidigt gegen die Professoren sein Urphänomen, seinen Glauben: nicht bloß das Licht, das man ihm zerlegen will, sogar das Auge, durch das er das Licht anbeten lernte! Goethe verteidigt seinen Gott. Daher Dauer des Irrtums, Stärke der Leidenschaft.

Rasch wächst ihm diese Sache, der er nicht gewachsen ist, über den Kopf. Jenem Propheten mit dem Mus-Topfe vergleicht er sich, von seinem Genius dahin geführt, wohin er nicht wollte. Licht- und Farbenwesen erfüllen immer mehr seine Gedanken, in die Jahrhunderte flüchtet der Einsame, um Helfer zu werben, in Plato findet er verwandte Naturlehren, und für den psychischen Ursprung seiner Lehre ist es bedeutsam, daß auch ein anderer Mystiker des Lichtes, daß Lionardo als Physiker sich ihm nähert.

Überhaupt wird ihm der Kampf, der nun beginnt, zum Gleichnis einer neuen, ihm fremden Welt, und alles, was er gegen Beschränktheit, Dünkel, Nachbetung der Gelehrten von nun an in Epigrammen, Briefen, Gesprächen vorbringt, summiert sich auf diesen einzigen Fall, in dem sie gegen den Genius im Rechte bleiben. Freilich hat er Grund, dem Proteste der Gelehrten zu mißtrauen, die wie die Römische Kirche die Ketzer verbrennen: hatten sie nicht ehemals seinen Zwischenkiefer, nun wieder die Metamorphose abgeleugnet? Wer ist selbst unter den Freunden, der sie anerkennt? Seinen Darwinismus läßt er, durch

Humboldts Bedenken unsicher geworden, auch wegen Mangels an weiterem Materiale, 30 Jahre liegen, um erst beim Auftritt eines Andern sich Priorität zu sichern.

Wo er aber vertraut, bleibt er ein Lernender, nennt sich gegen Fachleute Liebhaber und Autodidakt, Botanikern sendet er seine Handschrift mit der Bitte um Einwände zu, ist glücklich über jeden neuen Schüler, sucht lieber Welt- und Geschäftsleute als verbrauchte Gelehrte zu überzeugen, und wenn eine Tageszeitung seine Forschung rühmt, erfreut ihn der teilnehmende Mensch, der da gesprochen habe. Als er in einer Schrift Philosophen und Physiker, Mathematiker und Maler, Mechaniker und Färber zu gemeinsamer Lösung des Problems zusammenruft, lacht ihn Schlosser, der Jugendfreund, als ein Kind und einen Neuling aus, der irgend eine Form von Gemeinsamkeit in Deutschland für möglich halte.

Enttäuschung an Deutschland, Flucht vor der Kälte, Gelegenheit, vor allem die Zuckung eines wartenden, einsamen Herzens ziehen ihn in 4 Jahren viermal in die Ferne, und wie ihn Unruhe forttreibt, so treibt sie ihn immer wieder zurück. Die Herzogin-Mutter in Venedig ist nur ein Anlaß zur Reise, schon in Nürnberg fühlt er sich ohne innerlichen Trieb, weiterzufahren, und wieder tritt alles ein, nach der Ahnung seines Herzens. War ihm schon ehemals Venedig zu lyrisch, nun vollends klagt er über Kälte im April, über das Sauleben dieser Nation, über Betrug und Schmutz in dieser Stein- und Wasserwüste, ruft Langeweile als Mutter der Musen an; nur die Sprache Italiens scheint zum alten Zauber kräftig, und er klagt, nur eine Meisterschaft zu haben:

„deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst."

So ganz mißachtet ein Meister sein Material, wenn er sich einem andern zugewandt hat! Dieser Geist des Widerspruches ist es auch, der ihn nun mit nervöser Übertreibung erklären läßt, seiner Liebe für Italien sei ein tödlicher Stoß versetzt.

Der wahre Grund seiner Enttäuschung ist Heimweh nach Christiane. Die erste Fahrt nach Italien war Flucht vor einer alternden Geliebten als Symbol einer alternden Epoche, war Hoffnung, Stimmung und Jugend im Süden wiederzufinden. Die zweite ist erfüllt von Sehnsucht nach einer jungen Geliebten zuhaus und ein irrender Blick ringsum nach flüchtigem Ersatze. Damals wie heute schuf die Stimmung seiner Seele das Land, wie sie es brauchte. Darum schlagen jetzt noch einmal die beiden antikischen Frauenbilder im Süden und Norden zusammen:

„Schön ist das Land! doch ach, Faustinen find' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ . .
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück."

Und vor den Meeresfarben des Abends, wie sie das Schiff brennend umrauschen, gedenkt er Aphroditens, aus deren Flammen ihm und der Geliebten ein Sohn entsprang.

Und doch wird alle Sehnsucht auch hier zugleich als

Resignation empfunden! Hochmütig bitter betrachtet er dies Volk, stellt fest, daß es nichts will als sich ernähren, Kinder zeugen und diese ernähren, und mahnt sich mit cynischer Schwermut:

> „Merke dir, Reisender, das und tue zu Hause desgleichen!
> Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will."

In solchen Stimmungen, zwischen Langeweile und erotischen Wünschen, meidet er noch entschiedener als damals die Gesellschaft, steigt mehr als irgendwann in Kneipen und Buden herum, beobachtet und zeichnet — in den unterdrückten Epigrammen — Dirnen und Händler, liebt halbwüchsige Akrobaten, kleine Tänzerinnen, spricht vom Dichter als einem Eroberer der Frauen und ruft in einem öffentlichen Hause mit neuem Tone, als suchte er Vergessenheit:

> „Aber auch mir — mir sinket das Haupt von Sorgen und Mühe.
> Liebes Mädchen! ein Glas schäumenden Weines herbei!"

Plötzlich erscheint die erwartete Fürstin in Venedig, Goethe nimmt wieder die Maske des Hofmanns vor — und ihm und uns bleibt von der Reise nichts als ein Heft Epigramme, das Bild einer Seiltänzerin und ein enträtselter Schafschädel.

Auch in Schlesien, wohin ihn ein geplanter Feldzug mit dem Herzog führt, bewahrt er im Gewühle die still forschende Weise dieser Jahre. Ließen ihn am Lido Farben

und Bilder des Meeres kühl, als er den Schädel erfaßte, so horcht er im Waffenlärm von Breslau nur auf anatomische Fragen, die ihn beschäftigen.

Sogar im Felde, wo er in Frankreich das 43. Lebensjahr beschließt, lebt er im Grunde so zufällig, wie er hinkam. „Es ist unerlaubt, daß ich noch keine Revue gesehen habe," hatte er, ganz Betrachter, schon ein Jahr zuvor dem Herzoge geschrieben; diesmal wolle er statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern besät finden. Ohne Leidenschaft, kaum aus Neugier, mehr aus dem Wunsche, sich dem Herzoge gefällig zu erweisen — und kurz: auch hierher kommt er nur aus allgemeiner Unruhe des einsamen Herzens.

„Wir führen hier ein unruhiges Leben, und doch herzlich langweilig mitunter . . Mein Leben ist sehr einfach. Ich komme nun fast nicht mehr vom Zelte weg, korrigiere an Reineke und schreibe optische Sätze . . Ich sehe viele Menschen, zu denen ich wenig Beziehung habe . . Ich werde mich nicht mutwillig in Gefahr begeben, es lobt einen niemand darum, und man hat nur den Schaden." Ist schlechte Stimmung im Lager, so erzählt er am Abend im Kreise die Abenteuer Ludwigs des Heiligen, dem es noch schlechter ergangen, nachts liest er dem Herzoge französische Pikanterien vor, oder er schreibt, recht wie ein Adjutant, dem Kollegen nach Hause: „Unser lieber Fürst, der wohl, munter, rüstig ist . . grüßt Sie herzlich . . Er schätzt Sie gewiß, wie Sie es verdienen" — und man hört hinter solchen Zeilen Goethes freundliche Mahnung im Zelte: man möchte doch wohl dem alten Schnauß ein Zeichen der Gnade schicken. Eine halbe Nacht spaziert er mit

einem Prinzen in den Weinbergen hinter der Batterie und erklärt bis zum Morgengrauen seine Farbenlehre.

Als Laie tritt er auf, versucht einmal die Wirkung des Kugelregens, braucht ein Gleichnis, um sich auszudrücken: es war ihm, als wäre er an einem heißen Orte, zugleich von dieser Hitze durchdrungen, so daß man sich mit dem Elemente gleichfühlt, in dem man sich befindet; jede Bewegung des Blutes werde von dieser Glut verschlungen. Wie auf dem Segelschiffe bei Capri begegnet Goethe dem Tode gelassen wie ein Mann, dem er kein Ende bedeutet, weil er an Verwandlung glaubt.

Als Problem kann der Krieg Goethe am Ende des 18. Jahrhunderts kaum berühren. „Da lagen die armen Verwundeten und Toten, und die Sonne ging hinter Mainz sehr prächtig auf.“ Das ist alles. Auch als es zu einem schweren Rückzuge kommt, spricht er nur allgemein von Sorge, Not und Elend, die „wir“ ausgestanden. In solchen Augenblicken ist er nahe, von der Betrachtung zum Glauben überzugehen, und gelobt sich mit halber Ironie, nie mehr über Langeweile im Weimarer Theater zu klagen, wo man denn doch unter sicherm Dache säße. Mitten im Wirrwarr der Flucht studiert er auf dem Küchenwagen ein physikalisches Lexikon, weil er sich darin am leichtesten unterbrechen lassen kann, ist aber dann doch froh, wieder zu Pferde zu kommen. Endlich zu Ordnung, Bett und Nahrung heimgekehrt, singt er den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, der ihn aus dem Schlamm erlöst habe, hofft bei der Mutter, beim Freunde aus bösem Traume zu erwachen.

Wo ihn von fern im Krieg ein Phänomen berührt, ein einzelnes Schicksal, da ist es nicht das der Abenteurer. Mit Prinz Louis Ferdinand verbindet ihn nicht dessen poetische Romantik, vielmehr nur sein dringliches Ersuchen an

den Prinzen, sich aus dem Feuer zu entfernen. Dagegen ergreift ihn das Schicksal von Schäfern, denen man die Herden wegnimmt, schlachtet und dafür Papiere aus der Zeit des abgesetzten Königs in die groben Hände drückt: der aktive Held, der sich selbst opfern will, erscheint ihm auch in praxi nur tollkühn und sei deshalb zur Mäßigung aufzufordern; dem leidenden, vom Kriege aufgescheuchten Hirten fühlt Goethe sich verwandt, und er vergleicht dies Schicksal der antiken Tragödie.

Das Allgemeine, das er nur aus dem Zelte des Führers betrachten kann, durchschaut er zu rasch, um es nicht zu verachten: „Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden, man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in den verzweifeltsten Zuständen Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen . . ganz eigen unterscheidet . . Wir stellen eine wahre Haupt- und Staatsaktion vor, worin ich den (melancholischen) Jacques nach meiner Art und Weise repräsentiere."

Da er die Truppe nicht spricht und auch in dieser nur Söldner fände, muß er in dieser skeptischen Epoche freilich das Tragikomische vor dem Tragischen sehen, weshalb er sich auch scheut, Kriegsberichte zu schreiben: dazu gehöre mehr Kannegießerei, als er aufbringe, Advokatenarbeit, die man nur gegen hohen Lohn tun könne. Es kommt so, wie es ein alter Husarenoffizier vorausgesagt hat: Goethe werde draußen nicht schreiben, denn was er schreiben darf, wird ihn nicht fesseln, und was er möchte, darf er nicht schreiben.

Überhaupt kommt er mit Offizieren bald zur Verständigung. Sie hatten — heißt es in einem Bericht — einen

schwächlichen ungeschickten Mann in diesem Dichter erwartet, nun setzte sie seine straffe, weltmännische Haltung in Erstaunen. Nur éinmal, als er sich hinreißen läßt, vor Kennern über die Aufstellung von Geschützen zu reden, muß er sich von einem Pommern gröblich abführen lassen. Die Gesellschaft wird verlegen, Goethe wird rot, dann sagt er: „Ja, ihr Herrn Pommern seid doch recht freimütige Männer . . Sie haben mir da eine derbe Lektion gegeben, und ich werde mich künftig hüten," und reicht dem Gegner, zum Staunen der Runde, die Hand, sucht ihn im folgenden öfter, begegnet ihm ein Jahr später heiter, lädt ihn wiederholt zu sich und hat ihn noch nach 20 Jahren in seinem Hause freundschaftlich aufgenommen.

In langen Gesprächen hat er von eben diesem Offizier sich über Flugbahnen der großen Geschosse bei der Batterie aufklären lassen, dabei Kenntnis der mathematischen Formeln bewiesen und über deren rascheste Berechnung eigene Ideen geäußert. Ein einziges Mal hat er sogar ein Geschütz selbst gerichtet und abgebrannt, ohne zu treffen: Goethes einziger Schuß auf Menschen geht fehl.

Zur Satire, wie er sie in Form poetischer Tagesbefehle plant, ist ihm die Sache doch zu ernst, er selbst doch nicht genug Jacques und Hofnarr. Und so sind seine Kriegsbücher — „Campagne in Frankreich" und „Belagerung von Mainz", 28 Jahre später komponiert — weniger wichtig als die Original-Briefe aus dem Felde, ja diese Arbeiten blieben ohne großen Wert als Zeitbild, glänzte nicht daraus das zufällig Erraffte, was jedes Tagebuch wie kostbares Strandgut mit sich führt; besonders die bedeutsame „Zwischenrede" in der „Campagne".

Wie fremd dieser Geist vor dem Walten der Gewalt steht, wie ungern er dem Herzog auf seinen Ruf ein zwei-

tes Mal ins Feld folgt, erweisen die Verse, mit denen er sich bei der Abreise schon seine Rückkehr schmückt:

„Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
da kommt es her, da kehrt es wieder hin.
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
der Enge zu, die uns allein beglücke."

Doch nur, sofern er seine Person und Arbeit aus dem Getümmel der Zeit zu heben wünscht, sucht Goethe die Enge; sein Geist wird von der Zeit erfaßt, ja selbst gefesselt, sie stellt seine Universalität auf die stärkste historische Probe.

Auch hier kann es nicht der Tag, es muß das Jahrhundert sein, das ihn bewegt, und so erscheint es nur als Bestätigung, wenn man ihn in den ersten aufgeregten Jahren aus der politischen Stimmung der Menschen sich immer wieder zurückziehen sieht, um zu Hause im engen Kreis der Neigung, des Forschens, des Bildens die Verwirrungen des Tages zu vergessen. Die Campagne, an der er teilnahm, hat ihn auf seiten der Monarchisten zur Wiederherstellung der Legitimen gegen die Revolution geführt. Da er statt nach Paris zu kommen, wofür er sich die Karten schon vom Feldbuchbinder aufziehen ließ, hinter Valmy in volle Flucht des royalistischen Heeres verwickelt wird, so muß man sagen: Goethe hat die Revolution praktisch zunächst nur als ihr Besiegter kennen gelernt.

Auf diesem Rückzuge hat er die nächste Folgerung als weimarischer Minister gezogen. Hätte sich der Herzog mit seiner Leidenschaft als preußischer General einer siegenden Gruppe angeschlossen, so war Goethe, mit seinen

alten und neuen Warnungen, zwar nicht ideell, doch politisch geschlagen. Nun sieht er mit Schrecken, daß er Recht behielt, daß vollends das Conseil, dem er formell noch angehört, mit den Besiegten sich identifiziert, und er schreibt mitten aus dem Wirrwarr seinem Kollegen: „Ich habe mit Betrübnis gesehen, daß das Geheime Conseil unbewunden diesen Krieg für einen Reichskrieg erklärt hat. Wir werden also auch mit der Herde ins Verderben rennen."

So unbestechlich klingt seine Rede hier, wo es ums Ganze geht, obwohl ihn als zurückgetretenen Staatsmann jede Vorsicht zwingt, den Kriegseifer des Herzogs zu schonen. Doch liegt in dieser Stellung zum Ereignis des Tages auch schon der tiefere Zwiespalt angedeutet, in dem er die Entwicklung verfolgen wird.

Denn wenn ein Geist in allen Spiegelungen seines Ich sich stets zweiteilen muß, um das dialogische Grundwesen seiner Seele auszudrücken: wie sollte er dann Weltumwälzungen parteihaft ergreifen, die ihn auf der Höhe des Lebens treffen, — den Mann von 40 Jahren, den ein geklärtes Weltbild hindert, großen Worten anheimzufallen, den aber Unruhe der Seele vor jedem grundsätzlichen Lobe des Bestehenden warnt! Das Dämonische in Goethe muß sich der Revolution verbinden, sein Genius, auf Ruhe und in dieser Epoche auf strenge Linie gerichtet, muß ihn der Revolution verfeinden; daher denn seine Teilnahme vom positiven Instinkt zum negativen Urteil und schließlich zur parteilosen Betrachtung führt.

In zwei Augenblicken hat vor Goethe die Zukunft in purpurner Vision gestanden. Als vier Jahre vor der Bastille die Halsband-Geschichte bekannt wird, erschreckt sie ihn

„wie das Haupt der Gorgone“, die Würde der Majestät sieht er untergraben, im voraus vernichtet, die Folgen gespensterhaft. So momentan ist dieser Eindruck, so stark, daß Freunde ihm später sagen, an diesem Tage sei er ihnen wahnsinnig erschienen. Alles, was er in seinem Minister-Jahrzehnt über Leichtsinn der Fürsten, Hochmut des Adels, Bedrückung der Armen in Werken und Briefen klagte, zeigt die Skepsis des Demokraten an, doch hier wendet sich sein Urteil ins Weltpolitische. Demselben Cagliostro, dessen Verbrechen ihn damals als Symptom erschüttert, hat er schon 3 Jahre zuvor mißtraut, und wie er dies Lavater schreibt, erweitert er seine Zweifel zu dem bedeutungsvollen Geständnis: „Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleicht . . Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert.“

Hört man in diesen Worten, die 8 Jahre vor der Revolution anscheinend nur Furcht vor Erschütterungen enthalten, nicht auch die stumme Anklage gegen diese Gesellschaft, deren sorgloses Leben er an dem kleinen Beispiel seines Staates als Finanzminister oft genug zu hemmen sucht? Nur der Arzt, der den Organismus als brüchig erkannt hat, erkennt das drohende Symptom.

Im vierten Jahre der Revolution ist Goethe Zeuge, wie zum ersten Mal ein Söldnerheer von einem Volksheer geschlagen wird. Entsetzt von dem, was wider jede Berechnung möglich war, sitzen Führer und Offiziere am Abend des verlorenen Tages von Valmy beim Wachtfeuer, entmutigt fragt einer den andern, was er denke. Schließlich wird auch der Zivilist gefragt — immerhin, er ist ein Dichter, ein Denker, vielleicht weiß er ein Wort, uns aufzurichten. Da erhebt im Kreise der Uniformen Goethe die

Stimme, er sagt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!"

Goethes Antwort ist eine Tat, und da er in einem langen tätigen Leben nur selten zur genialen Auswirkung des Augenblickes aufgerufen wird, so bleibt dies Wort an dieser Stelle ohne Beispiel in seiner Bahn. Ein Besiegter oder doch Partei der Besiegten, Freund und Minister eines besiegten Führers, an Stellung, Bildung, Vorurteil ein Royalist — und dennoch statt eines Fluches oder leichter Prophetie ein plötzliches Erkennen: hier handelt sich's um keine Kanonade, sondern um das Gleichnis einer unaufhaltsam vordringenden Idee. Und dies Erkennen wird kühn von ihm vor den Geschlagenen aufgerichtet, wie wenn an der Stelle einer zerfetzten Standarte plötzlich in Wolken das Kreuz erglänzte: so, während er ihr Selbstvertrauen nimmt, pflanzt er ihnen zugleich den stärkeren Glauben von Schicksalsträgern ein — alles in Einem Satze, improvisiert, am Abend einer Niederlage!

Dies sind die beiden Visionen des Schauenden.

Auch der Sehende steht ehrfurchtsvoll erschüttert, denn einmal sieht Goethe die Revolution. Ein Jahr nach Valmy ist seine Lage umgedreht: er ist auf der Partei der Sieger, Mainz ist gefallen, in dem sich die Jakobiner einschließen ließen, von einem Fenster der wieder eroberten Stadt sieht Goethe den trgaischen Ausmarsch der geschlagenen Franzosen, die freien Abzug haben, unter den Klängen der Marseillaise, und er fühlt wie ein Dichter: „Dieses revolutionäre Tedeum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so mutig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend

und furchtbar, und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange hagere Männer von gewissen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten. Einzeln hätte man sie dem Don Quichotte vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig."

Als dann vor des Herzogs Zelte ein Auflauf von Mainzer Bürgern entsteht, die einen abfahrenden Klubbisten lynchen wollen, tritt Goethe drohend hervor: sie hätten kein Recht, den Einzelnen fühlen zu lassen, was sie gelitten: die Republikaner haben freien Abzug, Gott und die Behörden werden sie richten. Und er sänftigt die Menge.

Tritt er so im Anblick der Besiegten auf ihre Seite, weil er mit reiner Menschlichkeit urteilen darf, so verwickelt sich's, wo Amt und Stellung ihn hemmen. Als in Jena um diese Zeit ein Studentenkrawall entsteht, weil man 50 Mann Ordnungstruppen hingebracht hat, gerät Goethe, als Kultusminister, auf gänzlich ungewohnte Art außer Fassung. Doch obwohl ihn jeder Ungehorsam aufbringt, ist er in solchem Momente der Gärung für die gelindesten Mittel: als Diplomat vermittelt er zwischen Truppen und Studenten, man nimmt die Truppen zurück. Zugleich findet er eine solche Fülle „interessanter Szenen", daß es ihm in Augenblicken leid tut, sich auf eine geplante Reise zu entfernen.

So stark ergreift das Grenzen- und Gesetzlose Goethes Dämon, wenn es sein Auge fassen muß. Doch auch in der Vorstellung staunt er die Maße dieser maßlosen Bewegung an. In den „Aufgeregten" läßt er den Magister eine aus Paris heimkehrende Gräfin um das Glück beneiden, Zuschauer der größten Handlung zu sein, die die Welt gesehen, „Zeuge des seligen Taumels, der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als sie sich zum erstenmal

frei und von den Ketten entbunden fühlte". Auf die skeptische Erwiderung der Gräfin sagt der Magister: „Wer aus großen Absichten fehlgreift, handelt immer lobenswürdiger, als wer dasjenige tut, was nur kleinen Absichten gemäß ist." Es ist, als schlügen von ferne die Töne der Straßburger Shakespeare-Rede an, die über 20 Jahre zurückliegt.

Schließlich faßt er das Inkommensurable des Ganzen in dies Epigramm:

„Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
weise Sprüche, wenn ach, Weisheit im Sklaven verstummt."

Mit diesen Versen, in denen der Dichter den Politiker warnt, Weltkrisen allein mit den Mitteln politischen Verstandes zu bekämpfen, erreicht Goethes Anteil an der Revolution den Höhepunkt. Was folgt, ist gegnerisch.

Zunächst warnt ihn politisches Gefühl, was drüben wachsen kann, nach Deutschland zu verpflanzen. Befremdet sieht er bei Freunden am Rhein Mirabeaus und Lafayettes Büsten als Hausgötter verehrt: man ist in Paris gewesen, hat diese großen Männer handeln gesehn, reden gehört und ist „leider nach deutscher Art zur Nachahmung aufgeregt worden, und das grade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte".

Er zürnt, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhalte, die ähnliche Schicksale uns vorbereiten, daß edle Gemüter sich Hoffnungen phantastisch hingeben, ohne sich und die Sache zu kennen. Viele Freunde sind für die Revolution, Herder, Knebel, Wieland, auch andre: Kant und Fichte, Klopstock, Bürger, Stolberg, „alles läuft mit Blasebälgen herum; es wäre mehr, dünkt mich, an der Zeit, nach den Wassereimern zu greifen". Als Fritz von Stein einen Hamburger Kaufherrn lobt, der sich den Roten anschließt, zürnt Goethe, die Marseillaise gehöre nicht an die wohlbesetzte Tafel eines reichen Mannes!

Sobald er kühl, als ein besonnener Mann zu urteilen beginnt, leitet ihn alles zur Ordnung, gegen den Umsturz. Wie er von je an das Genie geglaubt hat, nicht an die Massen, an Helden, nicht an Programme, doch wie er zugleich sich selber einzuordnen strebte, solange er mitregierte, so fordert er's heute mit bitter lächelnden Erinnerungen:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider:
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrein, so wag es, vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!"

Und noch einmal variiert er diese Aufforderung an den Tüchtigsten, sich ohne Prätentionen zu bewähren:

„Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
sagt man, doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissen's.
Doch wer verstehet, für uns alle zu wollen, er zeig's!"

Wie diese Sprüche, die als Spottverse beginnen, unversehens in eine Mahnung nicht gegen, sondern an die Volksführer abbiegen, so erweisen sie zugleich die ganze ungewöhnliche Toleranz dieses Hofes und Kreises, in dem ein sonderbarer Fürst, Abenteurer der Seele, bei seinen Hofdichtern und Geistlichen revolutionäre Gesinnungen duldet und französische Lieder von Personen erfährt, „denen man es nicht zugetraut hätte".

Nur Goethe fühlt sich im Sinne seines Monarchen monarchisch. Dies zweite Motiv, das ihn von der Revolution abtrennt, geht auf einen Grundzug seines Wesens, auf jene Dankbarkeit zurück, die die reinste Form seiner Hingabe darstellt. Weil der Mann, den er bei allem kritischen Selbstgefühle doch immer als Wohltäter empfindet, ein Fürst ist, kann Goethe keine fürstenfeindliche Bewegung stützen und wünscht auch deshalb die Entwickelung auf Frankreich beschränkt, wohin er mit kaltem Blicke sehen kann. Weil er diesen Fürsten persönlich liebt, hat er von ihm stets Gewissen gefordert, jahrelang kämpfend.

Immer war sein Herz und anfangs waren seine Pläne auf die unteren Stände gerichtet, niemals hat er's im Augenblicke der Alternative mit den Herrschenden gehalten, die ihn mehr suchten als er sie. Doch Goethe wollte immer Evolution und muß jetzt den Rückschlag gegen sein demokratisches Wirken erleben, Preß- und Denkfreiheit gefährdet, Fichtes und Hufelands Vorlesungen in Jena von den Nachbarstaaten mißbilligt, die Jenaische Literaturzeitung in Preußen verboten sehen. Was er ordnend versuchte, scheint ihm gewaltsam nicht durchführbar.

Denn Ordnungsliebe — ein dritter Grundzug seiner Seele — läßt ihn zurückscheuen vor Chaos und Anarchie. „Es liegt nun einmal in meiner Natur: ich will lieber eine

Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.“ Daß dies keine bloße Pedanterie ist, etwa im Sinne seines Vaters, folgt aus der gesamten Struktur seines Wesens, ja, diese 25 Jahre, seit er in Leipzig fessellos sich und den Genius zu zerstören schien, sind von nichts heftiger erfüllt gewesen als von diesem Kampf gegen den Dämon, der ihn ins Maßlose zu reißen, ihn um das Gleichgewicht zu betrügen sucht und so um sein höchstes Ziel. Nur wer sich selbst und sein Werk von den Gefahren innerer Anarchie so schwer bedroht sah, konnte zeitweise solche Leidenschaft gegen eine Weltbewegung wenden, deren Größe ihn in andern Augenblicken erschütterte.

Als Autor wendet er zunächst nur Ironie gegen die Schwärmer, es ist Mephisto in ihm, und er läßt ihm das Wort gegen Leute, die Freiheit und Gleichheit verherrlichen, „nur um sich einen Namen zu machen, nur um zu wirken, es sei auf welche Art es wolle“. Im „Bürgergeneral“ verspottet er den kleinen Mann, den große Worte eines Aufschneiders betören, dann aber auch den Richter, der Ordnung retten und mit dummem Eifer bei einem Toren den Sitz einer Verschwörung entdecken will, und es ist Goethes idealer Edelmann, der am Ende demokratisch vermittelt, indem er gegen den Richter doziert: „Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erst das Übel hervor. In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt, wo alle Stände billig gegeneinander denken . . da werden keine Parteien entstehen.“ Vollends in der „Reise der Söhne Megaprazons“ verspottet er das Zeitfieber als ein Zeitungsfieber, vergleicht es — in vorahnender Naturerkenntnis — einer Krankheit, deren ansteckende Keime durch die Luft übertragen werden, und warnt vor der Lei-

denschaft, alles einer Meinung zu opfern, um die sich der blinde Wahn dreht.

Doch ebenso ironisiert er hier die Insel der Monarchomanen, an deren steiler Felsenküste der Bauer sein Korn baut: „Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Teil der erzeugten Früchte .. genießen sollte. Es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit, die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König tat oder glaubte wenigstens immer zu tun, was er wollte."

Schon in diesen Ironien nähert er sich dem archimedischen Punkte der Parteilosigkeit. Als in diesen ersten Jahren der Bewegung ein Freiherr von Gagern die besten Geister der Nation auffordert, gegen die Revolution in Deutschland eine Art geistigen Fürstenbundes zu schließen, der Deutschland vor Anarchie retten soll, lehnt Goethe den Beitritt mit der Begründung ab, Fürsten und Schriftsteller könnten nicht zusammenwirken. Hatte er diese Wahrheit sehr tief erlebt und schon zehn Jahre vorher vertraulich gegen Knebel geäußert, so hatte er sie doch öffentlich stets verschwiegen, um sein geistiges Verhältnis zu Carl August nicht zu verraten. Was er hier sagt, ist also nach außen nichts als ein Vorwand und mußte den Adressaten und Alle befremden, die auf Goethes konservativen Geist gerechnet hatten. Was kann es der Reaktion bedeuten, wenn sie daneben von Goethes Hand lesen, er habe „als

Schriftsteller wenig, als Privatmann das Mögliche" gegen die Bewegung getan? Sie denken, wofern sie Iphigenie schon kennen sollten, nur an jenes Nein, das Thoas' Bote aus allen Gründen der weigernden Griechin heraushört; sie merken, Goethe will nicht Partei sein, und nach Jahrzehnten lesen Jüngere bei Eckermann die Erklärung: „Der Dichter, der seiner Natur nach unparteiisch sein und bleiben muß, sucht sich von dem Zustande beider kämpfenden Teile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen."

Vorläufig treibt es Goethe, der Ereignisse dramatisch Herr zu werden. In den beiden kleinen Stücken, auch in den „Erzählungen deutscher Ausgewanderten" hat er's satirisch, in seinem „Märchen" symbolisch versucht und wird es später im Relief von „Hermann und Dorothea" und in der Stilisierung der „Natürlichen Tochter" idyllisch und tragisch versuchen. Jetzt schreibt er „Die Aufgeregten" und gibt darin nach eigenem Geständnis sein politisches Glaubensbekenntnis jener Epoche wieder.

In dieser Komödie, die auch stilistisch zu den reichsten Dingen unter Goethes Fragmenten gehört, wollen Arzt, Magister und Amtmann die Bauern zur gewaltsamen Lösung eines Prozesses verleiten, den die Gutsherrschaft durch das Reichskammergericht jahrelang verschleppen läßt, und unter dem Eindruck der Pariser Aufstände im kleinen ihr Recht mit Kugeln ertrotzen. Mit höchster Parteilosigkeit sind hier Vertreter des Adels, der Bürger und der Bauern typisiert und auf eine verführerische Weise so angenähert, daß sie einander begreifen und eben darum die Komödiengrenze nicht überschreiten müssen. Zwischen der Gutsherrin und ihrem Hofrat kommt es im Schlosse zu grundsätzlicher Aussprache. Im Anblick der Pariser Er-

eignisse, aus denen sie eben heimkommt, hat die Gräfin Toleranz gelernt:

„Seitdem ich bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft, wie großmütige Handlungen meistenteils nur persönlich sind und der Eigennutz allein gleichsam erblich wird; seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglaublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hof, in der Stadt über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrien werden sollte."

„. . Es ziemt Ihnen — erwidert nach einem Komplimente der Hofrat — Ihrem eignen Stande Widerpart zu halten. Ein jeder kann nur seinen eignen Stand beurteilen und tadeln. . . Aber eben deswegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigner Selbstigkeit erzeugt wird, prätentios Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisiert und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Wahrlich! Wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichtum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich

von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin! Das will ich sagen, da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Aristokraten zueignete."

Der Entwurf der Fortsetzung sieht hier eine großzügig burleske Parodie vor, wo alle Stände an der Tafel der Gräfin eine Nationalversammlung abhalten.

Den Gesinnungen der Gräfin — sagt Goethe im höchsten Alter — schließe er sich auch heute noch an, sie waren damals die seinigen: „Zum Lohn dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag . . Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird."

In so realistischer Betrachtung faßt Goethe seine politische Stellung zu dieser Epoche zusammen.

Denn Realistik ist jetzt sein leitendes Motiv und tritt in diesen Jahren stärker aus ihm hervor als in allen andern Epochen. „Überhaupt scheint mir, — sagte Karl (einer von den deutschen Ausgewanderten) — daß jedes Phänomen sowie jedes Faktum an sich eigentlich das Interessante sei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß und hat uns zum besten, wie zum Beispiel der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Hand-

lung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist.“ Grade in diesem paradoxen Spotte, den der Redende kaum verbirgt, ist etwas von Goethes Grundstimmung eingefangen. Dem Jugendfreunde Stolberg erklärt er, in entschiedenem Gegensatze zu dessen schwärmerischem Bestreben, er hänge an der Lehre des Lucrez und schließe alle Prätentionen in den Kreis des Lebens ein. Das Sehnsüchtige, das er in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt, trachtete er nun kräftig zu bekämpfen, es „wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle, endliche Befriedigung“.

Doch eben weil er jetzt nur selten faustisch aufwallt, weil er einen resignierten Frieden sucht, scheint er Mephistos Partei zu nehmen, wenn er ihn jetzt in einem der beiden neuen Dialoge cynisch gegen Faust polemisieren läßt:

„Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen
und Erd und Himmel wonniglich umfassen,
zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen . .
in stolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
bald liebewonniglich in alles überfließen,
verschwunden ganz der Erdensohn,
und dann die hohe Intuition —
ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

Faust:

Pfui über dich!

Mephisto:

Das will Euch nicht behagen,
Ihr habt das Recht, gesittet Pfui zu sagen.

Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
was keusche Herzen nicht entbehren können."

Klingt's nicht, als flüchte sich Goethe zu eigener Rechtfertigung hinter Mephisto? Als ihm Herders Frau im Gespräch moralisierend Fleiß, Not und Mühe anpreist, verzeiht er ihr das nur als Hausfrauenlaune und ruft: „Warum soll man nicht alles verehren, was das Gemüt erhebt und uns durchs mühselige Leben hindurchhilft! Wenn ihr das Salz wegwerft, womit soll man salzen!"

In solchen Augenblicken hat sein Wunsch nach antiker Klarheit etwas Krampfhaftes, als wollte er mit Gewalt das nordische Gewölk von seiner Stirne scheuchen. Es ist Goethes antimystische Periode. Jetzt eifert er auch gegen Träume; Herders Frau möchte er ihren verwünschten Glauben daran wegnehmen, immer sei es ein falscher Lostopf mit zahllosen Nieten und kleinen Gewinnen. Wenn im Groß-Cophta der Ritter dem Grafen Wahrheiten sagt, so ist das Goethes eigene Anklage: „Diese geheimen Wissenschaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freien Welt, diese wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben versichert wurden . . alles weissagte mir nichts Gutes."

Auch in der täglichen Welt fängt Goethe in der Mitte seines Lebens an, den Mystizismus zu bekämpfen, zu dem er in Jugend und Alter neigt, verhindert Begründung einer Loge in Jena, läßt vielmehr dort ein Kolleg über das Unwesen der Geheimwissenschaften lesen, zugleich einen literarischen Vorstoß machen, um öffentlich Feindschaft zu setzen „zwischen sich und den Narren und Schelmen".

Und wie sich Goethes Entwickelung in Kurven aufwärts schraubt, so erneut sich jetzt nach 25 Jahren, nur mit

größeren Motiven und so auf höherer Ebene, der Skeptizismus des Leipziger Studenten. „Das Übrige geht und mag gehen, — schreibt er aus dem Felde — wie es in den Sternen geschrieben oder nicht geschrieben ist." Zugleich bekennt er sich zum Fatalismus in der Gefahr, und so resümiert er sein Schicksal:

> „Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,
> was der Mensch sich erfleht; nur in der Regel fast nichts."

Mit diesem seltsam zweischneidigen Dankgebete wendet er sich in den sauersüßen Wochen von Venedig an seine Götter, und wie unmystisch er sie jetzt fühlt, deutet er einmal an, (bei gelegentlicher Ableitung des Baumaterials aus den Gesteinsarten): es scheine, er nähme die geistigsten Dinge zu irdisch, aber die Götter der Griechen thronten auch nicht im siebenten oder zehnten Himmel, sondern auf dem Olymp, und nicht von Sonne zu Sonne, sondern allenfalls von Berg zu Berge täten sie einen riesenmäßigen Schritt!

Dieser sehr irdisch gebannte Glaube, halb Unglaube tritt nirgend cynischer hervor als in Mephistos Worten, in denen Goethe nun, die andere der beiden neuen Szenen schließend, sich selbst die Bahn mit den Worten zu sperren scheint:

> „Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
> er müßte doch zu Grunde gehn!"

Eine so sezierend kalte Grundstimmung reizt zu Beobachtung, Vergleich, Verkehr und wird doch, da sie keine Hingabe trägt, den in die Welt Gestellten nur noch ein-

samer machen. So tritt eine neue Verschiebung ein in Goethes Stellung zwischen Welt und Einsamkeit. Hatte er im letzten Jahrzehnt immer entschiedener die Welt geflohen, um sich zu finden, nun sucht er sie wieder, um sich zu verlieren. Das Gefühl, von zu Vielen bedrängt zu sein, die seine produktiven Kräfte oder Augenblicke ihm verminderten, hatte ihn zur Isolation gedrängt; jetzt treibt ihn ein Gefühl von wüstenhafter Einsamkeit in die Welt.

Enttäuscht von der strengen Schule, die ihn mit 30 unter Charlottens Auspizien zu einer harmonischen Stilisation führen und so auch von der Welt abtrennen wollte, versucht er's mit 40 auf einem breitern Wege, und während damals sein schmales Antlitz, sein schwerflüssiger Blick wie auch die Spiegelbilder seiner Muse der Welt soviel verrieten, daß er sie fliehen mußte, hat er jetzt in Maske, Haltung und Auftreten die Mittel gefunden, um sich ungekannt in der Welt zu bewegen. Er, der so lange die Menschen mit Dem belebte, was in ihm glühte, zwingt sich nun ins Eis der Betrachtung, deren Klarheit zuweilen nicht einmal Kritik erlaubt. Gegenwart, die antike Form des Lebens, wird ihm Ideal: „Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tag zum Tage führen ließ, . . so hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine nächst zu erwartende Person noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, sondern diesen Zustand unvorbereitet auf mich einwirken zu lassen . . In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerksam, was meine persönliche Gegenwart und Geistesstimmung auf die Menschen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand, daß ich Neigung oder Abneigung und sogar oft beides zugleich erregte."

So muß es geschehn, daß Goethe anfängt, den Menschen wie ein Gelehrter, wie ein Sonderling zu erscheinen.

Im Felde wirkt er mit steifer Haltung, ernstem Blicke, langen Haaren, die „wie ein verworrener Hanfrocken umherquellen“, bürgerlich, dunkel, abweisend. Fremde, die ihm in Weimar empfohlen sind, stutzen vor dem plötzlichen Versonnensein, das ihn in seinem Zimmer überfällt, erstaunen vor seiner Art, am dritten Ort unerwartet wegzugehen. Gute Beobachter bezeugen, daß er oft Gesichter mache, niemand begreift, wie diesem Meister der Sprache und des Umganges häufig Worte fehlen, so daß man ihm einhelfen muß.

Aber ein kluger Beamter, der ihm auf Reisen rasch nahetritt, faßt, warum Goethe erst lebhaft wird, wenn er sich zur Herzlichkeit durchringt: kalt könne Goethe eigentlich nicht reden, und doch müsse er sich mit Fremden aus guten Gründen dazu zwingen; vertraut dagegen werfe er Ideen in Massen hervor, indem er wie der Algebraist nicht mit Zahlen rechne, sondern mit Größen. In Münster, wo er unter frommen Menschen bei persönlicher Neigung die schicklichste Toleranz gewährt und genießt, erscheint er einem weltklugen Bischofe zugleich freundlich und kalt, „er ist ein sehr unglücklicher Mensch, muß beständig mit sich selbst in Unfrieden leben“.

Grade von diesen Jahren der Reisen und des mannigfachen Umganges sagt Goethe selbst später: sein Bedürfnis nach Mitteilung war geringer geworden, die entschiedenste Wendung gegen die Natur schloß ihn noch tiefer in sich selbst, „hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für alles stehen. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunklen Kammer wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältnis in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt.“ Sein Lebensgang

sei selbst den nächsten Freunden meist ein Geheimnis geblieben, man könne sich keinen isolierteren Menschen denken, als er damals und auf lange Zeit gewesen.

Doch zugleich treibt ihn ein stetes Streben, nicht eigentlich nach Anregung, noch weniger nach Zerstreuung, in immer neue Beziehungen, Verhältnisse, Länder.

„Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen,
bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug."

Begegnungen, deren er noch nach Jahrzehnten dankbar gedenkt, führen ihn grade jetzt seinen Gegenspielern, dem gläubig-romantischen Jacobi und einer katholisch-mystischen Fürstin zu. Ja, das Unglaubliche lesen wir aus Venedig, von wo der 40jährige versichert, „daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann". Stärkstes Zeichen innerer Einsamkeit: Flucht vor dem Alleinsein.

Aber mit noch so behutsamer Technik vermag er den stolzen Schein des Gleichmaßes sich auch nach außen doch nicht zu verleihen. Er weiß das genau. Als die Fürstin Gallitzin in jenen vermittelnden, zart retirierten Tagen von Münster ihn voll Begeisterung den Freunden schildert, schreibt Goethe an Jacobi, der ihm diesen Eindruck wieder zugetragen: „Ich wünschte, ich käme mir selbst so harmonisch vor wie dieser schönen Seele und wäre neugierig zu wissen, wie sie von mir dächte, wenn wir ein Jahr zusammen gelebt hätten; in den ersten Tagen ist und bleibt immer viel Schein."

Mit Schlosser, den er nach vielen Jahren wieder trifft, geht er so gereizt um, lockt ihn mit so viel Spott und

Paradoxen heraus, daß dieser sich's heftig verbittet, und nur die Geschicklichkeit einer Freundin verhütet vollen Bruch. Im Vaterhause zu Frankfurt zerschlägt er Spiegel und Scheiben, in die Lavater sich einst eingeritzt hatte: es sind fast 20 Jahre her, denn dieser bilderstürmende Goethe ist 43! Steinwürfe sind die ungebärdigen Sätze gegen Newton, der hundert Jahre tot ist. Auch sonst klagt er in dieser Zeit sich selbst gehässiger Leidenschaft gegen alles an, was ihm als falsches Streben, als wider die Natur auch nur erschien, und vergleicht sich, zugleich unerträglich und liebenswürdig, mit Voltaires Huronen.

Denn schärfer als seit langen Jahren tritt seine Doppelnatur in dieser Epoche vor. Jetzt braucht er — in den „Ausgewanderten“ — zum erstenmal das Wort von den zwei Seelen, das erst später, in Faustens Formung, das populäre Stichwort polarer Naturen werden soll. Zum ersten Male fühlt er nun auch philosophisch sein Urwesen legitimiert, aus Kants Naturlehre greift er auf: Anziehung und Zurückstoßung gehörten dem Wesen der Materie untrennbar an, woraus ihm „die Urpolarität aller Wesen“ hervorgeht.

Dies Grundgesetz seines eigenen Wesens wird nun von ihm aufs neue gestaltet. Seit er vor 10 Jahren Tasso und Antonio entworfen, um sich mit sich selber zu messen und auszusprechen, hatte er keinen neuen Dialog seines Wesens gebildet. Nun läßt er die alten Stimmen, die ihm vor 15 Jahren zuletzt verhallten: Faust und Mephisto läßt er wieder gegen einander tönen, ja, ihre beiden neuen Dialoge bringen erst jetzt die erste grundsätzliche Aus-

sprache dieser beiden polaren Mächte, denn im Urfaust sprachen sie — bis auf zwei kurze Stellen — nur über die Forderung des Tages, über Gretchen.

Nun geben die neuen Szenen des 40jährigen, dramatisch zwecklos, die stärkste Darstellung des großen Pendelspieles, dessen Achse die Seele ihres Dichters ist. So persönlich gefühlt sind diese Szenen, so ganz ist auf dramatische Einkleidung verzichtet, daß Faust — im Fragment — mitten im Satze beginnt und daß Mephisto ohne Begründung plötzlich dasteht! Zur Monographie seiner Seele müßten hier beide Szenen ganz gelesen werden; wir erinnern nur an dies:

Faust:

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
des Menschengeists auf mich herbeigerafft.
und wenn ich mich am Ende niedersetze,
quillt innerlich doch keine neue Kraft.
Ich bin nicht um ein Haarbreit höher,
bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephisto:

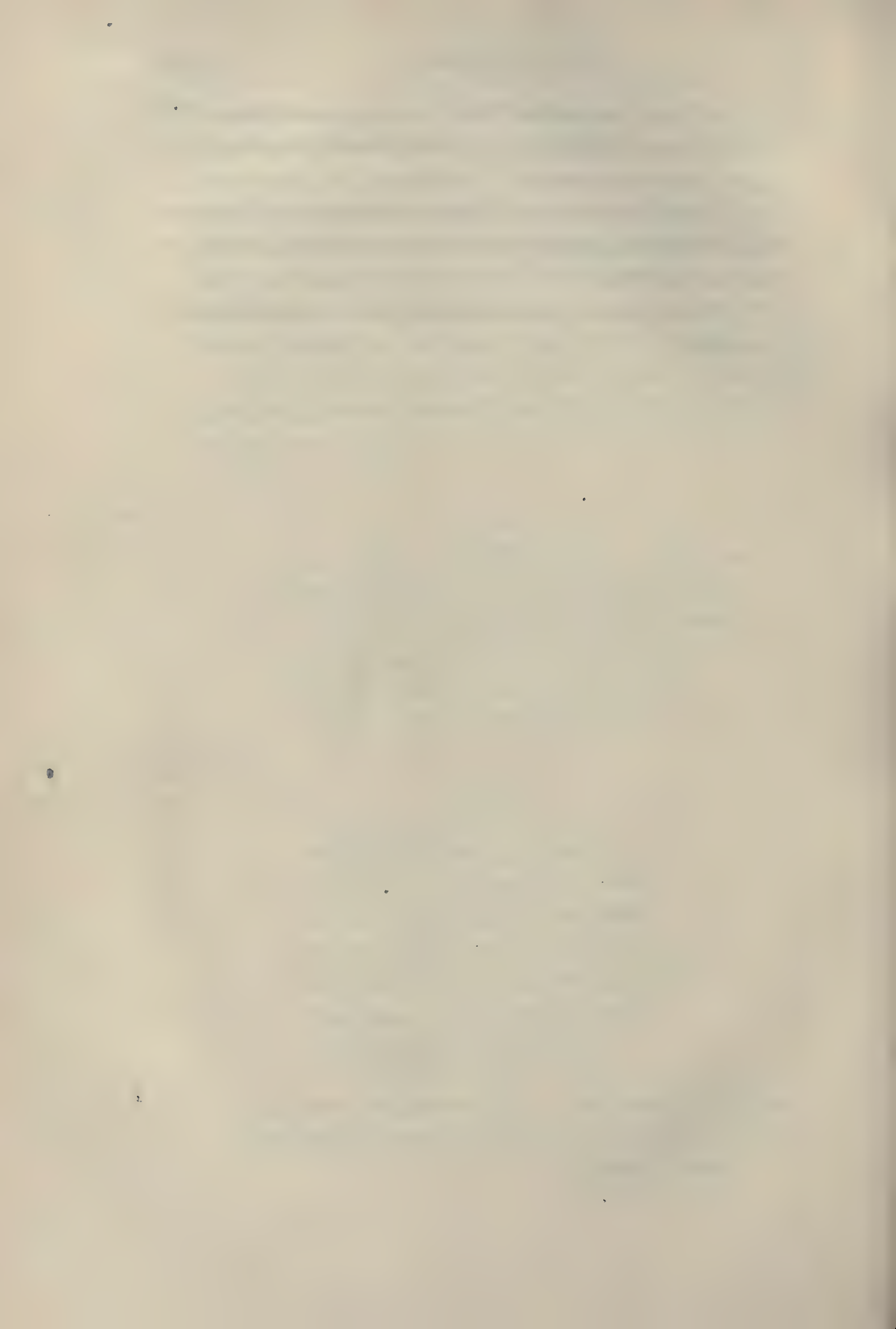
Mein guter Herr, Ihr seht die Sachen,
wie man die Sachen eben sieht;
wir müssen das gescheiter machen,
eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! Freilich Händ' und Füße
und Kopf und Hintrer, die sind dein —
doch alles, was ich frisch genieße,
ist das drum weniger mein?"

Hier ist das grundsätzliche Zwiegespräch im Busen Goethes laut geworden, so klingt es wider in ihm zwischen

40 und 45, das ist der Text zu allen sonderbaren Bildern, die in dieser Zeit den Mitlebenden wie den Nachgeborenen befremden.

Es ist der Tiefpunkt seines Strebens nach Harmonie. Es ist ein Höhepunkt seiner Selbst-Analytik. Gewiß, es ist ein toter Punkt.

Es ist, als suchte der Einsame nach einer Menschenstimme.

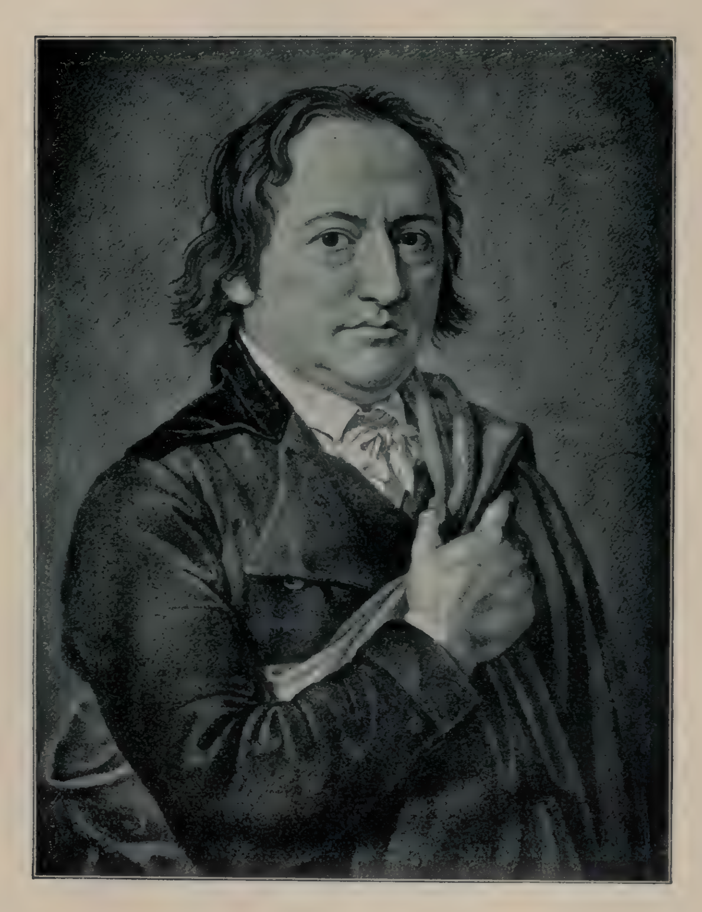


Neuntes Kapitel

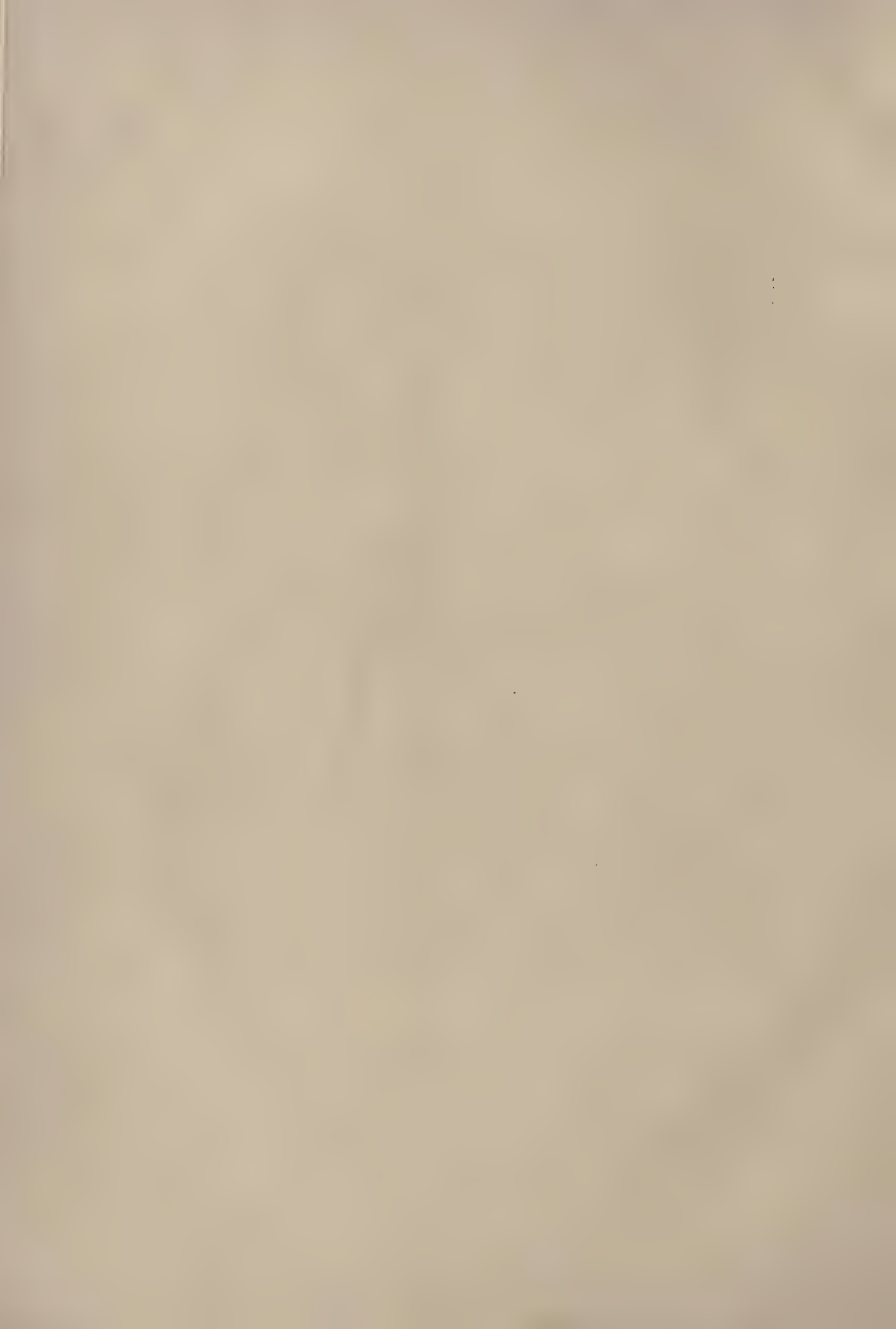
PROTEUS

„. . weil meine Existenz gleichsam ins Unendliche geteilt ist.“





50jährig



In einem Saal voll kalten Glanzes stehn ein paar Hundert junger Leute aufgereiht, mit geschlossenen Hacken, Köpfe, Figuren ausgerichtet, denn vor ihnen droht, streng und dunkel, ihr alter Herzog von Württemberg, Kritik an seiner Militärschule zu üben. Hinter und neben ihm stehn im leise sprechenden Halbkreise einige Hofleute, doch auch Gäste sind da, aus Weimar, des Herzogs junger Vetter, und neben ihm sein Freund, der Dichter und Minister. Nun lobt der Herzog den Fleiß der Tüchtigen, und wie er vom Instruktor eine Liste entgegengenommen hat, ruft er die besten Schüler vor und drückt ihnen, mit einem Blicke, mehr mahnend als rühmend, Prämien in die Rechte. Mit abgemessenem Gruße danken stumm die Preisträger, an ihres Herrn Miene hängend, denn sie fürchten ihn.

Nur Einer blickt nicht auf den Herrn, er hört nichts, sieht nicht, wer die Preise gewinnt, die er gern auch gewänne, sein Blick ist nur in die Gestalt jenes Fremden verklammert, der dort in dunklem Anzug etwas zurücksteht. Wie er den Schweigenden schweigend zu ergründen trachtet! So also sieht ein Dichter aus, den Ruhm und Ehren schmücken? Nicht strahlender, nicht schöner? Bleich und schmal blickt er, fast wie sein Werther, bald schaut er aus großen Forscheraugen auch zu mir herüber, jetzt — daß ich ihn mit den Blicken festklammern, daß ich ihm an die

Brust springen und rufen könnte: Et in Arcadia ego! Doch du bist stolz, siehst nicht wie ein Dichter in meine Seele, ahnst nicht, was mich durchzuckt .. Wie du dich verneigst, weil dein Fürst mit dir reden will, wie du lächelst und nickst: Fürstendiener bist du geworden, nur ein Hofmann. Wie ich sie hasse! Alle! Und auch dich, der du den Genius betrogen hast! Deine Blässe ist Blasiertheit, deine Schmalheit Folge zu großer Genüsse. Nein, du bist kein Dichter mehr ..

— Friedrich Schiller! ruft der Herzog laut nach der Liste. Der Jüngling erwacht, verworren tritt er vor, küßt nach der Vorschrift des Herrn Rocksaum, kaum spürt er den Preis in seiner Hand, schlafwandelnd tritt er in die Reihe zurück.

— Ein Buch, denkt er nun; drückst du mir ein Buch in die Rechte? Herzog! Bald will ich dir ein Buch vor dein Herz drücken, daß es versteint! Ist dies euer Preis? Schon bin ich Zwanzig. Wenn ich erst Dreißig bin wie dieser dort, so will ich einen ewig grünen Preis auf meiner Stirne fühlen, und jener soll zusehn, wie die Nation ihn mir darreicht! —

Acht Jahre später, an einem stillen Augustabend, sitzt Schiller beim Rheinwein in Goethes Gartenhause. Der Militärschule entsprungen, dann auf Fahrten und Irrfahrten, zwischen Not und Gloria ist ihm das Bildnis Goethes nicht aus dem Sinn gekommen, wie er da stand und schwieg und gar nicht sah, daß hier vor seinen Augen der Genius den Preis erhielt. Als er nach Weimar kommt und die Geister ihn wohl empfangen, fehlt dem Fremdling doch der Mann, an dem er Bewunderung und Neid, Mißgunst und Ehrfurcht, Neugier und Skepsis nun endlich prüfen könnte. Denn Goethe sitzt in Rom, nur sein Haus kann man sehen, und

auch nur sein Gartenhäuschen, denn da haben sich Goethes Freunde an seinem Geburtstage getroffen, haben den neuen Dichter eingeladen, und Schiller stößt mit Knebel auf das Wohl des Wirtes an, in diesem kleinen Haus, in dem Goethe sechs Jahre gelebt hat, — Schiller auf Goethes Wohl, des Abwesenden, im Scheitelpunkte des Sommers.

Was er in Weimar über den Seltsamen hört, klingt wunderlich gemischt, von Vielen mißgünstig Übles, von Wenigen leidenschaftlich Gutes, doch eben diese Wenigen scheinen die Besten. Spricht nicht die Oberjägermeisterin vom Rudolstädter Hof, sprechen nicht ihre Töchter, die Lengefelds, Schillers vornehmster Verkehr, bewundernd von Goethes Genius? Doch schon hat der Mißmut ihrer Freundin, der Frau von Stein, an seinem Ruf gerüttelt. Mancher Beamte in Weimar zuckt mit den Mundwinkeln, wenn der Fremde nach Goethe fragt. Wie lange er bleiben, was er treiben wird? Jedenfalls gehen ihm von der Kammer alle Quartale seine Gelder zu. Wieder steigt in Schiller der Unmut auf: — Wie diesem Menschen alles glückt, wie leicht sich sein Schicksal webt, während wir Andern kämpfen! Ist er denn mehr? Nur zarter gebettet und darum reicher gebildet, nur glücklicher, nur um ein Jahrzehnt weiter! Und er spricht und schreibt die bösen Worte gegen Goethe nach, die man rings um ihn schwatzt. —

Als dieser im nächsten Juni wiederkommt, steigt Schillers Neugier auf den Gipfel: „Ich bin ungeduldig ihn zu sehen, wenige Sterbliche haben mich so interessiert“, und er läßt ihm durch die Freunde „alles Schöne sagen, was sich sagen läßt“. Bald kommt Frau von Stein aufs Land zu den Lengefelds, und von den Lippen dieser Frau, die es doch wissen muß, hört nun Schiller nichts als Enttäuschung, kalte Worte über den Zurückgekehrten. O mein prophetisches Gemüt!

denkt er — doch da fällt ihm Iphigenie in die Hand, er liest sie wieder, sie macht ihm „einen recht schönen Tag, obschon ich das Vergnügen, das sie mir gibt, mit der niederschlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können".

Dennoch — wird er nicht kommen, mich zu sehn? Und in voller Verkennung schreibt er seinem Freunde: „Goethe hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ihm so nahe am Wege wohnte, wie er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe." Er wird dir auf Minuten nahe sein, Friedrich Schiller, und doch nicht nach dir blicken!

Denn schon ein paar Wochen später, an einem hellen Sonntag im September, den man im Freien noch zubringen kann, begegnen sie sich endlich in einer ländlichadeligen Gesellschaft; Herders sind dabei, auch Frau von Stein.

„Endlich kann ich dir von Goethe erzählen — schreibt Schiller seinem Freunde Körner. — Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so. Sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes . . Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang. Freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm spre-

chen können .. Ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir .. so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden .. Seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden .. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Ist das alles? Aufzählung dessen, was Goethe vom Neapler Volk gesagt hat, und andere Italiana? Ein gesellschaftlich hinspielender Sonntag zwischen freundlichen und feindlichen Damen — und doch, dies hätte nach Schillers stolzer Erwartung der historische Tag sein sollen, an dem sich Schiller und Goethe zum erstenmal in die Augen sahen! Wie wenig hat er durch Goethes Maske erraten; fast nur, daß er eine trägt. Daß Goethe nicht mit ihm allein gesprochen hat, und nie über das, was sie verbindet, macht ihn verdrießlich. Doch rasch erhebt er sich aus dieser Kränkung zum eingeborenen Selbstgefühle, stellt sich dem Andern gleich, erklärt dem Freunde: wir sind zu verschieden, um zusammenzukommen — doch wieder rasch fügt er hinzu: die Zeit wird's lehren.

Die Zeit verstreicht, Schiller wartet. Als er an jenem Sonntag ein persönliches Wort von Goethe vergebens erhoffte, war seine Kritik über Egmont schon in Druck gegangen, man kann sagen: seine Kritik gegen Egmont. Gut, daß sie schon geschrieben, doch noch nicht erschienen ist: so sieht man, wie beide Männer frei von Unruh und Eitelkeit einander die erste Hand reichen. Bald liest Goethe in dieser Kritik ein Signum jener allgemeinen Stimmung, die ihm bei der Rückkehr entgegenwehte. Grollend sah Schiller in Goethe den Günstling des Glückes, der ohne Kampf mit

der Welt die Welt besiegt; grollend sah Goethe in Schiller den Usurpator der Musen, der ohne Kampf mit sich sie zu besiegen glaubte. Sein zwanzigjähriges Ringen aus dem Chaos zur Form, diesen genialischen Prozeß der Goldgewinnung im Bergwerke des Dämons sieht Goethe von außen her und nach außen hin plötzlich in Frage gestellt, denn wieder hat dieser junge Mann begonnen, die Deutschen mit Chaos zu begeistern. Und Diesem soll er freundlich begegnen? Muß er ihn nicht hassen, so ist ihm doch seine Idee zuwider.

Schiller aber fängt an, Goethe, dessen Idee ihm immer vorbildlich, doch zugleich unbehaglich war, persönlich zu hassen. Vom Oktober ab verbringt er den ganzen Winter mit ihm in derselben Kleinstadt, um die Ecke sozusagen, verkehrt mit seinen Freunden, sieht Knebel oft und Moritz — doch Goethe rührt sich nicht, läßt ihn, da er ihm ein oder zwei Male begegnet, mit Höflichkeit stehen: jetzt bringt er ihn zur Verzweiflung. Von Moritz muß Schiller stundenlange Oden auf Goethe anhören, und je mehr er diesen Mitarbeiter seines Gegners ausholt, umso heftiger muß sich Schiller im Anhören selbst peinigen. Ist dann jener in Goethes vornehmes Haus zurückgekehrt, in dem er wohnt und das nur Schiller nicht betreten darf, und kommt nach ein paar Tagen wieder: immer wartet Schiller auf einen Bericht, gestern habe Goethe vom Don Carlos gesprochen. Denn alle Antipathie durchbricht doch immer der Wunsch, von jenem Dichter als Dichter beurteilt — und sei es selbst gerichtet zu werden.

Goethe will weder richten noch reden. Er will nur Schiller aus diesem Nest entfernen. Es stört ihn schon, daß man mit vorsichtiger Geste ihn auf Jenen hinweist. Heimgekehrt, sieht er seine Freunde verändert, lustlos, ab-

gewandt: so will er vollends nicht einen Gegner aufgedrängt haben. Denn Goethe, für dessen Werk und Pläne Schiller in bewundernder Feindschaft glüht, hat für Schillers Kunst nicht das schmalste Interesse. Um ihn aus der Stadt zu bringen, sinnt er für den Dichter eine Professur in Jena aus. So überstürzt geht er mit diesem schlauen Plane vor, daß er schon im Dezember Schiller sondieren läßt und, als dieser zusagt, sofort am nächsten Tage den Herzog von Gotha um Zustimmung ersucht! Zugleich mit dieser formellen Eingabe läßt Goethe schriftlich Schiller erklären, er möge sich einrichten, es sei so gut wie entschieden. Das heißt: er ernennt ihn als Kulturminister zum Professor der Geschichte. Nun muß Schiller zu ihm gehen, um zu danken. „Goethen habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus tätig gewesen und zeigt viele Teilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen werde."

Durchschaut der Weltgewandte, der Menschenkenner nicht die Motive seines Gegenspielers? Bemerkt er nicht, daß nur ein weimarischer Minister mit ihm spricht, mit keinem Schritte das grenzenlose Land betretend, das ihnen Beiden Heimat ist? So heftig brennt sein Wunsch, den Einzigen zu gewinnen, daß sich in diesen Tagen sogar sein Weltblick verschleiert.

Noch ein Zweites blendet den Scharfsichtigen, auch dies hat Goethe berechnet und seine Haltung gegen Schiller auf dessen Charakter gegründet. Nach einem erschütterten, fahrenden, dunklen Jahrzehnte will Schiller jetzt, im 30. Jahre legitim werden, will Stellung, Sicherheit, ein Haus, will Ruhe von außen, um von innen heraus sein Werk zu fördern. Zwar, vor den Lengefeldischen Schwestern, an die er seine Konfessionen immer gemeinsam richtet, nimmt er die pathe-

tische Haltung einer „heroischen Resignation“ an, er sei mit dem Antrage „übertölpelt“ worden, wolle zurücktreten, lobe sich die goldene Freiheit. In Wahrheit konnte er, formell noch nicht ernannt, jeden Augenblick zurücktreten; er will nur nicht, denn dem Herzensfreund Körner bekennt er zugleich, er sei doch recht froh. Er will Anker werfen, und während er eine Liebschaft mit der genialischen Frau von Kalb abzuwickeln sucht, die sein Wesen erschüttert, sucht er eine vornehme und reiche Frau, denn er will endlich Geld und Geltung haben.

Zwischen den beiden adligen Schwestern kann er sich nicht entscheiden, Beiden erklärt er seine Liebe, doch zugleich erwägt er mit dem Freunde mehrere andere Chancen, zwei Monate vor der Verlobung bittet er noch Körner, ihm eine reiche Partie zu suchen, und nennt die Minimalsumme, die er braucht.

Inzwischen hat die Freundin der Braut, hat Frau von Stein Goethes Liebschaft mit Christiane erfahren, die Luft, in der nun Schiller lebt, wird Goethes Person vollends feindlich, obwohl sich beide Lengefelds von der Verehrung des Goethischen Genius nicht haben abbringen lassen.

Schillers Geduld ist aus. „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege“, ruft er jetzt offen seinem Freunde zu und grollt mit unverhülltem Ehrgeiz gegen ein Schicksal, das es jenem so leicht gemacht habe, einen nicht auszugleichenden Vorsprung zu erlangen. Ja, nun erklärt er, noch ehe er nach Jena geht, klar seinen ganzen leidenschaftlichen Liebeshaß, mit dem ihn Goethe erfüllt hat:

„Die Abgötterei, die Moritz mit Goethe treibt und die sich so weit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Produkte zu Kanons macht und auf Unkosten aller andern Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem nähern Umgang

zurückgehalten . . Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente . . Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen. Ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben . . Sein Kopf ist reif, und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies grade der Mensch unter Allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.“

Nie mehr hat Schiller sein Gefühl um Goethe so modelliert wie in diesem rauschenden Briefe, der zwar von Goethe beinah nichts, doch alles von Schiller aussagt: dichterische Reinheit des Strebens, Unbestechlichkeit in der

eigenen Arbeit, Verehrung für alles Große und Schöne, zugleich Ehrgeiz, Eifersucht und in dem Bilde von der stolzen Prüden der ganze leidenschaftlich männliche Drang, das zu überwinden, was man liebt. Nie hat er später so feurig für ihn als Persönlichkeit geschrieben wie hier gegen ihn, und diese feindliche Stimmung verwirrt in ihm den Menschenkenner. Zwar eine große Korrektur dieses ganz vergriffenen Urteils über Goethes Charakter gibt Schiller auch später nicht, doch aber freundliche Worte, die endlich Hingebung in Goethe erkennen, dort wo außen Kälte erscheint. Für jetzt sieht Schiller in Goethes Seele nur, was alle Welt sieht und was noch nach einem Jahrhundert die meisten Deutschen sahen.

Mit diesem Ergusse schließt er zunächst das Kapitel Goethe ab. Als er drei Tage nach jenem Briefe ähnlich an Caroline schreibt, manches mit denselben Worten, schließt er es wie einen Fall: „Legen Sie dieses Urteil beiseite. Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch besser, wenn sie ihn widerlegt." Und als Caroline nun Goethe in Schutz nimmt, erklärt Schiller, auf einer wüsten Insel mit Goethe allein, wollte er wohl den Knäuel dieses Charakters auflösen, hier habe er aber noch andere Geschäfte: „Ist Goethe ein so liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind. Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat . . Wenn Jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem Andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan."

Da ist sie deutlich, Absage, Aufgabe jedes weitern Versuchs, doch auch Gleichstellung, Herausforderung zum Wettkampf durch die Tat, nun im entschlossenen Tonfall

eines Mannes, der nach langer Werbung die Spröde dadurch strafen will, daß er die Welt in Staunen, sie selbst in Reue versetzt.

Anderthalb Jahre später sitzt Schiller, Ehemann und Professor, mit dem thüringischen Adel verschwägert, von Studenten, Gelehrten und Schriftstellern geehrt, in seinem geschmackvollen Hause zu Jena. Seine Frau ist seit der Kindheit Goethe bekannt, er selbst trifft ihn zuweilen bei gemeinsamen Freunden: so kann's nicht überraschen, daß Goethe — ungewiß bleibt, ob ein oder mehrere Male — sein Haus betritt. Das Gespräch — berichtet Schiller — kam bald auf Kant. „Es fehlt Goethe ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch . . Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann. Übrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat . . Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geschehe und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte."

Ein neuer Ton. Schiller, den jahrelang Eifersucht auf Goethes Weltstellung plagte, während er sein Genie stets rein bewunderte, fühlt sich zum erstenmal an Welt dem Gegner überlegen! Schwiegersohn, Vetter, Schwager ade-

liger Leute, bei Hofe eingeführt, Professor, Mitglied gelehrter Gesellschaften, hochgebildeter Kantianer, gesucht von deutschen Bühnen und Verlegern, jetzt auch leidlich gesund — und daneben dieser wunderlich hinterweltliche Mann, der alle Dinge noch immer anfaßt, die wir Philosophen längst als bloße Vorstellung begreifen, dessen Stücke niemand spielt, der seit Jahren nichts Neues produzierte, alternd im Anfang der Vierzig, lebt mit einer Mamsell, die niemand einlädt, und einem unehelichen Kinde, und wird hereinfallen wie Andre mehr. Schiller ist stolz, daß er Goethe bedauern kann, und nur der unbestechliche Genius hindert ihn, sich über ihn zu stellen.

Schillers Stellung wächst. Zwei Jahre später — es ist nicht mehr zu umgehen — führt Goethe an seiner Hofbühne den Don Carlos auf, doch das Verhältnis bleibt kalt. Sechs Jahre lang hat Goethe keinem Menschen ein überliefertes Wort über Schiller gesagt oder geschrieben! „Alle Versuche von Personen, — so erzählt er später — die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab . . Sein Aufsatz über Anmut und Würde war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen . . Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte."

Schillers Stellung wächst. Er steckt voll weltlicher Pläne. Der Professur ist er schnell überdrüssig geworden, auch ist seine Anziehungskraft als Lehrer gesunken, er denkt daran, Erzieher des Erbprinzen zu werden, wodurch er seine Zukunft sichern will, bezieht ansehnliche Renten von einem Grafen und einem Prinzen, verhandelt und verlegt zugleich bei 4 Verlegern, hält sich durch reichen Briefwechsel auf dem Laufenden mit allem, was geschrieben und gesprochen wird, gruppiert in Jena einen Kreis um sich:

ganz Kritiker, ganz Philosoph, der zwischen dem 28. und 37. Jahre dramatisch nichts, auch an Gedichten wenig Wichtiges hervorbringt. Nur daß ein Brustleiden mit Krämpfen ihn bald ergreift, lähmt seine Unternehmungslust; dies hindert ihn auch, nach dem Antrage des groß aufstrebenden Cotta'schen Verlages die Leitung einer neuen Staatenzeitung zu übernehmen.

Denn Cotta hat in Schiller neben dem Dichter das große politische Journalisten-Talent erkannt. Nun gründet er mit ihm eine Monatsschrift für Literatur, zu der Schillers Name sowie hohe Honorare die Autoren locken. Beide Brüder Humboldt, die jetzt in voller Jugend in Jena wirken, Fichte und manchen Andern hat Schiller schon neben sich, als er sich aufmacht, die drei großen Hechte zu fangen: Herder, Kant und Goethe, im Namen „einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft".

Als Goethe Schillers Brief zur Hand nimmt, weiß er, daß jetzt noch auszuweichen ihm selber schädlicher wäre als der neuen Zeitschrift, Klugheit rät ihm zu dieser Tribüne, er freut sich in der Erwiderung auf die Verbindung „mit so wackern Männern" und geht bei der Korrektur des Konzeptes in seiner Antwort schrittweis zu wärmeren Tönen über.

Einen Monat nach diesem Briefe treffen sich beide Dichter in der Naturforschenden Gesellschaft zu Jena auf wahrhaft neutralem Boden. Zufällig — wie man ja Fügungen zu nennen liebt — verlassen sie zusammen den Saal, Schiller beklagt so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, durch die ein Laie sich vertrieben fühle. Goethe, der sich diesem Philosophen gegenüber durchaus als Forscher empfindet, stimmt bei und redet das Wort einer andern Art, die Natur wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Der Philosoph

stutzt: Aus dem Ganzen in die Teile? Wie könnte dergleichen aus der Erfahrung hervorgehen?

Indessen gelangen sie an Schillers Haus, „das Gespräch — berichtet später Goethe — lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ . . eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft, als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet . . Der alte Groll wollte sich wieder regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe!

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen . . mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von Beiden konnte sich für den Sieger halten, Beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne“. Als Goethe das Haus verläßt und durch den Juliabend seinem Quartier zuschreitet, sagt er sich: „Wenn Schiller das für eine Idee hält, was ich als eine Erfahrung ausspreche, so muß doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes . . obwalten!“ Und reist am nächsten Morgen nach Weimar zurück.

In der Arena, wo Philosoph und Forscher ihren nie entschiedenen Wettkampf abzuhalten pflegen, begegnen sich bei diesem entscheidenden Gespräche die beiden Geister — und man vergißt beinah, daß es zwei Dichter sind. Dennoch kann auch ihr dichterischer Gegensatz nirgends deutlicher werden als in diesem ersten Zusammenzucken zweier polarer Elektrizitäten, deren Ausgleichung das Bemühen eines Jahrzehntes ausmachen wird. „Niemand könnte leugnen, — schreibt Goethe — daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als ein Erd-Diameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können."

Als Denker ist Schiller unbestechlich und weicht nicht einen Fußbreit zurück, als Weltmann weiß er Goethe aufs artigste im Gleichgewicht zu halten; er hielt, nach Goethes Worten, alles fest, was sich ihm näherte, und seine Gattin tat, was sie konnte. Diese Schillerische Mischung von Reinheit des Strebens und Klugheit der Haltung ist es aber grade, die Goethe nun kaptiviert! Ihm haben immer Menschen gefallen, die einen Zweck mit zarten Mitteln zu erreichen strebten, auch seine Gegner. Wirklich scheint in jener Szene auch Schiller soviel Antonio als Tasso zu sein, und alles: Bewunderung für diesen starken Geist, Anerkennung des Weltläufigen, treibt Goethe an, dem Jüngeren, den er sechs Jahre warten ließ, nun, da er an Macht, Geist und Haltung so lebhaft zugenommen, zuerst die Hand zu reichen. Einen Tag nach dem Gespräche benutzt er eine Rücksendung für die Horen zu diesen Worten: „Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und sein Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue."

Goethe kennt genau Wert und Bedeutung jedes dieser Worte in diesem Augenblick an diesen Empfänger — und wie ein Staatsmann behandelt Schiller den kostbaren Satz. Vier Wochen läßt er vergehen, weil Goethe verreist ist, dann schreibt er ihm — soll man es noch einen Brief nennen? Es ist eine philosophische Abhandlung über Goethe, eine solche jedoch, wie man sie nur beim Tode, allenfalls zum Feste eines Greises öffentlich, nie aber einem Mann in seiner Lebensmitte privatim dargereicht hat, und nur dadurch vermag er diese unvermutete Monographie von Goethes Geist beim Adressaten einzuführen, daß er im Eingang seine „eigene Ideenmasse" durch Goethes Unterredung aufgeregt nennt. Schiller schreibt:

„. . In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen . . Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann . . Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege . . Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee . . Sie können niemals

gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen ist mehr wert, als jeden andern zu endigen — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit.

„Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren . . so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären . . Sie hatten also eine Arbeit mehr, denn so, wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

„So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am Besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft . . Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter

der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

„Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin . . und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht." Folgt Anfrage, ob nicht Wilhelm Meister in den Horen erscheinen könne. „Meine Freunde sowie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll Ihr gehorsamster Diener F. Schiller."

Ein Philosoph hat diesen Brief geschrieben und ein Weltmann, der Dichter bleibt unsichtbar — und so muß denn auch die rein dichterische Erkenntnis des Objektes zurückbleiben. Sicher ist hier zum ersten Male Goethes Entwickelung auf geniale Weise erfaßt, nie vorher und nachher nur sehr selten hat Goethe so tiefe Dinge über sich selbst lesen dürfen. Aber es ist der Gang des Geistes, nicht die Wanderung des Menschen, die Schiller hier darstellt — und elf Jahre lang, bis zu seinem Ende, wird er, trotz naher Berührung, Goethes Charakter nie zu skizzieren suchen: erstaunlich bei einem solchen Psychologen und nur erklärbar durch die rein geistige Art, mit der Schiller dies Verhältnis behandelt. (Beide Dichter haben in ihrem Werk einander darzustellen nie unternommen.)

Aber auch Goethes Geist ist hier mehr durchdacht als geschaut. In dieser Epoche kantianischer Verbissenheit scheint Schiller alle psychologischen und empirischen Mittel mit Absicht fortzuschieben und schildert die Idee

von Goethes Geiste, auch wo ihm eine andere Folge bekannt war. Gewiß ist Goethe genetisch verfahren, aber biogenetisch, und auch nicht von der Pflanze zum Menschen, sondern vom Menschen zur Pflanze. Freilich hat Goethe die harmonische Gemeinkultur des Südens als Dichter entbehrt und Griechenland in Italien gesucht, doch nicht um seine nationale Abkunft, sondern um seine persönlichen Dissonanzen zu heilen; und wenn er endlich von der Anschauung zur Abstraktion überging, so brauchte er doch bisher niemals Gedanken in Gefühle zurückzuverwandeln, sondern ordnete sein System so an, daß es durch eine Glaswand von seiner Anschauung getrennt blieb: beide Teile einander übersichtlich, doch im Luftraum geschieden. Erst Schillers eigener Einfluß hat eine gewisse Verschmelzung beider Sphären zuweilen begünstigt.

Vollkommen wirkt dagegen in dem Briefe die Kunst des Diplomaten, in die Schiller seine Zwecke kleidet. Mit welcher Delikatesse behandelt er Goethe als das rein naive Genie, das über sich selbst nichts wisse — und weiß doch, daß Goethe alles über sich weiß! Wie stolz schließt er ihn zugleich aus seinem Reiche, dem der Philosophen, aus! Wie kühn, ihm die Erfüllung seines Strebens als unmöglich, das Streben aber, wäre er im Süden geboren, als überflüssig darzustellen! Wie zart, sich ihm auch dann anzubieten, wenn sein Spiegel trügen sollte! Denn ein großes Anerbieten ist dieser Brief, Reverenz vor dem Größeren, der zwar in ritterlichem Ton anerkannt wird, jedoch mit dem entscheidenden Zusatz, daß Schillers Vernunft mit Goethes Instinkt rein übereinstimme, daß dieser zwar ein intuitives, Schiller aber ein spekulatives Genie sei — und daß darum kein anderer dazu geboren sei, Goethe zu verstehen, als Schiller.

Derartige Briefe hat Goethe ein paarmal an seinen Herzog geschrieben, und wie sie dann nach allen Wünschen und Ansprüchen in freiwilligem Gehorsam endeten, so schließt auch Schiller zum Schlusse die Türen des geheimen und heiligen Gemaches mit der plötzlich frigiden Wendung: hochachtungsvoll Ihr gehorsamster Diener.

Doch sogleich öffnet sie Goethe. Denn seit 20 Jahren — nein niemals hielt er solchen Brief in Händen. Wie groß fühlt er sich hier betrachtet, wie ganz historisch, wie heldisch! Und so tut er zum Dank, was er so selten und vollends in diesen Jahren kaum mehr unternahm: er ist es, der, 10 Jahre älter, zuerst das Wort Freundschaft ausspricht. Er nimmt die Werbung an, wie eine schöne, vornehm-bedeutende Frau, ohne zunächst den Werbenden mit ähnlicher Wärme zu ergreifen. Es ist der seltsamste Verlobungsbrief:

„Zu meinem Geburtstage — es ist der 45. — hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Teilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.“ Von jener Unterhaltung rechne auch er eine Epoche, es scheint, „als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden . . Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte

. . weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin . . Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen." Der Roman sei an einen Verleger vergeben. „Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise. Goethe."

Mit Klarheit gibt er kund, daß sein Werber in dieser Vernunftehe, die sie nun einzugehn gedenken, ihm als Mitverwalter seines Reichtumes willkommen sei und seinerseits nichts mitzubringen brauche als den bekannten redlichen Ernst, den man schon immer schätze. Was aber Schiller selbst ist, scheint Goethe gar nicht zu wissen, denn obwohl seine Produktion vorliegt und recht berühmt geworden, wird er hier freundlich aufgefordert, dem neuen Freunde ein Exposé über sich selbst vorzulegen. Von Gleichstellung ist gar keine Rede.

Dennoch fühlt Schiller sich als Sieger und ist es auch, insofern er Goethes Vertrauen im Sturm gewonnen hat. Sein Interesse, denkt er, wird er durch Taten wecken. Jetzt ist er nicht mehr empfindlich, legt sich das Wort von der gemeinsamen Wanderung und dehnt es dahin aus, „daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben". Er stabiliert also sogleich nicht bloß eine lebenslängliche, auch eine solche

Freundschaft, die Goethe noch am Ende seiner Bahn zu seinem Besten findet.

Mit Feuer spricht nun Schiller — weit weniger philosophisch als in jenem kaltglühenden ersten Briefe —: mehr wie ein Posa spricht er nun über sich selbst, und je ritterlicher er sich zurückzusetzen trachtet, um so edler tritt er für sich ein: „Mein Bedürfnis und Streben ist, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein . . Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen . . Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung . . Gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte . . Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben . . Aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet . . Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin, und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen."

Wie schön, daß ihn hier endlich der Poet übereilt, wo er philosophieren wollte! Mit welchem Feuer ist dies alles rhythmisch gesetzt, wie glaubt man diesem Briefe die fliegende Feder anzumerken, während jener erste sorgsam aufgesetzt und durchgearbeitet wurde!

Mit Liebe — so wie es der Jüngere gefordert hat — nimmt Goethe diese Zeilen auf, lädt ihn sogleich nach

Weimar ein; Schiller, annehmend, bittet nur um Freiheit für sein Leiden. Doch um nochmals den alten Stolz zu maskieren, betont er gegen Körner, auf Goethes Zureden habe er „sich wohl nicht weigern können", bei ihm zu wohnen, ihre Berührung werde für beide Teile entscheidende Folgen haben, und seiner Frau schreibt er, er höre von allen Seiten, „wie sehr sich Goethe über die Bekanntschaft mit mir freut". Viel kühler meldet Goethe seinem Freunde Meyer, Schiller bringe viel Leben in seine stockenden Ideen, und noch nach drei Monaten heißt es temperiert, er gehe mit Schiller und den Humboldts „für diesmal zusammen, und es scheint, als ob wir eine ganze Zeit mit einander wandeln würden".

Dieser vierzehntägige Besuch Schillers bei Goethe gleicht einer Inventur aller Güter, die jeder der beiden Eheschließenden zur Verwaltung einbringt. Hierauf wird ein Programm entworfen, ein ästhetischer Briefwechsel zur späteren Veröffentlichung beschlossen. „Wir wissen nun, mein Wertester, — schreibt Goethe an Schiller nach seiner Abfahrt — aus unsrer 14tägigen Konferenz: daß wir in Prinzipien einig sind und daß die Kreise unsers Empfindens, Denkens und Wirkens teils koinzidieren, teils sich berühren, daraus wird sich für Beide gar mancherlei Gutes ergeben." Und nun beginnt der Briefwechsel, beginnt gemeinsame Arbeit an den Horen, beginnt eine neue Partei in Deutschland.

Beim Eintritt in dies Bündnis, das mit geringen Schwankungen fast elf Jahre überdauern, wenn auch kaum wachsen wird, sind die Verbündeten 45 und 35 Jahre alt. Dennoch ist es der Jüngere, den Leiden bleich und hohl

macht, gebräunt und kräftig wirkt daneben der Ältere. Schiller ist größer, von hagerer, kahler Gestalt, Goethe breiter, jetzt untersetzter, schon fängt er an dicker zu werden. Schiller blickt feucht aus der Tiefe eines ovalen Antlitzes, gotisch steigt eine bleiche Stirne herrlich, mehr breit als hoch empor, blaß und sinnlich scheinen die Lippen die eines Priesters, kühn und fordernd ist der Schwung dieser vertikal kurzen, weit vorragenden Habichtsnase: ihre Linie scheint das Pathos dieses Hauptes am stärksten auszusprechen. Goethes Kopf geht jetzt ins Quadratische, über den Augenknochen wölbt sich, mehr hoch als breit, diese Stirne, die lange Nase wirkt trotz ihrer Biegung neben Schillers fast klassisch beruhigt, schmal und verschlossen ziehn die Lippen ihren Pfad, aber das Auge strahlt dunkel durch die Welt und greift sie auf. Schillers Handschrift rauscht in großartig raschen Wellen, immer bewegt und schaffend über die Bogen, Goethe formt eigene Züge mit Kunst zu typischen um.

Mit großer Sorgfalt kleidet sich Schiller, der junge Hofrat und Hofmann, bestellt zum Frack den kostbarsten Stoff, führt ein breites Haus, hält sich mit 38 Jahren Wagen und Pferde, die Goethe erst mit Ende der 40 anschafft, reist im ersten Ehejahr mit seiner Frau nicht ohne Diener und Jungfer bis nach Leipzig, er glänzt in Gesellschaft und kann, in seiner Hofuniform mit Epauletten, von Frau von Staël im Vorzimmer für einen hohen Offizier gehalten werden. Goethe trägt sich sehr einfach, jetzt schon ohne Toupet und Ohrlocke, geht kaum zu Hofe, wenig in Gesellschaft, lebt als Minister wie ein Privatmann, wünscht steif zu wirken, schweigt viel. Schiller, gewöhnt aus Büchern mehr als von Menschen zu lernen, ungewohnt des Lebens in der Natur, vor allem brustlei-

dend und stets Attacken fürchtend, verweilt viel in den Zimmern, treibt keine Körperübung, sitzt lange Sommerwochen in geschlossener Stube, rauchend und schnupfend.

Nachts meist schlaflos, kann er für morgen nichts bestimmen, ißt zuweilen erst um 8 zu Mittag, muß an schlimmen Tagen die Arbeitskraft durch Alkohol stärken, produziert am besten bei tiefem Barometer. Goethe hängt vom hohen Barometer ab, geht zeitig schlafen, ist zeitig auf, dichtet nur am Morgen, verbringt ganze Wochen im Gartenhäuschen, reitet wieder, läuft Schlittschuh, hat zwischen 40 und 50 seine gesündeste Epoche. Die Luft, die Schiller wohltätig ist, nennt Goethe Gift für sich und muß, als er eines Tages den Geruch faulender Äpfel aus des Freundes Schreibtisch aufsteigen spürt, das Fenster rasch öffnen, um nicht schwindlig zu werden.

Schiller, von seinen vielen Unternehmungen oft verwirrt, bleibt durch Krankheit vollends von der Dichtung abgehalten. Goethe erledigt Pflichten und Geschäfte sofort, um sich dann Studien und Gestalten hinzugeben. Jenem erschwert Unordnung das äußere Leben, diesem erleichtert es Pedanterie. Und dennoch bedurfte Schiller der Trennung der Geschäfte von den Musen weit mehr als Goethe: weil er im Leben mehr plante und weil er dann die Kunst von diesem Leben sorgsam trennen mußte.

Schiller ist im Augenblicke, da er sich mit Goethe verbindet — auf diesen Augenblick stellen wir die Antithese — in journalistischer Gefahr, er schickt sich, nach Goethes Worten, trefflich zu einem Redaktor. Um diesen genialen, geschliffenen, politisch-ästhetischen Geist bewerben sich mehrere Unternehmer, und Schiller, der jetzt Macht und Geld will, wäre ohne seine Krankheit und ohne Goethe vielleicht auf diese Bahn gekommen. Kameraden seiner

Jugend bestimmten ihn früh zum Diplomaten, Goethe nennt ihn am Teetisch ebenso groß, wie er im Staatsrat gewesen wäre, Verhandlung liegt ihm, Vorhalt, Intrige, und alles, was davon in seinen Stücken steht, ist besser und übrigens weit wichtiger und häufiger als bei Goethe. Gute Köpfe seiner Zeitschrift zu werben, Propaganda zu machen, versteht er meisterlich und tut es gern. Als nach 3 Jahren die Horen eingehn sollen, rät er, mit einigen extremen Aufsätzen noch ein Verbot durchzusetzen, um lieber für gesprengt zu gelten als für still begraben. Doch treibt ihn Unruhe, Hast seines Lebens rasch wieder von Stellungen, Verlegern, Zeitungen fort, weshalb auch Goethe in der Ausführung nicht auf ihn rechnet, denn „Beistand zu bestimmten Zwecken — schreibt er an Meyer — muß man von Schiller nicht erwarten". Bei so vielen Einfällen kommt Schiller am Ende vor innerer Heftigkeit doch praktisch zu nichts, so sehr er auch seinen gedanklichen Idealismus als handelnder Mensch ins Gegenteil verkehrt.

Goethe zeigt die umgekehrten Gaben: „Ich bin nämlich als beschauender Mensch ein Stock-Realiste, so daß ich bei allen Dingen, die sich mir darstellen, nichts dafür und dazu zu wünschen im Stande bin und ich unter den Objekten gar keinen Unterschied kenne als den, ob sie mich interessieren oder nicht. Dagegen bin ich bei jeder Art von Tätigkeit, ich darf wohl sagen, vollkommen idealistisch: ich frage nach den Gegenständen garnicht, sondern fordere, daß sich alles meinen Vorstellungen bequemen solle."

Schillers unternehmender Geist wird aber nicht nur von äußeren Motiven des Geldes getrieben, er wird von innen durch seinen Willen zur Macht gespeist; an diesen scheint Goethe im Alter zu denken: „Schiller, — sagt er zu Eckermann — der, unter uns, weit mehr ein Aristo-

krat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, hatte das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten." Wenn Schiller in der Jugend Freiheit rief, so meinte er zunächst seine Freiheit, und schon in Vorwort und Anzeige zu den Räubern betont der 22jährige, sein Stück gefährde weder Staat noch Sitte. Als er 15 Jahre später das Bürgerrecht der französischen Republik empfängt, interessiert es ihn nur noch als Hilfsmittel für seinen Sohn.

Untergebene hat er außer seinen Bedienten kaum gehabt. Als er aber mit Schauspielern zu tun hat, die doch Mittler zwischen seiner Dichtung und dem Volke sein sollen, entscheidet er: „Es gibt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe." Mit solchem Nachsatz an Goethe scheint er ihn zu strengerem Auftreten zu mahnen, doch dieser bleibt in beratendem Verhältnisse zu seinen Künstlern. Auch hierin ist er Goethes Antipode, der in den vielen Fächern seiner Tätigkeit Energie und Ordnung verbreiten, doch niemals herrschen wollte: was bei ihm autokratisch wirkt, ist in Wahrheit Pedanterie. Von Schillers Willen dagegen sagt Goethe im Alter, wo er den Freund sonst zu verklären sucht: „Was er sich denken konnte, das mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß sein oder nicht."

Schiller schwebt Welt und Nachwelt vor, wenn er dichtet. Zwischen Kritiken, Ärger, Konkurrenz, Klatsch, Parteien führt er eine weite Korrespondenz, und obwohl er als Dramatiker nur Erfolge hat, kränkt ihn doch jeder journalistische Mißerfolg: dann spricht er vom Blute, das ihm in Wallung getrieben sei, und ist recht innerlich gekränkt, weil man seinen Musen-Almanach durch Lob und Tadel zerpflückt. Goethe, der es seit 20 Jahren aufgegeben

hat, den Deutschen zu gefallen, erwidert lächelnd mit dem reifen Gedanken: „Wer nicht wie jener unvernünftige Säemann im Evangelio den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, der muß sich mit dem Publico garnicht abgeben."

Auch im erotischen Leben steht Schillers Wille zum Herrschen Goethes weiblicherer Hingabe gegenüber. Schiller hat mit seiner Geliebten kaum recht gebrochen, da warnt er schon die neue Freundin vor ihr, und als diese dann seine Braut wird, sucht er sie in allem zu seiner Schülerin zu machen. Seine Beziehungen zu Frau von Kalb, zu der geschiedenen Caroline und deren Schwester Charlotte — Schillers Schwägerin und Gattin — gehen ineinander, Caroline nimmt er bei der Eheschließung mit in sein Haus und schafft ihr für ihre zweite Ehe Heim und Stellung in Weimar, weil er selbst dorthin gezogen ist. Bei alledem lebt er gut mit seiner Frau — allerdings nennt er sie in Briefen „gutes Mäuschen". Schiller ist sinnlich und herrschsüchtig in der Liebe, Goethe gibt sich mit ganzem Wesen hin: deshalb liebt er immer nur Eine Frau und hat im wörtlichen Sinne nie zwei Geliebte auf einmal besessen. Zu dieser Einen freilich spricht er dann so, daß Schillers Witwe beim Lesen von Goethes Briefen an Frau von Stein vor dieser Glut erschrickt und bekennt: so hätte Schiller nie geliebt, „eigentlich bloß aus Leidenschaft konnte er nicht lieben".

Dafür ist Schiller der leidenschaftlichere Denker. Die drei letzten Jahre vor dem Bündnis hat er neben dem historischen Studium beinah nur Kantische Philosophie getrieben, von Kant leitet er seine Ästhetik ab, die dann auf seine Produktion entscheidenden Einfluß nimmt. Als aber Goethe später seine Farbentheorie für ihn in Kategorien

des Denkens teilt, wird Schiller nur verwirrter: „Unter einer so strengen Form.. wird mir dieser empirische Gegenstand immer als eine unübersehbare Masse erscheinen, und ich werde gerade deswegen, weil der Verstand darüber herrschen will, meine empirische Insuffizienz empfinden." — So unmöglich ist es, einen rein Goethischen Gedanken in Schillerische Form zu fassen! „Ich glaube selbst, — erwidert daher Goethe mit höflichem Achselzucken — daß die empirische Masse von Phänomenen, die . . eine ungeheure Breite einnehmen, sich zu einer Vernunft-Einheit schwerlich bequemen werden."

Denn obwohl Goethe erst durch Schiller zu Kant recht geleitet wird, von dem er vorher trotz Jacobis Anregung nur ein Weniges gelesen, nimmt er doch auch jetzt nur ein Minimum auf. Nicht um sich aus Verwirrung zu sammeln, braucht er Philosophie, nicht um sich zu finden wie Schiller, sondern grade, „um mich von mir selbst zu scheiden, was ich um so mehr tun kann, da meine Natur, wie getrennte Quecksilberkugeln, sich so leicht und schnell wieder vereinigt". Und ist es eigentlich komisch oder erschütternd, von Goethes Hand zu lesen, man solle Kants Anthropologie nur im Frühling lesen, wenn einen die Blumen trösten, und „ich habe es gelesen, indem Kinder um mich spielten". Vollends wenn er im Produzieren ist, meidet Goethe die Philosophie: sie zerstöre ihm die Poesie, „indem ich mich nie rein spekulativ verhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deshalb gleich in die Natur fliehe". In solcher Zeit lehnt er auch ab, mit Schelling öfters zu reden, der ihm als Denker am nächsten ist. Wenn Goethe produziert, mag er nicht denken, „da ich nur denken kann, insofern ich produziere".

Anschauung ist und bleibt ihm alles, jetzt meint er sogar seiner andern Sinne fast entbehren zu können. Im Studium des Cellini erklärt Goethe, mehr durch die Augen „dieses konfusen Individui als im Vortrage des klarsten Geschichtsforschers“ über dessen Jahrhundert zu begreifen, und einen Physiologen tadelt er: seine Schrift hätte er nicht das Organ der Seele, sondern die Hirn-Enden der Nerven betiteln sollen, denn eine Idee über Gegenstände der Erfahrung sei nur ein Organ, um diese zu fassen. Bald wird ihm der ganze Kantische Furor in Jena, in Deutschland zu viel, zur Kunst wünscht er sich weg aus dieser Umgebung, wo Alles zur Spekulation neigt. Noch im Alter bedauert er, wie Schiller sich mit philosophischem Denken so lange habe herumquälen mögen, und seinen ganzen Geistes-Gegensatz zu dem Freunde faßt Goethe einmal in den genialen Satz, der plötzlich, wie ein erratischer Block, in die Steppe seines Tagebuches gestürzt scheint: „Die Erfahrung ist fast immer eine Parodie auf die Idee.“

Aus solchen Gegensätzen der Grundelemente folgt leicht der Gegensatz von Schillers zu Goethes Dichtung. In den Begriffen des Sentimentalen und Naiven, durch die Schiller ihre Dichtungsarten sehr schön fixiert, ist das Problem zunächst nur aufgerollt. Goethe selbst leitet im Alter aus Schillers stolzem Körper und seinen sanften Augen die Art seines Talentes ab, das, wie er sagt, in einen großen Gegenstand kühn hineingriff, ihn dann hin und her wendete, „er sah den Gegenstand gleichsam nur von außen an; eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache“.

Mit diesen Goethe-Worten ist Schillers Größe, Grenze

und Verschiedenheit von Goethes Art genau bestimmt. Schiller sucht Stoffe, Goethe findet sie. Schiller wählt Stoffe aus, Goethe erlebt sie: bleibt dort mehr Allegorie, so wächst hier alles zum Symbol. Dabei ist Schillers Spekulation nicht etwa der Feind, vielmehr der Verbündete seiner Poesie! Beide muß er stets gleich spannen, und nur durch ähnliche Bewegung erklärt er beide heterogene Elemente in einer Art von Solution erhalten zu können. Aus solchem Gleichgewicht von Traum und Denken nimmt Schiller, wenn er dichtet, erst einen bestimmten Aufschwung, was er selbst beklagt. Das dritte, stärkste Agens des Dichters — Anschauung, Leben, Gelegenheit, Natur — scheint ihm fremd zu bleiben, und es klingt erstaunlich, wenn er bei seinem reichen weltlichen Treiben über Mangel an Gelegenheit klagt, die Menschen zu studieren.

Je tiefer er diese seine Art empfindet, um so tiefer ergründet er die entgegengesetzte des Freundes, vor dem er wie vor einem Naturereignis immer forschend steht. „Sie sind wirklich, so lange Sie arbeiten, im Dunkeln und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflektieren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände, Ihnen und Anderen. Bei mir mischen sich beide Wirkungsarten, und nicht sehr zum Vorteil der Sache." Hier ist sie bezeichnet, jene Dunkelheit und Unschuld, die Aurelie dem jungen Wilhelm Meister als Künstler zu hüten rät und die noch der alternde Goethe zu hüten verstanden hat. Denn bei aller Selbstanalyse kennt Goethe doch nur seine Struktur, kann aber nie wie Schiller im voraus sagen, was er produzieren wird, da „diese regulierte Naturkraft" nicht zu leiten sei. Deshalb zwingt ihn auch die innere Stimme, seine Pläne zu verschweigen: nur im Stillen probiert er an seinem neuen Epos die Resul-

tate der Theorie, zu denen Beide gemeinsam gelangt sind, und bedauert noch im höchsten Alter, ein einziges Mal den Freunden einen Plan geschildert und auf ihren Rat verworfen zu haben. Schiller dagegen hat seine späteren Stücke Szene für Szene mit Goethe durchgesprochen.

Bei solchen Dichterformen muß es Schiller sein, der rascher wirkt: erstaunlich scheint seine Konzentration, die Art zu dichten heftig, erraffend, kühn, genau wie er reitet und L'hombre spielt, indes Goethe Gelegenheiten abwartet und von nun an als Dichter das Wort Spiel öfters braucht, wo er früher nur von Arbeit sprach. Und wie sie dichten, so tragen sie ihre Werke vor: Schiller stürmisch, pathetisch, dialogisch und darum mit geringerer Wirkung, Goethe — nach allen Zeugnissen — meisterhaft.

Notwendig folgt, daß Temperament und Gaben Schiller zum Theater, Goethe vom Theater drängen. Schiller hat mit acht oder neun Stücken das deutsche Theater wahrhaft beschenkt, Goethe mit seinen wichtigsten Dramen nur irritiert, und während diese langsam in ihrer inneren Dramatik jetzt bekannt zu werden beginnen, haben jene nach einem Jahrhundert an Schlagkraft noch nichts eingebüßt. Tragödie folgt auf Tragödie, dem Humor ist kaum ein Platz gegönnt. Schiller preßt dem kalt erwählten Stoffe das Letzte aus, steigert jede Figur zum höchsten Ausdruck, ja er sucht mit seinem Furor auch Goethes Gestalten aufzupeitschen: im Rücken des verurteilten Egmont will er, bei Inszenierung in Weimar, Alba stumm erscheinen lassen, um sich an seiner Rache zu weiden, und Orest erscheint ihm das Bedenklichste in Iphigenie: „Ohne Furien ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt . . so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand."

Goethe dagegen weicht seinen stärksten Wirkungen aus, er darf die ausgesprochenen Resultate im Meister weit geringer nennen als den Gehalt des Romanes und kommt sich dabei wie einer vor, der große Zahlenkolumnen durch mutwillige Fehler stört, um zuletzt „aus Grille die Endsumme zu verlieren". Selbst für die Bühne schreibt er die Prosaszenen des Urfaust auch deshalb in Verse um, damit die Idee nur wie ein Flor durchscheine, die ungeheure Wirkung sich dämpfe. Sein Humor wächst an, er sucht Spiele. Schiller erinnert mit solchen Wirkungen von fern an Rubens, Goethe an Rembrandt.

Doch wie jenen, sind auch diesen beiden Meistern bei aller Polarität ihrer Naturen gewisse Züge gemein, und es wäre nicht im Goethischen Sinne, um der Reinheit einer Antithese willen ihre Annäherung zu verhüllen, denn grade sie hat ihren Bund für die Dauer ja nur ermöglicht.

Beiden Männern, als schaffenden Faktoren des Menschengeschlechtes, sind Abstammung und Vaterland Größen zweiten Ranges. Wie Goethe über seiner Sendung Vater und Mutter vergaß, wurde im ersten Bande erwiesen. Schiller liebt wohl die Mutter, bleibt den Eltern aber immer ferne. Wir wissen, was Goethe vom Nationalismus dachte; auch an Schiller schreibt er: „Der Patriotismus sowie ein persönlich tapfres Bestreben hat sich so gut als das Pfafftum und Aristokratismus überlebt." Schiller, der fast alle Stoffe aus dem Auslande nahm, sagt — beinah wörtlich — in diesen seinen dreißiger Jahren: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für überlebte Nationen wichtig, für die Jugend der Welt . . Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, nur für eine Nation zu schreiben." Oder über

sein Publikum, über das er doch äußerlich nicht zu klagen hatte: „Die Deutschen wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner willkommen."

Selbst von ihren entferntesten Standpunkten — als Denker und als Betrachter — winken sie einander zuweilen zu. Von dem ihm gänzlich wesensfremden Wilhelm Meister ist Schiller hingerissen, weil er gegenüber seiner frigiden Philosophie so lebendig sei, „weil alle Natur nur Synthesis, und alle Philosophie Antithesis ist . . Der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn", schreibt er — und beginnt grade zu dieser Zeit die Philosophie wieder zu verlassen. Doch Goethe kommt ihm entgegen! In Vorarbeiten zu einer Physiologie der Pflanzen unterscheidet er jetzt 4 Arten von Naturforschern und stellt dabei die Umfassenden über die Anschauenden, denn indem sie von einer Idee ausgingen, sprächen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es sei gewissermaßen nachher Sache der Natur, sich in diese Idee zu finden. In Goethes Munde klingt das fast wie ein Prolog zu Hegel.

In seinem philosophischen Freunde sieht Goethe durchaus keine rein spekulative Natur, gesteht ihm vielmehr ausdrücklich eine sonderbare Mischung zu, von Anschauen und Abstraktion, und über seine Arbeitsform selbst gibt Schiller einmal die seltsame Konfession, eine gewisse musikalische Gemütsstimmung gehe seinem Dichten voraus, ohne bestimmten Gegenstand. Vor allem und nach allem aber ähneln sich beide Geister in der Reinheit ihres strebenden Bemühens — ja mit merkwürdiger Gleichheit brauchen Beide dasselbe Bild, einer vom andern unabhängig, um ihr Streben darzustellen: zu einer Pyramide will Goethe — so schreibt er als 30jähriger in sein Tage-

buch — sein Leben zuspitzen; wird das unmöglich, so würde doch der Versuch für sein Bemühen zeugen. „Jeder baut sich seine Pyramide, — schreibt Schiller im gleichen Alter beinah ebenso — wenn er sie auch nicht bis an die Spitze bringt, so hat er doch gewiß nichts Besseres tun können."

An diesen Punkten nähern sich die Kurven ihrer Naturen. In der Norm aber und im Großen liegen sie sich in antithetischer Stellung gegenüber, und bis zum Ende ihrer Freundschaft gilt, was Goethe nach jenem ersten Gespräche feststellte: keiner war Sieger, keiner fühlte sich überwunden. Denn sobald man nicht von der Stärke ihres Genius, sobald man nur von den Charakteren spricht und wie sich solche in Leben und Werken darstellen, müssen sie als gleichgewachsene, grundverschiedene Gegenspieler nebeneinander stehen:

Schiller will herrschen, Goethe wirken. Schiller gibt sich nie ganz einem Menschen, stets ganz seiner Dichtung hin, Goethe immer dem liebenden Menschen, zuweilen ganz dem Werke. Schiller hämmert mit kalter Leidenschaft an seiner Dichtung, Goethe modelliert mit liebender Hand. Für Schiller kommt das Leben nach dem Werke: darum jagt er mit so wenig Harmonie nach Genuß; für Goethe bedeutet das Leben die Wurzel der Dichtung: darum blüht sie wie von selbst empor. Schiller denkt immer, wenn er fühlt, Goethe schaut immer, auch wenn er denkt. Schiller pflanzt einen Baum nach dem andern, Goethe sät eine Saat.

Denn Schiller kann so stark hassen wie lieben, und

er ist der Gegenspieler seiner Helden wie Goethe: nur daß jene als böses Prinzip vom Dichter verworfen werden, die Goethischen aber komplexe Menschen sind, genau wie die sogenannten Helden, „gut und böse wie die Natur". Nur einmal hat sich Schiller zusammenfassend dargestellt: als Wallenstein. Er glaubt an die Existenz eines Bösen und stilisiert darum in sich nur das Gute, Goethe sucht nach Einklang zwischen den gleichstarken Gegenkräften seiner Seele. Schiller ringt laut mit der Welt, Goethe still mit seinem Dämon. Schiller kämpft, Goethe wächst.

Aber da ist ein Einziges, was Schillers Gestalt plötzlich die mattschimmernde Patina von edler Bronze gibt, während Goethes Gestalt sich immer wie atmend dem weißen Marmorblocke zu entraffen sucht: Schiller fühlt immer den Tod, und wer es nicht wüßte, könnte aus der Kette seiner Werke erraten, daß sie mit einem frühen, schwer umrungenen Tode enden werden. Als Goethes Freund Meyer einmal Schiller in der Allee begegnet, schreibt er, sein Antlitz gleiche dem Bilde des Gekreuzigten, und dies ist viele Jahre vor dem Ende. Zu immer schnellerem Ritte treibt ihn ein inneres Fieber an, es ist, als jagte er auf raschem Pferde keuchend vor dem schwarzen Reiter her, an jedem Morgen einmal rückwärts blickend, ob dieser ihm in letzter Nacht wieder um ein paar Längen näher kam — und weiter so, durch Jahre. Daher denn auch im letzten, reichsten Jahrzehnt, in glücklichen Umständen der unbezwinglich stete Drang, Tragödien zu häufen.

Ernst und hilfreich, mit teilnehmender Ahnung sieht Goethe diesem Schauspiel zu. Sein Leben ist auf acht Jahrzehnte angelegt, Krankheiten sind ihm kurze, schwere Krisen. Er glaubt an das Leben, weicht der Tragödie aus, denn der Tod ist nicht sein Feind: mit ihm lebt er

von Anbeginn in liebender Gemeinschaft. Goethe glaubt an Verwandlung.

Vom Horizonte des untergehenden Jahrhunderts zeichnen sich so die Köpfe Schillers und Goethes ab, als Beide jenes Bündnis schließen, das Goethes Geiste vom 46. bis in sein 57. Lebensjahr einen Gefährten schenkte. Nach ihrer Natur und Geschichte werden Beide von sehr verschiedenen Kräften in dies Bündnis getrieben: Schiller drängen alle göttlichen und alle menschlichen Motive hinein, während Goethe in der geistigen Einsamkeit eines Jahrzehntes endlich einen Geist ergreift, der den seinen zu fassen vermag.

Was gewinnt Schiller, was gewinnt Goethe in diesem Bunde?

Schiller gewinnt einen Freund.

Kranke Kräfte und schwache Nerven, Mangel an bürgerlicher Erfahrung und Mangel einer praktischen Frau lassen ihn bei heftigen Ansprüchen an das Leben nach einem Helfer ausblicken, und wo findet er den besser als in Goethes Güte und Weltkenntnis! Goethe mietet für ihn ein Haus in Weimar und richtet's ein, verkauft ihm sein Gartenhaus in Jena, sucht ihm Tapeten aus, fragt im August an, wieviel Holz er ihm für den Winter bestellen solle, läßt ihn viele Wochen in seinem Gartenhause wohnen, richtet ihm und der Frau ein Quartier im Schlosse ein, bietet ihm Geld an, nimmt seinen Sohn zu sich, schafft dem Schwager eine Stelle am Weimarer Hofe.

Aus voller Hingabe des Herzens stammt Goethes werktätige Neigung, liebend setzt er immer die ganze Person ein, nachdem er sich einmal für Schiller entschieden

hat. „Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle.“ Als Schillers Vater gestorben, ein Kind zugleich schwer erkrankt ist, hat Goethe „nicht den Mut, ihn in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen“, denn da er wenig ausgehe, besuchten ihn nur Wenige. An Lotte Schiller schließt Goethe mit den zarten Worten: „Grüßen Sie Schillern, ohne ihn an seinem Werke zu stören“, und für ihn selbst findet er immer neue, zärtliche Wendungen: „Leben Sie wohl und lieben mein liebendes Individuum .. Der Bund des Ernstes und der Liebe . . Wenn ich Ihnen Lebewohl sage, so heißt das immer: gebrauchen Sie wie bisher der guten Stunden zu unserer Freude . .“

Und während er ihm sein Herz zuträgt, schließt er ihm seinen Geist auf. Jetzt wird Schillers Genius durch Goethe aus der Rüstung der Philosophie erlöst, wie vor 25 Jahren Goethes Genius durch Herder aus den Jabots des Rokoko. Goethes ganze Erscheinung ist angetan, Schiller zu seiner höchsten Leistung anzuspornen. Nun folgen ihm auf acht poesieleere Jahre neun andre, in denen er 6 große Stücke, alle Balladen und eine Menge Lieder, das heißt: sein Lebenswerk schreibt. Zu Anfang bringen ihn Goethes Werke, eben wenn und weil sie seiner eigenen Form fremd sind, weiter als jede eigene Produktion: vor allem Wilhelm Meister lenkt ihn, wie er Körner vertraut, auf heilsame Art aus der Spekulation zu den Objekten zurück. Dann aber machen ihm die stunden- und wochenlangen Gespräche mit Goethe, macht ihn der Briefwechsel produktiv, und er hofft, die Quintessenz davon in den nächsten Werken vorzuzeigen. Nur dieser Umgang, gesteht er, konnte seine Grenzen so weit auseinanderrücken. War Goethes Besuch zu kurz, so klagt Schiller, er habe sein Herz nicht

ausleeren können. „Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre“, und zu einer Freundin spricht er vom wertvollsten aller Menschen, die ihm begegnet sind, und vom wohltätigsten Ereignisse seines Lebens.

In allen Schillerischen Dramen ist nun Goethes mitformende Hand zu erweisen. Auch Stoffe nimmt er von Goethe entgegen, die Kraniche des Ibykus und den Tell, den Goethe selbst schon episch entworfen hatte. Schillers Horen widmet Goethe auch seinen weltlichen Rat, rät über die Staël galant zu schreiben und so das Journal in Frankreich einzuführen, füllt Schillers Musenalmanache, wo etwas nachzustopfen ist, zeichnet dafür einen Einband. Als er wieder nach Italien gehen will, fürchtet Schiller lange Entbehrung: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort.“

Vor allem überhebt Goethe ihn jeder Sorge um die Darstellung seiner ganz auf Darstellung berechneten Werke, öffnet ihm nicht nur eine reiche Bühne, auf der er seine alten und neuen Stücke sehen kann, er wird auch Schillers Regisseur und Bühnenberater. So steht ihm das größte Lehrmittel des Dramatikers ein Jahrzehnt lang bedingungslos offen, wie das kaum jemals einem deutschen Dichter glückte. Im neuen Theater ist anfangs jeder fünfte Abend ein Schillerabend, später jeder dritte. Wallenstein, Carlos, Maria Stuart werden nur hier häufiger gegeben als selbst Kotzebues beliebte Stücke.

Mit Wallensteins Lager soll das Haus eröffnet wer-

den. Ein Jahr und länger hat Goethe die Trilogie mit dem Dichter szenenweise durchgesprochen, nun dichtet er das fehlende Anfangslied für ihn, an andern Stellen wird eingeschoben, verändert, weggelassen; Abschriften, Musik, Atlaskostüme besorgt Goethe allein in Weimar. Dann kommt Schiller, die Proben gehen weiter. Hier und bei den späteren Stücken kommt die große Antithese dieser Männer trotz manchen Zusammenpralls einem Stücke Kunst zugute: der Aufführung von Dramen, wobei, nach dem Urteil Mitwirkender, Schiller auf das Fühlen und Verstehen der Rollen wirkte, Goethe auf die Erscheinung im Leben.

Noch am Tage des ersten Wallenstein schreibt Goethe an den Dichter wegen eines Kürasses, Baretts, roten Mantels. Zugleich schreibt Goethe durch lange Rezension in einer großen Zeitung den Deutschen vor, was sie von diesem Stück zu halten haben. Auch bietet er in Schillers Auftrage dem Frankfurter Theater die Trilogie, noch eh' sie fertig ist, für 60 Dukaten zur Aufführung an. Dies alles tut Goethe für den Künstler, der seinen eigenen Ruhm erheblich verdunkelt, für den Führer jener jüngeren Generation, die seine ganze Kulturarbeit in Deutschland beunruhigt, für Friedrich Schiller, der ihn öffentlich und privatim angegriffen hatte.

Und neben diesem Lebensglücke, das Schiller als Gatte, Beamter, Dichter, Theatermann in Goethes Rat und Hilfe findet, bringt ihm das Bündnis nur Ein Negativum: in seinen klarsten Augenblicken fühlt Schiller, daß er der Zweite sei und bleibe, und übertrieben druckt er's nach Lektüre des Wilhelm Meister so aus: ihm sei unmöglich, nach einem solchen Kunstgenuß etwas Eigenes zu stümpern.

Was gewinnt Goethe durch Schiller?

Zuerst eine festere Stellung, wenn auch zugleich eine Kämpferstellung. Die Blätter der Horen sind ihm, der solch ein Organ lange entbehrte, willkommen, um manches aus dem Schreibtisch ans Licht zu ziehn, und wie er „das Possenspiel des deutschen Autorwesens in- und auswendig kennt“, ergreift ihn nun die Lust, wieder einmal eine Zeitschrift zu redigieren. Wie lange ist es, — denkt er — daß man nicht Manuskripte las, Kritiken schrieb, Nummern anordnete? Zwanzig Jahre? Wo sind die Kameraden von damals? Merck ist tot, Schlosser verschlossen, Lavater monoman, nur Herder ist noch nah, doch den macht Mißgunst und Unzufriedenheit alt vor der Zeit . .

Neue Köpfe tauchen aus dieser Zeitung auf: Fichte, die Humboldts, die Schlegels, doch alle überragt an Elan und Erfindung Schiller. Nur scheint er sehr aufs Publikum versessen, wogegen Goethe volle Anonymität der Beiträge fordert, wenn er in seiner Stellung „mit Freiheit und Laune“ mitarbeiten solle.

Die Horen, darf man sagen, nützen Goethe wie ein Sammelpunkt, sie verjüngen ihn, „und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der andern so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat“.

Das Entscheidende, was Goethe an Schiller gewinnt, das ist der geniale Zuhörer. Immer hat er ihn gebraucht, selten gefunden, und fand er ihn, so war der Andere doch nie produktiv als Dichter, wußte also nicht fruchtbar zu wirken. Unproduktiv blieb Frau von Stein als Goethes Hörerin: nur ein Gefäß, das auffängt, kein Spiegel, der

das Licht zurückstrahlt. Herder, für Goethe geboren wie keiner, störte schon lehrend seine große Wirkung und zerstörte sie vollends, wenn er zuhören sollte; nur in den letzten Jahren vor Italien ist er Goethes reiner, stiller Geistesfreund gewesen. Merck war ein Weltmann, der unbefangen klug raten, doch kaum mit kritischer Bildung hören konnte. Und doch wünschte sich Goethe, der nie die Menge suchte, immer das einsame Echo, es möge seinen Rhythmen im Walde der Dichtung einmal mit seiner eigenen Stimme antworten.

Jetzt findet er zu gleicher Zeit ein paar: W. v. Humboldt und Meyer versichert er in diesen Jahren für ihr Verständnis des höchsten Dankes, nicht anders als Schiller, Moritz wurde von ihm bis zu Meyers Ankunft sogar überschätzt. Und doch bleibt Schiller der Einzige, der Goethe als den Einzigen und mit Homer und Shakespeare als den Typus des Künstlers erkannt hat. Wer wäre sonst, der Goethe in langen persönlichen Briefen so viel Hingabe für das Ganze, so viel Verständnis für das Einzelne eines Werkes zeigte wie Schiller für Wilhelm Meister! Selbst Jacobi bekam es fertig, in einem kritischen Briefe gegen das Werk auf Stellen zu verweisen, die er im Augenblicke nicht Zeit habe aufzusuchen!

Schiller will Monate dem Studium des Werkes widmen, „und so, in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes verdienen . . Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund“, heißt es am Schlusse dieses schönsten und längsten Schillerbriefes. Nur nach so viel Eifersucht und Sühne war es einem Dichter möglich, sich einem andern so rein hinzugeben. So fremd ihm Goethes Dramen bleiben müssen, da er mit ihrer Anerkennung seine eigenen zugleich verurteilen

müßte, so nahe fühlt er Goethes Romane und Elegien, deren ihm fremde Kunstarten ästhetische Fragen gewaltig in ihm aufregen.

Denn das ist es, was Goethe an Schillers Umgang rühmt: ästhetische Fragen zu lösen, sei keiner so reif; und wenn er Schiller selbst nach 3 Jahren den repräsentativen Dank ausspricht, er habe ihm eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht, so heißt das mit stilleren, gemessenen Worten an den Freund Meyer: „Schillers Umgang und Briefwechsel bleibt mir in diesen Rücksichten noch immer höchst schätzbar.“ Niemand hat Goethe zum Dichter oder wieder zum Dichter gemacht: nur wie Türmer rufen Herder und Schiller die Stunden des Genius aus. Wie früher an Charlotte und Herder, so schreibt Goethe jetzt an Schiller von Entdeckungen, die alle drei Freunde kaum berühren, rasch, nur um sich ihrer Mitfreude zu vergewissern: das Wachstum der Schmetterlingsflügel muß Schiller nach Goethes Beobachtung sogleich erfahren, und daß sich dieser Philosoph in die Farbenlehre vertieft, vergißt ihm Goethe nie.

Aus der halben Starrheit jener letzten einsam wartenden Jahre weckt ihn Schillers bewundernder Ruf. Auf die Balladenform hat ihn zwar nicht erst Schiller gebracht, wie dieser behauptet, denn Goethes berühmteste Balladen liegen ein und zwei Jahrzehnte zurück. Doch vor den Hauptwerken mahnt Schiller den Freund, das Höchste jetzt von sich zu fordern, preist Hermann und Dorothea als reine Kunst gegenüber dem unfertigen Wilhelm Meister, über den er nach Jahren skeptischer wird.

Goethes Verlangen nach hochgeistiger Kritik findet in Schiller nahezu alles Gewünschte. Immer wieder fordert er über die Teile des Romanes Offenheit und Ab-

solution, denn auch unter ästhetischen Freunden sei es doch nur die Neigung, die alles Gute sieht, und nur die reine Neigung, die noch sieht, was mangelt, „und was wäre noch alles hinzuzusetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde" — Geständnisse, die sein Takt Schillers geistiger Hingebung schuldig zu sein glaubt. Denn zugleich vertraut er Meyer nach Rom, alle Welt rede über den Roman, und Schiller „weiß gar schön, gleichsam wie ein Präsident, diese Vota mit Leichtigkeit zusammenzustellen und seine Meinung dazwischen hineinzusetzen". Dann erbittet er ungeduldig Meyers Urteil über Hermann und Dorothea, das, trotz allgemeinen Lobes, doch erst bei ihm die höchste Instanz passieren müsse. Über Faust, dessen Fragment ja gedruckt vorliegt, bittet er Schiller in schlafloser Nacht einmal nachzudenken und als ein wahrer Prophet ihm seine eigenen Träume zu erzählen und zu deuten.

Mit diesem Gleichnis bezeichnet Goethe Umfang und Grenze von Schillers Kritik. Denn nur in kleinen Dingen wächst diese zur praktischen Hilfe auf: in der zweiten Hälfte des Meister streicht Goethe auf Schillers Rat einige Längen, korrigiert nach dessen Berechnung die Lebensjahre von Mignon und Felix. Wenn aber Schiller Goethes Stücke einstudiert, die diesem fremd geworden, wenn er Egmont, Stella und auch Iphigenie für die Bühne zurechtrückt, so bedeutet das freilich für diesen Dichter nicht entfernt so viel wie für jenen die Darstellung des neuen Wallenstein. Wie Aschenbrödel steht jetzt die Priesterin der Diana zwischen zwei Dichtern, deren einem sie „zu innerlich" erscheint, während Goethe selbst jetzt von einem „gräzisierenden Schauspiel" spricht — und mit cynisch-grandiosem Worte nennt er sie sogar „verteufelt human".

Hier ist der einzige Augenblick oder einer von zweien, wo Schiller gegen Goethe taktlos wird. Er kennt dessen abgestorbenes Verhältnis zu Frau von Stein, weiß, daß Goethe um diese seine Kenntnis weiß, kann aber trotzdem nach Lage der Beziehungen und Charaktere nie etwas darüber von Goethe selbst gehört haben. Nun soll Iphigenie, die doch in gewissem Sinne Charlotten angehört, 22 Jahre nach ihrer Entstehung zum erstenmal öffentlich gespielt werden; nachdenklich erwartet Goethe einen wundersamen Effekt in der „unmittelbaren Gegenwart eines für mich mehr als vergangenen Zustandes". Den schönen Schleier dieser Worte reißt Schiller entzwei: „Wohl glaube ich, daß die sinnliche Erscheinung dieses Stückes manche vergangene Zustände in Ihnen erwecken wird sowohl in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüts als auch der Welt, mit der Sie sich damals zusammen fühlten, und in letzterer Rücksicht wird es mehreren hiesigen Freunden und Freundinnen merkwürdig sein."

Zuweilen wächst ihre gegenseitige Hilfe zu gemeinsamen Versuchen. Über Epos und Drama sich theoretisch klar zu werden, treibt Beide handwerkliche Nötigung, das Märchen wird als Kunstart behandelt und soll noch einige Male „wiederholt" werden, mit Silbenmaßen werden Versuche angestellt, Schemata entworfen, und einmal setzt Goethe — um einen Wechsel von Trimetern und Dimetern einzuführen — sinnlose Worte auf ein Blatt als Probe solcher Rhythmen zusammen. Hier sind die äußersten, das Groteske erreichenden Gemeinsamkeiten beider Geister erreicht: Goethe, der vorher und auch später nur nach Gelegenheit dichtete, sitzt hier mit seinem theoretischen Freunde wie ein Chemiker vor der Retorte.

So gewinnt Goethe an Versuchen und technischem

Rate, an Ermunterung und Kritik durch Schillers Umgang, in dem er vor allem einen Hörer findet. Hier aber ist das Blatt zu Ende, die andre Seite zeigt, was er, im vollen Unterschiede zu Schiller, in ihrem Bündnis entbehren muß.

Vor allem jeden Beweis wahrer Freundschaft. Gibt Goethe sich ganz, so vermag Schiller sein ohnehin mehr unpersönlich liebendes Herz vom Geiste zu trennen. Nie hat Goethe an Schiller Worte wie etwa an den hingebenden Schweizer Meyer richten können, dem er (im dritten Jahre des Bündnisses mit Schiller) gesteht: „Daß wir uns gefunden haben, ist eines der glücklichsten Ereignisse meines Lebens." Weil Schillers Frau — in ihrer Art schön und liebevoll, doch weder bedeutend noch tüchtig — aus Liebe zu Frau von Stein deren Haß gegen Christiane teilte, hat Schiller das glücklichste Jahrzehnt von Goethes Ehe dicht neben ihm verbringen können, ohne Goethes Frau auch nur zu bemerken! Entschlossen, in die Gesellschaft aufzusteigen, hat dieser unfromme Sänger der Freiheit an Goethes „Verhältnis" Anstoß genommen wie ein Hofmann. Oder wie anders wäre zu erklären, daß Christiane, deren Ehe mit Goethe er kennt, in zwei Bänden Schillerbriefen kaum vorkommt.

Als er von Goethe den „Neuen Pausias und sein Blumenmädchen" — Allegorie auf Christiane — erhält, spielt Schiller einmal auf sie an — doch wie? „Recht gute Nacht zu einem lustigen Abend, und möchte die schöne Muse, die bei Tage und wachend Sie begleitet, sich gefallen lassen, Ihnen nachts in der nämlichen, aber körperlichen Schönheit sich zuzugesellen." So primitiv deutet Schiller Goethes Liebe, der denn auch über diese Entgleisung hinweggeht.

Als Christiane ein Kind Goethes zur Welt bringt, wünscht Schiller mit drei Worten ihm Glück, ohne die Mutter auch nur zu erwähnen; ebenso hält er sich, als das Kind rasch wieder stirbt. Als dann im achten Jahre der Freundschaft mit Schiller Christiane wieder ein Kind zur Welt bringt: „Soeben erfahre ich zufällig, daß man Ihnen zu einem angenehmen Ereignis in Ihrem Hause Glück zu wünschen hat. Ich wünsche es von Ihnen bestätigt zu hören . . Empfehlen Sie mich der Kleinen recht freundschaftlich und versichern sie meines besten Anteils"

Wochenlang hat Schiller unter Christianens Pflege bei Goethe gewohnt, auch ist sie nun, nach vielen Jahren, mit Goethe und ihrem Knaben einmal in Schillers Hause gewesen, Goethe hat ausdrücklich das Wort von seinem „Ehestand" gegen Schiller gebraucht: doch dessen Kälte geht so weit, daß Goethe selbst im täglichen Verkehre, im selben engen Weimar weder von dem Erwarteten noch vom Geschehenen ihm Meldung machen darf. Schließlich schreibt Schiller, daß er Glück zu wünschen „hat", und spricht von der „Kleinen". Diese Bezeichnung nimmt Goethe nun dankbar auf, obwohl sie doch von Schillers Lippen despektierlich klang, erwidernd, die Kleine werde sich seines Andenkens recht erfreuen.

Wieder ist das Kind lebensunfähig, wieder muß Goethe, der nach sechs Jahren zum erstenmal Vater wurde und das Kind gleich verliert, gegen Schiller von dem schweigen, was ihn jetzt am tiefsten bewegt. „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten", und als sich Schiller nun endlich erkundigt, dankt Goethe: „Die Mutter . . empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Wert Ihres Anteils."

So wenig erhält Goethe gegen so viel, was er an

Schillers Frau und Kindern tat! Was wird nicht alles in diesen förmlichen Worten hin und her verschwiegen, wie seltsame Gedanken muß Goethe in häuslichen Freuden und Leiden beim Anblick seiner Freunde wälzen! Wie Schiller Goethes Ehe ganz verkennt, zeigt sein Bedauern, Goethe, durch falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch Ehescheu in dies unglückliche Verhältnis geraten, sei nun zu schwach und weich, um es zu lösen; so hingen diese Blößen mit einem edlen Teile seines Charakters zusammen. Gleichzeitig findet Schiller selbst das häusliche Glück im Zusammenleben mit zwei Schwestern. Bis ins Ästhetische geht seine Abneigung gegen Christiane, denn selbst der prachtvollen Gestalt jener Therese, die Goethe seiner Frau im Meister nachgezeichnet hat, verspricht der kritische Freund nur wenige Gönner.

Auch alles, was sich sonst in diesem Jahrzehnt in und um Goethe zuträgt, bleibt Schiller fremd. Und es ist symbolisch, wie er, der an ein Dutzend Menschen „Ewig der Ihrige“ unterschrieb, Goethe höchstens seinen „teuern“, ein einziges Mal „geliebten Freund“ anredet, während Goethe, angeweht von solcher Kühle, es nur zum „wertesten Freunde“ bringt. Öffentlich trennt sich Schiller von den Schlegels, die damals Goethes Bewunderer und oft in dessen Hause sind. Mit Frau von Stein bleibt er trotz ihrer Trennung von Goethe intim. Nach ihrer Aussöhnung mit Goethe vermag sie noch jenes pamphletische Drama „Dido“, in dem sie Goethe karikiert hat, ihrem Freunde zur Kritik handschriftlich anzuvertrauen. Wir sind im dritten Jahre des Bündnisses der Dichter. Es steht auf einem Höhepunkte, Briefe fliegen, Besuche häufen sich: nun, glaubt man, müßte Schiller diese Schrift der Freundin gegen den Freund artig ablehnen, um nicht in diesem deutlich ge-

spiegelten Konflikte Partei zu nehmen, oder sie mit einigen streng ästhetischen Worten behandeln, oder aber höflich andeuten, wie doch das Bild ihres dramatischen Helden dem Urbild einigermaßen zu nahe trete.

Schiller schreibt einen Hymnus! In langem, begeistertem Briefe drückt er aus, das Stück habe ihn „unbeschreiblich interessiert und in jeder Rücksicht. Außer dem schönen, stillen, sanften Geist, der überhaupt darin atmet . . ist es mir, und zwar vorzüglich, durch die Lebendigkeit teuer geworden, womit sich eine zarte und edle weibliche Natur, womit sich die ganze Seele unserer Freundin darin gezeichnet hat. Ich habe weniges, ja vielleicht noch nie etwas in meinem Leben gelesen, was mir die Seele, aus der es floß, so rein und klar und so wahr und prunklos überliefert hätte, und darum rührte es mich mehr, als ich sagen kann. Aber so individuell und wahr es auch ist, daß man es unter die Bekenntnisse rechnen könnte, die ein edles Gemüt sich selbst und von sich selbst macht, so poetisch ist es bei dem allen" — folgt ein Lob der Dichtung als einer solchen. Durch seine Frau erfahre er, die Autorin wolle ihr Werk kopieren lassen. Erhielte er dann auch eine Kopie, „so geben Sie mir einen schönen Beweis Ihrer Freundschaft, und Sie sollen es nie bereuen, dieses liebe Lied von Ihnen selbst in meine Hand gelegt zu haben".

Könnte ein Feind von Goethe deutlicher Partei ergreifen? Nicht nur von der, übrigens monströsen, Dichtung fühlt sich dieser große Kritiker angeblich begeistert — besonders von der Konfession, von diesem Liede, das die Seele der Freundin über sich selbst klagend singt und dessen Stimmung ihn ergriffen wie nie etwas! In diesem Drama hat Schiller soeben Ogon-Goethe die Worte sprechen hören: „Erhabene Empfindungen kommen von einem

zusammengeschrumpften Magen; alles, was ich dir vorher (von Idealen) sagte, paßt nicht auf mich", und seine Freundin hatte ihm im Drama erwidert: „Einmal betrog ich mich in dir, jetzt aber sehe ich allzu gut, ungeachtet des schönen Kammstrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und diesen ist kein Gelübde heilig." Von dieser Dichtung erklärt sich Schiller begeistert; ein paar Tage später schreibt er an das Urbild: „Diese Zeit Ihrer Abwesenheit von Jena währt mir unbeschreiblich lang . . Hat es mir doch gerad an der nötigsten Stärkung bei meinem Geschäft gemangelt. Kommen Sie ja, sobald Sie können . . begieriger und bedürftiger werde ich alles aufnehmen, was ich von Ihnen hören kann . . Wir umarmen Sie alle herzlich."

Man schweigt, staunt, fragt: ist Schiller Goethes Freund gewesen?

Was Goethes Herz in diesem Umgang entbehren mußte, entzog ihm Schillers egozentrisches Wesen. Was Goethes Geist entbehrt, folgt mehr aus seiner schicksalsvollen Einsamkeit. Nicht Schillers eigene Arbeiten oder seine persönliche Insuffizienz entziehen Goethe den entscheidenden Beistand, — sein eigenes Wesen trägt die Schuld. Darum fällt es nicht auf Schiller zurück, sondern auf Goethes absonderlichen Versuch eines geistigen Bundes, wenn Goethe, wie bei allen Entscheidungen seines äußeren, so auch bei allen Entscheidungen seines geistigen Lebens weiterhin eines Freundes entbehren muß. Auf keines seiner Werke hat Goethe ihm bestimmenden Einfluß gewährt, in keinem wesentlichen Punkte seinen Rat befolgt.

Ihr längstes und interessantestes Gespräch entspinnt sich über Wilhelm Meister. Dies Werk war, als der Bund begann, zu einer Hälfte fertig, zur andern entworfen und als Ganzes schon vergeben, als Schillers erster Brief den Vorabdruck erbittet. Immerhin ist es noch nicht beendet und wäre ohne Schiller vielleicht ein herrlicher Torso geblieben. Statt dessen ist es zu einem Schlusse gezwungen worden, und Schillers Einfluß scheint diese letzten Partien um Lebendigkeit und Farbe gebracht zu haben. Bei ihren pragmatischen Gesprächen über das Epos — gesteht Goethe nachher dem Berater — hatte er immer die Situationen seines Romanes im Sinne. Nur zu sichtbar blieben diese Spuren: mit dem fünften Buche beginnen jene Debatten zwischen beiden Dichtern — und mit dem fünften Buche beginnen auch die Debatten im Roman! Zum ersten Male fängt ein Goethisches Kapitel etwa mit der ganz gedachten Wendung an: „Eines Abends stritt die Gesellschaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene", worauf ein geistvoller Extrakt aus dem ästhetischen Briefwechsel mit Schiller folgt.

Von der andern Seite wünscht Schillers unterstreichender Dramatiker-Finger Goethes Personen hie und da zu verdeutlichen. Der aber wehrt mit einem Hinweis auf „einen gewissen realistischen Tic" ab, durch den er seine Handlungen und Schriften den Menschen aus den Augen rücken mag, und während er Schiller für dessen Hinweis auf diese „perverse Manier" höflich dankt, tut er doch beinah nichts zur gewünschten Verdeutlichung und fügt die denkwürdigen Worte bei: „Sollte mir's ja begegnen . . daß mir doch die letzten bedeutenden Worte nicht aus der

Brust wollten, so werde ich Sie bitten zuletzt, mit einigen kecken Pinselstrichen das noch selbst hinzuzufügen, was ich, durch die sonderbarste Naturnotwendigkeit gebunden, nicht auszusprechen vermag." Wunderbar, wie hier ein dämonisches Geheimnis in eine Artigkeit verwandelt — und doch auch wieder die helfende Hand auf das Handwerk beschränkt wird!

Am Ende aber werden Goethe alle diese Beurteilungen zu viel, das letzte Buch von Wilhelm Meister entzieht er Schillers Blicken vor dem Drucke. Mit Hermann und Dorothea und mit der Natürlichen Tochter tritt er dann ganz überraschend hervor. Als Schiller ihm rät, Faust wieder vorzunehmen, kann Goethe sich nicht entschließen, die Handschrift aufzuschnüren. Als er sich dann drei und noch einmal drei Jahre später an die Arbeit macht, wird Schiller überrascht.

Nur zwei Werke scheinen seinen Einfluß zu verraten: die Bühnenbearbeitung des Götz, die der Dichtung viele Reize zugunsten ihrer Spielbarkeit entzieht, und jenes unfruchtbare Fragment der Achilleïs, die aus Stoff- und Formtheorien berechnet wurde. Denn Goethe ist damals im Dickicht der Theoreme und findet in Schiller den passionierten Ästhetiker, den er teils aufsucht, teils erträgt. Es kommt so weit, daß Goethe, dessen ganzes Dichten ein Spiegel seiner Persönlichkeit war, sich über das Verwechseltwerden mit Schiller in den anonymen Horen freut und dies mit dem sehr bedenklichen Schlusse begründet, man sehe daraus, „daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute streben". Als ihm aber nach fünf langen Jahren die Geduld reißt und er in plötzlicher Entschlossenheit allen Theorien zugunsten von Werken entsagen will, besteht Schiller doch noch auf seinem philo-

sophischen Schein und erhebt nochmals die Theorie zum höheren Glied in der Kette!

Nirgends kann man die Grenze von Schillers Anteil deutlicher fassen als in Goethes verklärenden Greisen-Gesprächen, wo er sie möglichst weit zu ziehen trachtet. Was wäre ohne Schillers Anregung aus mir geworden, fragt Goethe — und man erwartet nach solchem Ausrufe wohl die Stichworte seiner späteren Hauptwerke. Doch antwortet sich Goethe nur dieses: „Hätte es nicht an Manuskript zu den Horen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären wenigstens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt." Und doch hätte, da es sich bei den Elegien nur um den Druck eines fertigen Werkes handelt, — drei oder vier Balladen ausgenommen — dies Alles fehlen können, ohne Goethes Werk zu mindern! Auch hat er zu andern Stunden die Kargheit dieser Ernte bei so viel Mühe selbst erkannt und im Alter geeifert: „Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musen-Almanachen nicht für Zeit verschwendet! . . Ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken . . die für uns ganz ohne Folge waren!"

Noch schneller hat er die lauteste Arbeit dieses Jahrzehntes, die einzige gemeinsam mit Schiller edierte, bedauert, die Xenien.

Vereinsamt, angegriffen, halb entthront, war Goethe damals durchaus in parodistischer Stimmung, doch auch seine Feindschaft steigt von den Personen meist ins Allge-

meine, und ein halbes Dutzend ungenannter Literaten kann er mit dem Reime schlagen:

> „So will der Spitz aus unserm Stall
> uns immerfort begleiten,
> und seines Bellens lauter Schall
> beweist nur, daß wir reiten."

Persönliche Polemik hat er seit 20 Jahren nicht geführt: jetzt ist sein Dämon nur noch tief in ihm selbst lebendig und wird in den neuen Zwiegesprächen des Faust laut werden. Um diese Zeit rät er Schelling, Hufeland und den Schlegels, einen literarischen Streit beizulegen, und tadelt Schelling wegen des polemischen Schlusses einer Schrift.

So ist's nur ein behaglicher Einfall, als er eines Tages Schiller vorschlägt, kritische Briefe an die Redaktion der Horen einzuführen. Aber Schillers Weltblick durchstößt sofort den Gedanken, er macht daraus einen „Fechtplatz", läßt nicht, nach Goethes Vorschlag, Autoren und Publikum zu, fordert vielmehr gleich einen spontanen Angriff der Herausgeber aus eigenen Mitteln; wer sich dann später verteidigen will, muß unsere Bedingungen annehmen, mit der Tat muß man anfangen, nicht mit dem Vorschlage, „es schadet nichts, wenn man uns für unbändig und ungezogen hält". Goethe gibt Schritt für Schritt nach. Zuerst findet er in den Xenien des Martial eine Form für diesen von Schiller gewünschten Angriff und wirft ein Dutzend Distichen hin. Wieder ist Schiller elektrisiert, organisiert die Ausführung, läßt gleich 66 eigene Distichen folgen.

Goethe wollte Parteien, Einrichtungen, Ansichten attackieren; Schillers Kämpfergeist drängt ihn, Personen mit Namen oder in dünnster Maske zu vernichten, er spricht von Kriegserklärung. Er stachelt Goethes Dämon

an, und obwohl es weder seiner Stimmung noch seinen Jahren entspricht, räumt Goethe wiederum das Geforderte ein, verlangt nun seinerseits eine pedantische „Kontinuität“: jetzt machen sie zusammen gegen tausend Distichen, zuweilen gemeinsam, publizieren aber schließlich im Almanach nur etwa 500, durch die sich einige achtzig Literaten getroffen fühlen können.

Schillers Xenien sind schärfer, witziger, giftiger, es sind die besseren: man muß nur seinen „Tierkreis“ lesen. Publikum, Kritik, Konkurrenten nimmt er ernster, weil er Macht will. Gegen Goethes Jugendfreund, den Grafen Stolberg, geht er vor und ringt Goethe seine Zustimmung ab, er besteht darauf, „das Insekt Reichardt zu Tode zu hetzen“, Goethes Komponisten, dem Schiller selbst noch vor einem Jahre „Mein vortrefflicher Freund . . Von ganzem Herzen der Ihrige“ geschrieben hat. Goethe möchte eine Gelegenheit abwarten, Reichardt geschont wissen — umsonst.

Die Wirkung ist furchtbar und allgemein, Goethe gilt als Schillers Verführer, doch Goethes intime Feinde begreifen nicht, wie sich dieser „leise auftretende Zauderer zu einem so jugendlichen Mutwillen konnte hinreißen lassen“. Als nun die Getroffenen in neuen Distichen, witzig und böse, antworten, da knirscht Schiller über solche Behandlung geachteter Namen, will leidenschaftlich widerlegen, schreibt auf Reichardts Replik eine Duplik; Goethe hat dagegen die Antworten heiter erwartet, will nun, da Schiller die Fassung verliert, vorsichtiger vorgehen, weist dessen Entwurf als zu ernsthaft zurück, plant einen Spaß, „die Sache wird lustig, die Zeit ist gewonnen“.

Plötzlich, als Goethe die Schläge im neuen Almanach satirisch widerlegen will, macht Schiller Halt, Weltklug-

heit ist wieder seine Herrin geworden, die Leidenschaft ist aus. Er will Verständigung, Anschluß — und so konnte Goethes Erwiderung erst ein Jahrzehnt später, in Oberons Hochzeit im Faust, ans Licht kommen, doch unpersönlich ins Geistige gehoben.

Goethe atmet auf, als alles vorüber ist. Den vernichteten Reichardt läßt er bald nach dem Angriff grüßen, schreibt ihm, als jener nach ein paar Jahren wieder anknüpft, so alte Verhältnisse könnten nur durch „unnatürliche Ereignisse" gestört werden.

Hier enden Schillers negative Wirkungen auf Goethe. Wie er, bei allem genialischen Eindringen in einzelne Werke, ihn doch als Charakter verkannt hat, zeigt nichts deutlicher als ein Brief an Meyer, in dem er durch dessen Vermittlung Goethe in der Schweiz von einer neuen Fahrt nach Italien, von neuen, Zeit und Kräfte raubenden Studien zurückzuhalten sucht: „Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen, denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Schiller hält den 47jährigen Goethe für fertig, Entwickelung liege nicht mehr vor ihm, seine vollendete Natur in immer neuen Bildern auszudrücken bleibe seine einzige Aufgabe.

Wenn diesem Seelenkenner der lebenslängliche Kampf seines Freundes unsichtbar bleibt: wie tief muß Goethes Einsamkeit gewesen sein! Wird er vom stärksten Geist in seiner Tiefe verkannt, — wer hilft ihm durch bloße Neigung so große Einsamkeit ertragen? Die Geliebte und Genossin.

In dieser Epoche, da Goethes Geist sich durch Schillers Anteil ermuntert, wird sein Herz von Christianens Hingabe und Frische, von ihrer Heiterkeit und Demut gespeist, zugleich wird ihm von ihren tätigen Händen und verständig waltenden Blicken erhalten und gepflegt, was an Besitz und an Bequemlichkeit sich um ihn breitet. Dieses Jahrzehnt, das er mit Schiller verlebt, ist zugleich Christianens beste Zeit, es ist der glückliche Mittelsatz ihrer Ehe, den nur der Tod der Kinder trübt. Denn jetzt entwickelt sich in ihr alles zur Blüte, was Goethe nur als Dichter vorausschauen konnte, als er sie fand: diese getroste, wirkende Frohnatur, wie sie einst den Knaben von seiner Mutter her anwehte.

Diesen beiden Frauen ist manches gemeinsam, und wenn sie nun bei einem Besuch Christianens in Frankfurt das herzlichste Gefallen zueinander zieht, so liegt darin eine tiefe Deutung für Goethes Blut. Beide Frauen sind froh, herzlich und tätig, von natürlichem Verstande und geringer Bildung, tapfer, fromm und gut, die Rätin etwas eitler, Christiane etwas simpler. Die Reinlichkeit des Herzens und des Hauses ist bei Beiden größer gewesen als die ihrer Briefe. Doch wirken solche Naturen als Liebende und Gattin fruchtbarer wie als Mutter, die sich in trüber Ehe zwischen Mann und Sohn zurechtfinden soll, und es ist am Ende dankbarer, Goethes Frau und Mutter seines Sohnes zu sein, als des Herrn Rates Goethe Frau und Goethes Mutter. Beide stehen kritiklos und im Grunde ohne Verständnis vor dem ihnen menschlich so nahen Phänomen, doch als die Mutter für den jungen Sohn tatkräftig wirken soll, wird ihr Bemühen meist von einer doppelten und schwierigen Lage vereitelt; die Gattin braucht keinen Auf-

stieg mehr fördern, keine Bahn bereiten helfen, — als sie aber ein einziges Mal entscheidend eingreifen soll, wird's ihrem Mute glücken.

Auch ihr Schicksal ist nicht gar verschieden: aus engen Kreisen des Verkehrs und Denkens reißt Beide der Genius ins Licht, beide Gestalten bestehen diese Prüfung auf die Dauer nicht ganz. Frau Rats Natürlichkeit wird im Laufe der Jahrzehnte gefährdet, manches, was sie im Alter als Goethes Mutter sagt und schreibt, klingt doch mehr affektiert als stolz, nur ein Sohn kann daran vorbeisehn und schweigen. Wie aber Christiane zuletzt zwischen Natürlichkeit und Haltung entgleist, das mußte einen Gatten zuweilen drücken. Frau Rat hatte von sechs, Christiane von fünf Kindern alle bis auf eines jung begraben, und mag der Wert der beiden Überlebenden noch so verschieden sein: Schmerz und Lust zweier Mütter, die ihre Kinder verlieren, war gleich. Für Goethes Entwickelung bleibt seine Mutter unerheblich, da seine Erziehung vom Vater bestimmt, sein Aufstieg vom 16. Jahre ab ganz außer ihrem Einfluß blieb. Christiane aber ist die Frau, mit der Goethe nach freier Wahl die mittleren drei Jahrzehnte seines Lebens verbrachte. Spät hat er, in Erinnerung an sie, dies aufgeschrieben:

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
die nicht alles nähme gar zu genau,
doch aber zugleich am besten verstände,
wie ich mich selbst am besten befände."

Wenn Goethe jetzt ins Zimmer tritt, blickt ihm ein offenes Gesicht entgegen, gesund, jung, heiter, es scheint zufrieden und verständig, und nur die eine Frage liegt in ihrem Blicke: Was wünschest du, kann ich dir etwas reichen oder

tun? Nichts in der Welt kann mich interessieren, als deine Stirne frei zu sehn!

Christiane ist gut und dankbar. „Ich bitte Gott, — schreibt sie ihm nach 15 Jahren — daß er dir für diese Güte wieder allerlei Gutes erzeigen möchte .. du sollst mich aber auch noch in der Ewigkeit dankbar finden." Berichtet sie einem alten Arzte von seiner Krankheit, so schärft sie ihm ein, die Antwort nicht gradezu an sie zu richten, weil er sie auffangen und sich beunruhigen könnte. Die Kinder der Schillerin, die mit Christiane nicht verkehren will, nimmt sie wochenlang willig auf.

Soll ein Theaterdiener angestellt werden, so setzt sie durch, daß durch die Stelle ein verdienter Mann der Not entrissen werde; für einen Beamten in trauriger Lage, der ihr ganz ferne steht, erbittet sie von Goethe einen Vorschuß mit den Worten: „Du wirst deinen Hasen nicht unerhört lassen." Lebenslang sorgt sie für ihre Geschwister.

Nie will Christiane ihren Mittelstand verleugnen, nichts ist an ihr vom kleinen Mädchen aus dem Volke, dem sein Paar hübsche Augen zu Glanz verhelfen sollen. Als sie später die Erbschaft von Goethes Mutter gemeinsam mit der Nichte gesichtet hat, äußert diese, die sie früher nie gesehn, ganz überrascht, man tue ihr „unerhörtes Unrecht, sie betrug sich so liberal und schön bei der Teilung, bei der sie sich doch gewiß verraten hätte, wenn Unreines in ihr wäre".

Immer verlangt sie nach dem Freunde, wenn er fort ist, und arbeitet er in Jena, so mag er zuweilen zwischen Lächeln und Ungeduld die rührende Eindringlichkeit gelesen haben, mit der sie ihn nach Hause lockt: „Deine Zimmer und das ganze Haus ist in Ordnung und erwartet seinen Herrn mit der größten Sehnsucht. Es würde viel-

leicht mit den Arbeiten hier besser gehen als sonst. Du kannst hier wie in Jena im Bette diktieren, und ich will des Morgens nicht eher zu dir kommen, als bis du mich verlangst . . Ohne Schatz will es mir im Hause gar nicht gefallen . . Morgen werde ich mir die Zeit mit Bügeln vertreiben." Hört sie nichts von dem Abwesenden, so kann sie tagelang nichts essen, dann klagen die Hausgenossen über ihre Laune, und noch nach 13 Jahren zählt sie bis zu seiner Rückkehr Tage und Nächte und freut sich, „daß es nun wieder eins weniger ist". Darf sie ihn dann in Jena besuchen oder abholen, so fragt sie zuvor bescheiden, ob sie im Schlosse oder im Gasthause absteigen solle. Kommt er noch immer nicht, so steckt sie sich wohl hinter des Kindes Ungeduld, aber er soll sich deswegen nicht irre machen lassen, „denn wir waren schon einmal schuld, daß das Gedicht nicht fertig wurde". Und Goethe läßt den rührenden Liebesbrief sinken und schreibt:

„Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt."

Doch hat sie, wo's drauf ankommt, auch den rechten Takt für ihre Haltung; als sie von Frankfurt kommt, kauft sie auf der Heimreise ein, „um ein bißchen Aufsehen zu machen", weil es doch heiße, sie komme von Frankfurt. Auch siezt sie ihn immer, wenn Andere dabei sind. Dafür weiß Goethe allem Klatsch zu gebieten, wofern er ihm zu Ohren kommt.

Nach Leipzig zur Messe, wohin er vorausgefahren, heißt er sie eine gute Equipage nehmen, weil dort alle Welt geputzt fährt, und Schiller und Andere bestätigen,

Goethe dulde kein Wort gegen Christiane. Doch erst nach seinem 50. Jahre beginnt er mit ihr aufzutreten, und zwar auswärts. In Lauchstädt akklamieren ihn und sie gemeinsam die Studenten im Theater, doch das berichtet sie nur nebenher, und sagt man ihr Artigkeiten, so schiebt sie's auf die Equipage.

Gehässig bleiben indes in Weimar Goethes Freunde und Feinde, wie Schiller sprechen auch die beiden Humboldts nach, was man über die kleine Christiane erfindet, und wenn dann im Theater ein taktloser Beamter sie fragt, ob es wahr sei, daß der Herr Geheimderat heiraten wolle, dann wird sie plötzlich traurig, klagt, daß man ihr die gute Loge nicht gönne, sie wolle niemand sehen, „denn die Menschen sind mir immer mehr verhaßt". Da trifft sie denn einen in Menschenfeindschaft weitgereisten Tröster: „Was die Menschen überhaupt betrifft, — erwidert Goethe — so tue ihnen nur so viel Gefälligkeit, als du kannst, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im Einzelnen hat man dann manchen Verdruß, im Ganzen bleibt immer ein gutes Verhältnis." — „Ich will also meinen Weg für mich gehen, — erwidert ihm ihre klare Frauenstimme — meine Haushaltung gut versehen, meinen Schatz lieb haben und meine Freude an dem Buben sehen, und dann manchmal eine steife Kaffeevisite machen."

Wie gut sie sich verstehn, der Genius im ergrauenden Weltmann und der natürliche Verstand in einer lebensvollen Bürgerfrau! Wie einfach ihr Zwiegespräch in diesen Briefen klingt, harmonisch, ohne Prätention! Und rasch ist sie wieder heiter, wieder kann er sie sein kleines Naturwesen, seinen Hausgeist nennen und mit Wärme lächeln, wenn sie in thüringischer Mundart „Einsegelibter" schreibt, die Feder auf dem Papier abkratzt, drollige Prädikate für

den Zustand guter Hoffnung erfindet oder Sie und Ihnen verwechselt — ganz wie Frau Rat, wie Lotte Schiller, wie die Herzogin Amalia an orthographisch-grammatischen Problemen scheitern. Ja, er lächelt, denn es war keine gebildete Frau, die er gesucht und gebraucht hat, und zeitlebens ist er selber, der eine neue deutsche Sprache schuf, mit Interpunktionen nicht zu Rande gekommen.

> „Welche Schrift ich zwei, ja drei Mal hintereinander lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt."

Was schreibt sie ihm heute, was hat sie ausgedacht, um ihn zu erfreuen? „Daß es mit dem Roman nicht gehen will, ist ja kurios, doch vielleicht geht es noch, man muß nicht gleich verzagen. Bei uns wird fleißig gesponnen." Wie fein, wie heiter, seine Arbeit mit der ihren zu vergleichen! Ist es unbewußt?

Vielleicht. Doch wie sie diesen schwierigen Mann zu nehmen weiß, hat Knebels Frau geschildert, die, wie Christiane, lange Zeit Geliebte und dann Gattin eines ähnlich problematischen Charakters war und zwei Jahrzehnte bei Goethes verkehrt hat. „Christiane — schreibt sie nach deren Tode — hatte sehr vielen, natürlichen, hellen Verstand, heitere Laune, verstand ihn aufzumuntern und kannte ihn so genau, mit welchem Tone sie wohltuend auf ihn wirken konnte. Goethe hätte nach seiner Art nie eine passendere Frau finden können . . Er hat uns oft gesagt, daß er, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt war, wenn die Ideen sich zu stark bei ihm drängten, dann manchmal sich nicht mehr zurechtfinden könne — wie er dann zu ihr ging, ihr einfach die Sache darlegte und oft erstaunen mußte, wie sie mit ihrem einfachen, natür-

lichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse, und daß er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke.“

Von Hermann und Dorothea spricht er zu Christiane, schon eh' er's beginnt, nachher berichtet er den Fortgang. Sie will recht beten, daß es gut fortschreite, doch als er dann eine Wagendecke nach Jena erbittet, kommt's ihr vor, als wenn das Werk dort noch nicht fertig werden wolle, und „da hätte mein Gebet für diesmal nichts geholfen“. Plastisch weiß sie einen wilden Studenten zu schildern, der im Theater Lärm macht, und als ihr ein Beamter auf tückisch untertänige Art nachschleicht und schwört, sie müsse den Pferdemist von ihm beziehen, von ihm könnte sie sogar das Leben verlangen, fügt sie dem drolligen Bericht hinzu: „Aber desto mehr fürchte ich mich vor ihm.“ In einem Schlosse findet sie Cranachs Bilder als die besten heraus, und eine halbe Nacht kann sie nicht aufhören, Tiecks Genoveva zu lesen.

Freilich, nur ohne Bildungsversuche kann Goethe ihr solche Natürlichkeit erhalten. Bei irgend einer sehr naiven Frage, die sie nach 20jähriger Gemeinschaft stellt, wendet sich Goethe bei Tisch zu einem Freunde: „Das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie ist.“

Hat Christiane Leidenschaften?

Sie liebt den Wein wie Goethe, trinkt anfangs weniger, dann ebensoviel wie er und ist in einem 50jährigen Leben von keinem glaubwürdigen Zeugen jenseits der Grenze heiterer Weinlaune gesehen worden. Einmal bedauert sie, daß kein Malaga im Hause sei, ein andermal, daß sie neu-

lich nicht eine Flasche zusammen getrunken haben, sie läßt sich ein weißes Kleid machen, „um daß, wenn du wiederkommst, wir rechte Schlampagnerstündchen haben können". Von der Gesellschaft mißachtet, schließt sie sich den Schauspielern an, da sieht man sie denn bei Maskenfesten mit jungen Leuten, oder in Lauchstädt vormittags im Reitkleide lachen und singen. Aus diesen Quellen hat die Mitwelt ihre Trinker-Legende geholt, die Nachwelt schmückte sie begierig aus.

Überhaupt ist's die Komödie, die sie anzieht als Nahrung für ihre weiblich spinnende Neugier, zugleich als neutraler Raum, in dem ihr nichts geschehen kann. Von hier referiert sie dem Direktor Goethe über Besetzungen und Publikum, fügt aber, wenn sie die neue Ophelia tadelt, treuherzig hinzu, sie wisse nicht, ob das nur sei, weil sie einem von Goethe verehrten Mädchen gleiche. Wenn sie hier in der Loge sitzt, möchte sie gern hübsch aussehen, und je zierlicher sie ihre Wünsche vorbringt, umso unbedingter erfüllt sie ihr der Freund, er wird nicht müde, Stoffe, Shawls und Hüte mitzubringen, und mit seinem Dezernenten für Kunstgewerbe konferiert er über die Zeichnung eines Stickereikleides.

Da sie gewandt ist und rasch, so reitet sie gern und lernt mit Ende 30 noch kutschieren, aber vor allem liebt sie das Tanzen: ja, das ist ihre einzige entschiedene Leidenschaft! Ihr Flirt ist immer unschuldig geblieben, und was spräche ihre innere Anständigkeit besser aus als die vielbezeugte Wahrheit dieser Worte: „Äugelchen könnte ich hier genug machen, aber ich finde kein Vergnügen daran. Wenn du hier bist, mache ich eher manchmal welche, aber wenn du nicht da bist, geht es gar nicht." Wenn es aber zum Tanze geht, dann kann ihr Partner nicht schön, nicht

elegant genug sein. Nichts mag sie stolzer berichten, als wenn man sie gleich zu zehn Tänzen engagiert und daß sie mit einem schönen Tänzer ein Paar neue Schuhe in einer Ballnacht durchtanzt hat. In seiner ersten Jugend hat es Goethe zuweilen nicht anders gemacht, und wie er 40 war, hat er wohl auch noch mit ihr getanzt; jetzt aber wird er stärker und bequemer und erklärt sogar theoretisch, jeder Tanz grenze nach seiner Natur ans Manierierte. Wunderliche Linie des Schicksals: wie sich der Genius mit allzuvielen Berechnungen umhüllt, grade zu einer Zeit, als sein natürlichster Geselle solche Theorien mit fliegenden Röcken und lachenden Zügen tanzend ad absurdum führt! Ob er es selbst nicht lächelnd bemerkt?

„Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Anschauns,
da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint."

Nichts hat sie Goethe als dauernde Gefährtin genauer verbunden und widerlegt besser alle Historien, die sie verzerren wollen, als ihr immer tätiges Wesen, und wenn Goethe immer wieder leichte und einfache Frauen zum Gleichgewichte seiner schweren und komplizierten Natur suchte und fand, so hat er zur Genossin auch eine tätige Frau gebraucht, weil er selbst tätig war. Die Art, ihre Tage auszufüllen, ist Beiden ganz gemeinsam, und ob dabei der eine den Haushalt seiner Meisterwerke, der andere meisterhaft einen Haushalt besorgt, das ist für die Harmonie ihrer Lebensführung grundsätzlich gleich. So mag sie's auch getrost erfassen: „Mit deiner Arbeit ist es schön, was du einmal gemacht hast, bleibt ewig, aber mit uns armen Schindludern ist es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten

sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, und ich muß wieder von vorne anfangen . . Man hat ja nichts ohne Mühe, es soll mir meinen guten Humor nicht verderben."

Ist das nicht Goethes Stimme, wenn er mühsam optische Experimente häuft, verwirft, erneut? Oder wenn er vor 20 Jahren Heilung der verbrauchten Finanzkräfte des kleinen Landes versuchte? Noch ein Schritt, und wir finden die Brücke, die ihre Interessen verbindet, finden den Punkt, wo ihre und seine sinnlich tätigen Arten verwandt sind. Zu niemand spricht Goethe auf Reisen so greifbar wie zu der Freundin über Fruchtbarkeit und Wirtschaft eines Landes. Diesen simplen Partien herzlicher Briefe hört man es an, wie viel lieber Goethe mit diesem Mädchen über Obstkultur sprechen mag als mit ästhetischen Frauen über griechische Plastik, und wenn er gar in diesen Jahren sich über Akten und Schemata freut, um Beobachtungen pedantisch zu ordnen, so ist er Christianen durchaus verwandt, die zufrieden schreibt, daß die Hauswäsche stimmt.

In diesem Hause gibt es weder Gelage noch Müßiggang. Man geht zeitig zu Bette, und sitzt er früh um 6 bei der Arbeit, um dieselbe Stunde ist sie beim Kartoffelsetzen zu finden. Christiane kann Pferde einkaufen und verkaufen, weiß, daß man sie vor der Auktion gut füttern muß, nach ihrem Gutdünken wird neues Gemüseland angekauft, und was sie dem Gatten nach Jena schickt an Bier, Wein oder Fleisch, was er nach Weimar sendet an Früchten, das füllt ihre Briefbände nicht weniger, doch auch kaum mehr, als es einst die Briefe an Charlotte füllte.

Christiane muß Bücher besorgen, Geld verwalten, Anfragen beantworten, und wenn zum Freitagstee kein Mensch kommt, klagt sie über das schöne, umsonst verbrannte

Kaminholz. Sie verkauft auch selbstgezüchtete Spargel und getragene Kleider, macht aus alten Stoffen neue Hemden, und hat er ihr geschrieben, Herr Cotta habe „lauter schöne Doppel-Louisdors geschickt, an denen ich nur erst eine Freude haben kann, wenn ich sie dir aufzähle . . Was magst du lieber: ein Goldstück für dich zum Spaße oder etwas in die Haushaltung?", so liest er lächelnd in ihrer Antwort eine lange Geschichte von zwei nicht mehr neuen Florkleidern, von denen eines für 2 1/2 Taler nicht zu kriegen war, und daß sie eins um 2 Louisdors kaufen will, „und gefällt es dir nicht, so könnt' ich es wieder zu Florkante verkaufen und gewinne noch daran. Aber, wenn du hier wärst, du hättest mir das neue gewiß gekauft!"

Da ist sie, Christiane, sehr sparsam und ein wenig eitel, tüchtig und ganz hingebend, ein Stück Therese, wie sie Goethe ihr jetzt im Wilhelm Meister nachzeichnet — doch wie sie in der Not plötzlich auch Klärchen werden kann, das wird sich noch zeigen.

„Viele der Veilchen zusammengeknüpft, das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume: du bist, häusliches Mädchen, gemeint."

Die kluge Therese freilich muß schmerzlich bekennen, „daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne". Christianen geht es besser, denn das, wodurch sie zuerst den einsamen Mann entzückte: Jugend und Liebeskraft bleibt auch durch ihre dreißiger Jahre die gesunde Basis ihres Bundes.

Und so bleibt er, bei aller Prosa des Tages, ihr Liebhaber und wird durch Jahrzehnte nicht müde, ihr auf zarte

Weise zu huldigen. Goethe dient jetzt nicht mehr wie vor Lili und Charlotte, doch noch weniger will er herrschen wie Schiller. Nach außen zeigt er seinen Entschluß zu dieser Frau, indem er im Testamente den Sohn zum Erben, sie aber auf Lebenszeit zur Nutznießerin einsetzt.

Zuweilen empfindet er beide recht wie seine Kinder, sie ihn als Vater: „Stell dir vor, wie lieb dich deine beiden Hasen haben: wie du in Kötschau von uns weg warst, gingen wir raus und sahen auf dem Berg deine Kutsche fahren, da fingen wir alle Beide eins an zu heulen, und sagten Beide, es wär' uns so wunderlich."

Er weiß es wohl, und lächelnd bringt er solche bittende Hingabe in diese zarten Verse:

„Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!"

Nach 9 Jahren: „Ich liebe dich recht herzlich und einzig, du glaubst nicht, wie ich dich vermisse. Nur jetzt wünscht' ich reicher zu sein, als ich bin, daß ich dich und den Kleinen auf der Reise immer bei mir haben könnte." — Nach 13 Jahren: „Mit Freuden werde ich . . dich an mein Herz drücken und dir sagen, daß ich dich immerfort und immer mehr liebe." — Nach 15 Jahren: „Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drücken kann." Geschrieben vom 54 jährigen Goethe als Vater eines 14jährigen Knaben.

Und doch wird diesem schweren Leben auch diese Gabe von Tyche nicht umsonst verliehn, auch hierfür muß er zahlen.

Vier und fünf Jahre nach Beginn ihrer Verbindung ziehen Christianens Schwester und Tante in Goethes Haus und bleiben dort bis zu ihrem Ende, auch der Bruder wohnt lange darin. Ruhige Leute, diese Familie Vulpius, doch eben èine Familie, mit Rücksichten verkettet, mit Wünschen, Kreisen, die Goethe ganz fern, Fremde, die, ohne zu schmarotzen, doch umso lauter werden, je mehr sie sich zu betätigen trachten: drei dumpfe Bürgerschicksale, die das vornehme Haus unerwünscht beleben, und die doch weder zu Goethes geselligem noch zu seinem Familienleben gehören. Zwar, zu Differenzen oder Szenen kommt es nie, aber man muß doch für den stellungslosen Bruder sorgen, für den Goethe eine Masse Briefe schreibt. Auch gibt es da einen Liebhaber von Christianens Schwester, einen weggelaufenen jungen Adeligen, um dessen Rückkehr sich der Pastor des elterlichen Gutes bei Goethe bemüht, und dieser muß erwidern, entscheiden, sorgen. Dennoch kann seine eingeborene Güte die Familie der Freundin nicht vertreiben.

Was ist die Folge? Sie, ohne es zu wissen oder gar zu wollen, vertreiben ihn, und während er das vornehmste Haus von Weimar Kleinbürgern überläßt, mit denen er nicht einmal verschwägert ist, begründet er sich im nahen Jena ein bürgerliches Junggesellenleben, dessen Stätte aus zwei schwer heizbaren Zimmern im Schlosse, zuweilen aus einem Zimmer in einem Mietshause besteht. So hat Goethe ohne Ehe die Schwierigkeiten des Ehelebens zu tragen. Einmal verbringt er 4, einmal beinah 6 Monate von zwölfen in Jena.

Freilich ist's auch das tägliche Treiben, das ihn als

Minister, Direktor, Weltmann in Weimar umspielt und darum verscheucht; selbst Schiller ist ja, als er später in Weimar wohnte, zur Arbeit zuweilen nach Jena geflohen. Hier werden sie wieder Dichter, dieser nach außen strebende, jener ins Breite gezogene Geist, und wenn nun Goethe in Knebels alter Stube sitzt, die dieser lange verlassen hat, so sagt er dankbar, kein anderer Raum habe ihm so viel produktive Stunden gegeben. Dann läßt er sich aus seinen Sammlungen ein Dutzend Gemmenabdrücke senden, „damit ich nur etwas vor mir habe, das mir das Anschauen erfrischt". Abends disputiert er mit Schiller oder im Kreise der Forscher und Freunde, den er gar einmal „ein Feenmärchen" nennt.

Wohl darf zuweilen Christiane mit oder ohne den Knaben nach Jena kommen, ein oder das andere Mal kommt er sogar selbst heimlich nach Weimar auf Besuch, spät abends, läßt sich die hintere Gartenpforte offen halten, frühzeitig fährt er dann nach Jena zurück, jedesmal 3 Stunden Fahrt. Klingt es nicht wie das Liebesabenteuer eines Erbprinzen, der sich auf eine Nacht zu seiner vielbewachten Geliebten stiehlt? Es ist ein 50jähriger Dichter, frei in der Wahl seines Wohnens, in der Anordnung seiner Geschäfte, der heimlich durch die Hinterpforte sein eigenes großes Haus im Dunkeln erschleicht, um die Frau, die ihm 12 Jahre lang verbunden ist, ein paar Stunden zu sehen.

Und doch ist's um dieser selben Seinigen willen, daß er immer wieder entweicht! „Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen . . Es ist noch sehr viel zu tun, wobei ich mir ganz allein überlassen sein muß . . Ich bitte dich, nicht unvermutet herüberzukommen, ich muß es wieder auf meine

gewöhnliche Art halten und hier solange in einem Stück arbeiten: alsdann wollen wir wieder vergnügt beisammen sein.“ So väterlich freundlich entschuldigt er sich.

Energischer spricht er's gegen Schiller aus: „Da ich nicht nach Jena entweichen konnte, so mußten die Meinigen weichen; denn dabei bleibt es nun einmal, daß ich ohne absolute Einsamkeit nicht das Mindeste hervorbringen kann . . und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon die häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen meine poetischen Quellen gänzlich ableitet.“

Je älter, je vielfacher die Gemeinschaft wird, umso ernster muß er zuweilen den Kopf schütteln. Ihm, der sich durch 20 Jahre in diesem kleinen Staate makellos gehalten hat, muß es nun passieren, daß er einen unteren Beamten um einen Paß für „Frau Vulpius und Sohn“ höflich ersuchen soll; und als er die Seinen drei Tage bei der Mutter in Frankfurt hat, scheint's ihm doch besser, sie rasch wieder heimzusenden.

Überhaupt, so fragt sich Goethe zuweilen, wenn Frau und Sohn ihn in Jena besucht haben, und nun sitzt er wieder still vor den Blättern seiner Arbeit: — Ist es nicht wunderlich, wie die kurze, schöne Begegnung sich nun zu einem Schicksal weitet, an das ich grade damals nicht dachte? Ist uns denn nie die schöne, flüchtig naive Neigung gegönnt, die ohne Folge bleibt, wie sie ohne Ursache einem Sommermorgen entsprang? Wird auch dies antikische Verhältnis deutsch und schwer? Sollte man nicht beherzt sich trennen, und Jeder nähme die Freiheit zurück, die er freiwillig aufgegeben? — So mag auch die Stimmung sein, in der er, fern von der Freundin, an einem Schweizer Herbsttage den Baum an einem Bach betrachtet und in ihm dieses sein Liebesschicksal:

„Wenig Äpfel trägt er mir nun, der sonst so beladne:
Sieh, der Efeu ist schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene,
scharfe,
trennte schneidend und riß Ranken nach Ranken
herab.
Aber ich schauderte gleich, als tief erseufzend und
kläglich
aus den Wipfeln zu mir lispelnde Klage sich goß: . .
O verletze mich nicht! Du reißest mit diesem Ge-
flechte,
das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt und sanft sie herauf
mir erzogen?
Ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig be-
dürftig,
still, mit begieriger Kraft mir um die Seite sich
schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und
tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir, was ich bedürfte, ge-
nießt sie,
und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch: die gewaltige
Wurzel
sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf . .
Nichts gelangt zur Krone hinauf. Die äußersten
Wipfel
dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon
hin . .

Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue
der Fesseln,
freue des tötenden Schmucks fremder Umlaubung
mich nur . .
Süß ist jede Verschwendung! O laß mich der
schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu
Rat?"

Hier, in „Amynthas", ist sie in einem großen Gleichnisse ganz: Goethes Ehe — und nichts vermag nach so ergreifenden Worten der Nachgeborene hinzuzusetzen.

Auch die Erziehung des Knaben leidet unter den Zwiespalten weltlicher und musischer Art, denn dies wäre eben die entscheidende Epoche seiner Erziehung, vom 6. bis ins 18. Jahr. Goethe, Kinderkenner und -freund, der Fritz von Stein beinah allein erzogen, der für Lotte Buffs Geschwister, für Carl Augusts, Herders, Jacobis Kinder so viel getan hat, beschäftigt sich wohl auch mit seinem eigenen Sohne, besonders in den Kinderjahren, der Knabe liebt ihn auch zunächst und schließt sich gern an. Er darf im Berghabit im Ilmenauer Festzuge gehn und wird dann abends vom Vater zu Bette gebracht. Spielt er im Schloßhofe von Jena mit einem kleinen Mädchen und Goethe bemerkt sie von oben, wenn er von seinem Papiere ans Fenster tritt, so läßt er Kuchenstückchen an Schnüren hinunterfließen, die Kinder hochspringen und freut sich des Spieles. Oder der Vater macht ihm aus dem Kürbis einen Teufelskopf mit Feueraugen oder malt ihm zum Kindertheater eine Dekoration, und nun sitzt August, wie einst der Vater,

vor dem Schattenspiele, wieder tritt Doktor Faust auf und der Teufel, — aber das Drolligste, was nun der Sohn zu berichten weiß, ist doch eben, wie die Katze plötzlich das Licht umwarf.

Und doch, ist etwa der 50jährige Goethe zu alt, ist er in dieser vielfältigen Epoche zu abgezogen? Gewiß ist nur, daß Vater und Sohn von Anbeginn schicksalhaft jener dauernden Verbindung entbehren, die echte Erziehung gewährleistet. Goethe versäumt, den Sohn zu erziehen.

Nur als Dichter spiegelt er zur gleichen Zeit den echten Vater ab und läßt Lothario dem Wilhelm Meister raten, seinen kleinen Felix mit sich zu nehmen, „denn was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen umgeben". Ja, Wilhelm ruft am Schlusse vor dem schlafenden Knaben das Schicksal an, lieber ihn selbst als vor ihm diesen Schatz zu zerstören. Dies alles kann in eben den Jahren, wo Augusts Geschwister bei der Geburt gleich wieder entschwinden, nur mit einem Blick auf den eigenen Sohn gefühlt, geschrieben sein. Dennoch bleibt dieser stets bei der Mutter, deren schlichte Natur ein schlichtes Kind imstande wäre aufzuziehen, aber die dunkle und gefährdete Natur dieses Goethe-Sohnes nicht abzulenken weiß.

Das Wenige, was in den ersten Jahren über Augusts Art klar wird — denn seine Briefe sind vom Lehrer im Goethischen Stile diktiert, und auch daß Goethe dies zugelassen, war ein Fehler — dies Wenige zeigt einen geweckten, kecken, praktischen, ziemlich rohen Buben, der sich über Mutters Gurken mokiert, die schlechter ständen als die seinen, der über seinen Kameraden spottet, Schillers Sohn, weil der überall Angst habe; der sich „eine große Menge Zeisige" kauft, aber einen seltenen kleinen Vogel

wegschenkt, damit er ihm nicht mehr Futter suchen muß; der einen Maulwurf tot macht und sich am Schreien der Schweine beim Schlachten freut. Wie er im Garten ein Stückchen Silber findet, verkauft er's um einen Groschen; leicht lernt er Sprachen, hat ein gutes Gedächtnis, und als der Vater ihm Schillers neue Turandot-Rätsel vorliest, löst er sie schneller als Goethe.

Den Halbwüchsigen nimmt dann der Vater mit ins Bad, doch da ist mehr erheiternder Einfluß auf den Alten zu spüren als erziehender auf den Jungen, denn dieser Knabe scheint nicht geschaffen, Goethes Art und Vorbild in sich produktiv zu machen. Lieber gesellt er sich der Mutter zu, und neben allem Klatsch bleibt dies gewiß, daß sie ihn beinah jedesmal ins Schauspiel mitnimmt, daß Goethe es nicht hindert und so statt eines ernsten einen zerstreuten Knaben heranwachsen läßt.

„Mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und seiner Freude konnte nichts gleichen . . O der seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! . . Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren. Einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen . . Sobald er ins Weite kommt, weiß er weder was er will noch was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde . . In Amerika glaubte ich zu wirken, sagte Lothario . . Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so wert, so teuer geworden. Ich erinnere mich

wohl des Briefes, — versetzte Jarno — den ich noch über das Meer erhielt. Sie schrieben mir: Ich werde zurückkehren und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: Hier oder nirgends ist Amerika!“

Hier oder nirgends, am Ende der „Lehrjahre“ sind die Gründe angedeutet, die Goethe selbst um Fünfzig bürgerlich machen müssen. Doch zugleich, man muß es betonen, sind darin auch Vorwände enthalten, Verallgemeinerungen eines höchst persönlichen Zustandes, um ihn vor sich selbst als notwendig zu begreifen. „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst“, schreibt er jetzt an Meyer — und im Zusammenhang mit allem, was zugleich durch Goethe versucht, betrieben, begonnen, vernachlässigt, gemieden, erhoben und getadelt wird, besagt dies Motto nichts Tieferes als einen Realismus, der sich, aus wildem Sprudelquell, in einen breiten, Schiffe und Lasten geduldig tragenden Strom geweitet hat, und ruhig fließt er durch die breite Ebene. In dem großen, streng geregelten Strome dieses Goethischen Mittellebens spiegeln sich nun die Städte der Menschen, hohe Türme und kleine Häuser, er trägt ihre Güter von Ort zu Ort. Goethe wird Bürger.

Als Jüngling hat sein Bürgerblut ihn mitten in Ekstasen zur Selbstbesinnung gemahnt, Mitte 30 hat es ihn zwischen Verzweiflungen in die Sklaverei staatlicher Pflicht gebannt, gegen 40 wurde ein sorgfältig abenteuerloser Reisender daraus. Nun, um die 50, ist's ein Bürger mit Weib und Kind, mit einer Legion von übernommenen und selbstgesetzten Pflichten, peinlich geordnet, dem Weltgeschehen, doch auch den geistigen Zentren seines Landes fern, von seinen Feinden „der gebildetste Mann des Jahr-

hunderts" boshaft betitelt —: ein ins Maßlose wachsendes Magazin des Geistes.

Verwandelter Ausdruck! Acht Jahre nach dem Lipsischen Bilde weigert er sich, es einem Verehrer zu schicken, denn nun wäre es kein Gleichnis mehr von ihm. Außer Bury — dessen Zeichnung hier voransteht — haben ihn in diesen Jahren auch Jagemann, Meyer, Tieck und die Bardua dargestellt: den Mann, der traumlosen Schlaf nun für den erquickendsten erklärt, der seinen Hals nie entblößt, den wohlbeleibten, untersetzten Goethe, mit dickfingrigen Händen, mit fleischigen Wangen und Doppelkinn, das er anzuziehen liebt, mit Säcken unter den Augen und einem gesättigt klugen Blicke, der häufiger als früher die Lorgnette braucht: so hat er damals vor sich hin gelebt und gewirkt, in die Breite mehr als in die Tiefe, und alle Zeichen des Bourgeois werden nun auch an ihm für ein Jahrzehnt deutlich.

Da ist der Bürger, dem es zu Haus am wohlsten ist, wenn — wie er's eben jetzt in Verse setzt — wenn hinten tief in der Türkei die Völker aufeinander schlagen; denn beinah wörtlich wie dieser sein Leipziger Bürger sagt er bei der Lektüre einer Marokko-Reise, er danke Gott, in Lauchstädt zu sein. Humboldts Einladungen nach Paris bleiben erfolglos, vom sicheren Weimar aus, wo schon ein Besuch der Frau von Staël Epoche macht, schwärmt er für die Wiege der neuen Zeit, beneidet Humboldt und Cotta um alles, was sie dort erfahren und genießen, — fährt aber höchstens auf die Leipziger Messe und staunt dort London in einem Panorama an! Jetzt mundet ihm sogar Frankfurt, zum erstenmal im Leben, und es ist ein Stück Behagen drin, wenn ihm nun „die Frankfurter Bankiers, Handelsleute, Agioteurs, Krämer, Juden, Spieler und Un-

ternehmer tausendmal besser gefallen, die doch wenigstens selbst was vor sich bringen, wenn sie auch Andern ein Bein stellen". Von den Umwälzungen Europas steht in Briefen und Tagebüchern beinah nichts, und als man den Rheinbund schließt, kann er in seinem Tagebuch vermerken: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des Römischen Reichs."

Selbst dort, wo er am ehesten Welt finden kann, da er ja Deutschland nicht verläßt und seine Hauptstädte meidet: selbst in Karlsbad sind es jetzt mehr Leute, die schöne Kupfer und interessante Steine herzeigen, als Weltleute, die ihm behagen.

Da ist der geborne Bürger, der nun erst auf die Vorteile seines erworbenen Adels kommt, den er bisher gering geachtet. Mitglied beider Weimarer Klubs, tritt er nun aus dem bürgerlichen aus, und nimmt er auch nach wie vor an dem adligen keinen Anteil, so wächst doch von nun an die Zahl adliger Namen bei seinen Tees und Empfängen. In ein Erblehen läßt er sich vom Herzog sein kleines Gut verwandeln, um Mitglied der Landstände zu werden: derselben Landstände, die ihm für seine Verdienste als Minister „ein douceur von 200 Talern verwilligen", und zwar mit dieser damals üblichen Bezeichnung, die Goethe selbst gleichzeitig für Trinkgelder an Boten braucht. Fällt einem im Anblick solcher Schritte und Briefe nicht jenes Wort der schönen Seele aus Wilhelm Meister ein: Schwächen sind auffallender bei vorzüglichen Menschen, wir wünschten, privilegierte Naturen sollten gar keinen solchen Tribut entrichten?

Da ist der Bürger, der schärfer noch als früher über der Ordnung wacht. Fichtes freiheitliches Auftreten gegen

seine Regierung erzürnt ihn, bei aller Schätzung seiner Ideen, so, daß er den Abgang des Professors mehr aus formalen als aus inneren Gründen zuläßt. Einem jungen Stürmer, der mit seiner Geliebten durchgebrannt und zu Goethe vorgedrungen ist, um Schauspieler zu werden, macht er klar, er müsse sogleich wieder nach Hause, gibt ihm Reisegeld, bezahlt das Gasthaus und fordert sich durch den rückkehrenden Kutscher 16 Taler 17 Groschen wieder ein, die er ausgelegt hat. Die jungen Leute hatten auf den Dichter des Meister gerechnet, dessen Flucht aufs Theater ihnen selbst vorschwebte: nun fühlen sie sich nach Hause gepackt mit einem Brief an die Eltern, worin dem lebensdurstigen Jüngling in einem glatten Satze empfohlen wird, „Glück und Befriedigung in dem wohlwollenden Schutze (der Familie) und einem zweckmäßigen Lebensgange zu finden".

Da ist der bürgerliche Pedant auf seiner Höhe. Nun schwärmt er für „Faszikel", in denen er auf Reisen sammelt, was heute Baedeker enthält: Verordnungen und Preislisten, Formulare, Zettel und Aufgebote, Chroniken und Statistiken, und nicht anderswo fängt er diese Praxis an als in seiner Vaterstadt, wo er nun mühevoll das zu schematisieren trachtet, was Auge und Verstand ihn seit Jahrzehnten gelehrt haben! Immer exakter werden auch daheim die täglichen Aufzeichnungen. Mit einer neuen Elegie gedenkt er sogleich „auch ein neues Buch Elegien anzufangen" und fügt das groteske Dichter-Schema bei: „Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter . . fortfahren"! Von ihm selbst gilt jetzt jene Bosheit, die er in den Studien zum Faust verschwinden läßt:

„Ein Mensch, der von sich spricht und schreibt,
wie einst sein Biograph von ihm geschrieben hätte."

Auf ungeschnittenes Papier hätte er jetzt kein Konzept geschrieben, viel weniger ein Billet an Freund oder Frau. Das Siegel muß so peinlich sitzen, daß er meist selbst die Briefe siegelt. Die Handschrift fließt.

Immer komischer werden die Tagebücher. „Man kommt nun nach und nach aus dem Gebirgstale heraus und sieht bald rechts in einer schönen Ebene die so beliebte Universitätsstadt Göttingen liegen. Logis in der Krone." Zu einem Dialoge Diderots fügt er Noten, die die Hauptdaten aller darin vorkommenden Personen aufführen, sodaß dort herrliche Dinge über Voltaire — neben Spalten voller Langeweile über entlegene Geister stehen. Oder man findet solche groteske Wendungen, als er den Mond beobachtet: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, einen so bedeutenden Gegenstand, von dem man vor kurzer Zeit so gut als gar nichts wußte, um so viel näher und genauer kennen zu lernen." Größte Sorgfalt nach seinem Handexemplare prägt er dem Verleger beim Neudruck eines Buches ein, selbst falsche Interpunktion würde ihn „zur Verzweiflung bringen", ja, er solle sogar, wenn noch ein Fehler stehen geblieben wäre, diesen lieber mit abdrucken! In solchen Augenblicken treten die Züge seines Vaters aus Goethes Antlitz deutlicher vor.

Da ist der bürgerliche Küchenfreund: es kommt die Zeit, wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen. Seit Anfang der vierziger Jahre fängt er an, tüchtig zu trinken, bringt es allmählich auf 1—2 Flaschen Wein täglich und hält das im allgemeinen so bis zum Ende. Im 50. Jahre sagt er, daß er fast nichts mehr als Fleisch und Wein ge-

nieße. Nach Jena läßt er sich zuweilen fünfzig Flaschen und außerdem Dessertwein senden. Einem Buchhändler aus Bremen, der ihn zu einem Beitrag durch ein Kistchen feinen Weins besticht, überläßt Goethe den zweiten Teil seiner „Zauberflöte" und heißt ihn selbst das Honorar bestimmen; der Buchhändler sendet eine neue Ladung. Zwischen Dichtungen und Geschäften steht der erste Spargel im Tagebuch, und nun singt Goethe — in der zweiten „Epistel" — auch über Gurken, die in Essig liegen.

Da ist der bürgerlich breite Geldverdiener, dessen Gedanken lebhafter um Zahlen kreisen als selbst zur Zeit seines Kammerpräsidiums. Auch jetzt, mit 50 Jahren, hat Goethe, der wohl ein geschenktes Haus, doch kein Vermögen besitzt, nichts Sicheres zum Leben als seinen Gehalt, der vom 36. bis zum 66. Jahre jährlich 1600 Taler betrug. Doch nun ist er entschlossen, bequem zu leben, einen Stich, eine Gemme, Apparat oder Buch, die seinen Sammlungen oder Studien fehlen, will er besitzen, ein großes Haus führen, obwohl er sich aus den Leuten im einzelnen nicht viel macht, Freunde bei sich wohnen lassen, große Geschenke machen.

Jetzt erkundigt er sich unter der Hand, ob man „bei dem bevorstehenden Ableben der guten Obermarschallin" nicht einen Stadtwagen oder sonst häuslich Brauchbares billig mitnehmen könne. Oder er schreibt seiner Frau aus dem Bade: „Ich küsse dich und das Kind in Gedanken, und meine Abwesenheit wird dadurch leichter, daß ich für euch arbeite": freilich eine für Christiane stilisierte Fassung. Doch dies bleibt wahr, was er einmal an Meyer schreibt: nur durch Ordnung und Tätigkeit könne er seine

freilich etwas breite Existenz soutenieren. Die neuen Zeitschriften bedeuten ihm erwünschte Wege zu neuen Unternehmern, und dieser, Goethe bisher fremde Wille, nicht nur seine Produkte gut zu verkaufen, nein, auch zum Zwecke des Verkaufes mehr zu produzieren, ist eins der Motive für die unabsehbare Menge an Schriftstellerei, die er in dieser Epoche neben wenigen Dichtungen erscheinen läßt.

Von nun an hält sich Goethe an den mächtig wachsenden Cotta (von dem er in etwa 4 Jahrzehnten 150000 Taler und 9000 Gulden bezieht), läßt aber zugleich andre Verleger nicht aus. Als Unger um Material für einen neuen Band von Goethes bei ihm erscheinenden Schriften bittet, sagt Goethe, der indessen das Kommende an Cotta versprochen hat, weder ab noch zu. Für Beiträge zu den Horen und dann zu den Propyläen erhalten Schiller und Goethe Honorare, wie sie in Deutschland unbekannt waren: nur so ist erklärlich, daß Goethe für die Zeitschriften den ganzen „Cellini" übersetzt oder Stücke aus Frau von Staëls Buche exzerpiert. Für die jährlichen 4 Hefte der Propyläen, die er nur teilweise selbst schreibt, bedingt er sich allein mehr, als sein jährliches Gehalt als Minister ausmacht, und wie sie bald wieder eingehen, rät er dem Verleger sogleich zu neuer Unternehmung! Nur der große Erfolg der „Zauberflöte" bestimmt ihn, einen zweiten Teil nachzudichten, obschon Mozart tot ist: Personen, Kleider, Dekorationen könnten auf allen deutschen Bühnen wieder verwendet werden, und er fordert 100 Dukaten von einem Wiener Musiker für den Text.

„Hermann und Dorothea" will er an Vieweg für dessen Almanach hergeben; da das Werk erst zu zwei Dritteln fertig ist, so darf es der Verleger nicht sehen: er soll „ein episches Gedicht von 2000 Hexametern" im

Sacke kaufen und darauf bieten. Zugleich wird Goethes eigene Forderung in versiegeltem Kuvert bei einem Vertrauensmanne deponiert; bietet man weniger, als Goethe fordert, so kommt der Handel nicht zustande, bietet man mehr, so braucht er nur das Geforderte zu zahlen. Vieweg erstaunt, überlegt, bietet 1000 Taler. Der Vertrauensmann öffnet das Kuvert, liest: „Für das epische Gedicht . . verlange ich 1000 Taler in Gold. Goethe."

Schließlich verkauft Goethe am Ende dieses Jahrzehntes aufs neue seine Werke zur ersten Cotta'schen Ausgabe. Neu ist dabei sehr wenig: außer einigen Gedichten, Achilleïs und Elpenor nur ein Dritteil des Faust. Dennoch fordert und erhält Goethe für das 5jährige Recht dieser Ausgabe mit 10000 Talern eine Summe, die höchstens Voltaire vor ihm erreicht hat. Da freilich kann Schiller, etwas bitter und wenig taktvoll, an Cotta schreiben, Goethe taxiere sich selbst hoch, es sei noch kein Buchhändler mit ihm verbunden geblieben. Goethe aber schreibt heiter: „Es scheint, da wir Dichter bei der Teilung der Erde zu kurz gekommen sind, uns ein wichtiges Privilegium geschenkt zu sein, daß uns nämlich unsere Torheiten bezahlt werden."

Trotzdem muß er, vor Empfang dieser großen Summe, wiederholt Darlehen aufnehmen — auch von seinem frühern Diener Philipp Seidel. Da läßt er denn keine Vertraulichkeit aufkommen: als er ihm etwas von den 1200 Talern wiedergibt, die er aus dessen, meist in Goethes Diensten gemachten Ersparnissen zurückgeborgt hat, nimmt er durchaus den Herrenton an, als müßte der Gläubiger ihm recht dankbar sein: „Du erhältst hier eine schöne Partie Doppellouisdors." Das ist derselbe Seidel, dem er aus dem Reichtum seines Geistes ehedem eine Iphigenie in Prosa zum Geschenk gemacht, dem er Kritik

erlaubt und gedankt hat. Jetzt, da ihm jener aus seinem schnöden, von Goethe verachteten Reichtum etwas abgibt, wird es mit kalter Geste ohne Dank zurückgegeben.

Als er das Epos auf so mysteriöse Weise verkauft hat, macht Goethe seinen einzigen wirtschaftlichen Fehler: er kauft, wohl von Christiane beredet, ein kleines Gut bei Weimar, das er selbst vor Kaufabschluß nie betreten hat. Nun lebt er zuweilen ein paar Sommerwochen draußen, läßt geschlängelte Parkwege anlegen, und einmal konnte man auf dem Pferdemarkte Goethe — Minister, Gelehrten, Sonderling und Dichter — neue Pferde einkaufen sehen. Dann ärgert er sich mit den Pächtern, entläßt einen, der nicht ehrlich ist, um einen andern zu finden, der in Baumzucht phantasiert; Dorffeste, Besuche, Brennerei tun das übrige, um diesem großen Wirtschafter, der ehedem zwei Herzogtümer sanieren konnte, ein Defizit zu bringen, das den Bürger um der Unordnung mehr als um des Verlustes willen kränkt.

Doch kommt's ihm nicht überraschend, von Anfang an hat er ironisch, etwas verschämt von diesem Besitz gesprochen, und wie um seine Fremdheit gegen diesen einzigen Teil seiner Lebensform zu symbolisieren, hat er meist, statt in seinem Bauernhause, beim Pastor nebenan gewohnt. Immer hatte er in früheren Zeiten, wo ihn ein landwirtlicher Freund in die Geheimnisse der Bodenbereitung einführte, das Dilettieren in so ernsten Dingen abgelehnt, auch jetzt hat er die Verwaltung sogleich verpachtet. Dennoch lockt es ihn, diesen Kennern doch auch auf die Sprünge zu kommen. Auch rühmt er seinen Landaufenthalt, „weil ich durch die gemeinen Gegenstände des

Lebens depotenziert werde, wodurch eine gewisse Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit in meinen Zustand kommt, die ich lange nicht mehr kannte".

Hier ist der Grund zu lesen, warum Goethe in dieser kleinen Unternehmung erfolglos bleiben muß. Zwar lebt er nicht romantisch wie ein Dichter auf dem Lande, noch experimentierend wie ein Naturforscher, noch rechnend wie ein Kammerpräsident: er lebt wie ein Städter in den Ferien. Dieser Begriff aber muß Goethes ganzer Lebenshaltung widersprechen. Doch vielleicht führt grade von hier der Weg zu seinen Motiven, denn aus Zerstreuung oder Schwäche hat der reife Goethe nie einen Schritt getan. Es scheint nämlich, er wollte, da ihm formelle Eheschließung jahrelang vorschwebt, Christianen als Gutsherrin einen Übergang schaffen, den ihm und ihr die intrigante Residenz erschwerte.

Schließlich ist sie mit ihrem praktischen Sinne selber froh gewesen, nach 5 Jahren schwankenden Genusses das Gut ohne großen Verlust wieder loszuwerden, und lächelnd schließt Goethe im Alter eine Schilderung dieser Umstände mit den Worten ab: „Es fehlte nichts als das Nützliche." Jetzt, da er es verkauft, faßt er's auf seine Art symbolisch zusammen: ihm diene es nicht, „da ich mich für immer von der Erde im ökonomischen und ästhetischen Sinne losgesagt habe".

Ein zweifelhaftes, zu mindest kein typisches Wort und grade durch diese Epoche seines Lebens widerlegt.

Denn Goethe ist um die 50 nicht mehr der rein ins Wahre, der nur hinauf strebende Denker — und ist noch nicht der heiter blickende, zu neuer Freiheit aufschwebende

Dichter, zu dem er bald werden soll. Jetzt ist er verstrickter als je in Dinge und Menschen, und jener Wunsch der vorigen Epoche, um keinen Preis mehr allein zu leben — damals Heilungs-Symptom eines einsam einfrierenden Herzens — ebnet sich jetzt zum Bedürfnis des Tages, verliert an Tiefe und an Grimm, wird natürlicher, bürgerlicher, bequemer. Auch jetzt noch hat er Tage des Menschenhasses, denkt nach ermüdenden Besuchen daran, die Mauer um sein Leben noch zu erhöhen, und hat einmal gegen Schiller in sehr bedeutender Konfession von jenem „realistischen Tic" gesprochen, durch den er sein Leben und seine Schriften den Menschen gern aus den Augen rücke: „So werde ich immer gern incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten, den unbedeutendern Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen."

Ein einziges Mal enthüllt hier Goethe die Hemmungen, die seine hingebende, doch von den Menschen enttäuschte Seele in jene Zurückhaltung führten, die dann als Steifheit ein gewollt falsches Bild seines Wesens auf Mit- und Nachwelt übertrug. Zugleich gibt er die Technik an, wie schwer erworbener Menschenhaß sich zum Umgang mit den Menschen zurückentwickelt. Nur unter diesem ungeheuren Vorbehalte darf man es verstehen, daß Goethe, um die 50 und später, nicht mehr mit der metallenen Maske des 40jährigen herumgeht; daß ihm ein Schleier nun genügt, um sich mit weniger Starrheit und mehr Anmut zu verbergen. „In diesem Leben, wodurch man besser hindurchgeht, je weniger man es fühlt, sollte man

nur den Menschen von sich und Andern abzuziehen suchen, die Wirkung der Leidenschaften aufhalten und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß setzen."

Auf solcher ungefährlichen Basis fängt Goethe aufs neue an, sich unter die Menschen zu mischen, als Schriftsteller und Gelehrter, lebhafter als zur Zeit, da er Staatsmann war und doch vor den Menschen flüchtete. In Jena sind es Professoren, die ihn ehren und fürchten, und hört man junge Leute, die ihm empfohlen sind, von ihrem ersten Eindruck berichten, so scheint es, als fürchten ihn alle. In gelehrter Teegesellschaft sieht ihn einer an einem Tische zwischen vielen Lichtern und unter dem Kronleuchter steif dastehn, von einem Halbkreise von Gelehrten umgeben, die ihm mit befremdeter Neugier zuhören.

Der junge Jean Paul, der ihm Wahrheiten sagt, erntet doch immerhin den Erfolg, daß Goethe Schiller warnt, ihn zu sehr zu loben oder zu tadeln. Ihm selbst aber, der gar zu gern Goethen über seine Arbeiten herauslockte, widersteht dieser einen Abend lang wie im Schachspiel, und am Ende bleibt dem jungen, begeisterten Skeptiker in einem köstlichen Bericht über diesen Besuch keine andere Waffe gegen Goethe, als daß er endet: „Auch frisset er sehr viel."

An Frau von Staël, die damals notierend und interviewend Deutschland bereist, will Goethe erst vorüberschleichen, dann bringt er sie, mit Achtung vor ihrem Geist und Antipathie gegen ihre Zunge, bald widerspenstig, bald galant in manche heitere Verlegenheit, die die kluge Frau zu parieren weiß. Als sie ihm aber eröffnet, sie werde jedes seiner Worte in Frankreich drucken, zieht er sich mehr zurück und sieht sich vor.

Eines Tages klagt er beim Tee im Haus einer Freundin den Damen sein Leid über Förmlichkeit und Kälte, die Weimars Gesellschaft beherrsche, und wie er nun, in plötzlicher Laune, wie in Erinnerung an die Frankfurter Jugend, eine cour d'amour vorschlägt, an der einen Winter lang jeder Herr dieselbe Dame führen und hüten solle, so wählt er für sich rasch die Hand der Gräfin Egloffstein und entwirft an einem kleinen Damen-Schreibtisch die Satzungen dieses wöchentlichen Picknicks, zu dem die Damen das Essen, die Herren den Wein nach Goethes Hause bringen sollen. Entzückt applaudieren die Damen, die heut endlich Goethes legendäre, von den Jüngeren nie recht geglaubte Liebenswürdigkeit kennen lernen. Bald bilden sich 7 Paare, bei kaltem Wetter und schlechter Politik erwartet man Erheiterung und Frische, man schwatzt im vorhinein, man schmückt sich, man erscheint. Wen findet man? Einen strengen, kalten, wortkargen Goethe, bürgerlich steif, lehrerhaft pedantisch, einen eckigen Maître de plaisir, der zwar für jeden Abend die hübschesten geselligen Lieder dichtet, aber tyrannisch wacht, daß man sie auch im Takte singe, daß niemand ein Gespräch beiseite führe, einen eigenen Einfall äußere, sich setze oder aufstehe, wann er mag, — und bald geht dieser wunderlichste aller Liebeshöte an der Angst seiner Ritter und Fräulein vor ihrem Doyen zugrunde.

Als Goethe später im Hause der klugen und reichen Johanna Schopenhauer beim Tee schottische Balladen vorträgt und von den Damen den exakten Rundreim verlangt, platzt eine Professorin heraus. Da blitzt sie sein Auge an, da donnert seine Stimme: „Dann lese ich nicht!" Die erschrockene Wirtin vermittelt, man verspricht Gehorsam, taktmäßig das Kinn bewegend rezitieren die Damen den

Chor — so komisch, daß nur Goethes Autorität sie beim Ernst erhalten kann. So enden seine geselligen Pläne, als er, ein Fünfziger, dunkel und befangen, aus allzu langer Einsamkeit freundlichen Umgang ersehnt. Ist es dann sonderbar, wenn er sich lieber allein mit der heiter geschmückten Christiane zum Weine setzt, herzlicher Neigung gewiß?

Denn auch an Freunden, zu denen das Herz reden dürfte, fehlt es fast ganz. Schiller und Meyer, die er als ihm verwandte Denker meist zusammen nennt, wirken doch durch ihre Art nicht eigentlich belebend. Schiller ist leidend, arbeitet gern abends, wenn Goethe plaudern will, steckt immer voll eigener Pläne. Trotzdem ist er's, der Goethe in diesen Jahren die wesentlichste Unterhaltung gewähren kann. Meyer, der in eine Art von Pension in Goethes Hause übergeht, später heiratet, ist mehr Lehrer und Dezernent als Unterhalter. Ihm unter allen Männern trägt Goethe die größte Zärtlichkeit zu: denn unter Allen ist er der Einzige, der nichts von seinem Geist und seiner Macht will, immer wartet und immer gibt, so daß eine wahrhaft geistige Ehe zwischen Beiden bis ans Ende dauert. Als Meyer aus Italien ein zweites Mal zurückkehrt, freut sich Goethe auf ihr vereintes Leben, das Beide für alle Trennung entschädigen soll, als spräche er zu einer Frau, und wie der Freund erkrankt, spricht er von ihrer Liebe und ihrem einzigen Verhältnis.

Wer wäre denn auch sonst, der sich hingäbe? Will nicht am Ende jeder durch Goethes Umgang nur gewinnen? Wer wollte ihm Zeit, Herz, Kräfte opfern? Da ist Knebel,

der sich als Goethes Zuhörer von Schiller abgelöst und übertroffen fühlen muß. Auch produziert er jetzt selber, während er bisher meist übersetzte, und stellt damit des Freundes Unbestechlichkeit auf die Probe. Da muß er denn von Goethes Hand solchen Dank lesen: „Deine Elegien sind recht brav, du hast dich in diese Art wacker einstudiert . . Die köstlichen Käse, die du mir überschickt hast . ." Aber zugleich schreibt Goethe 4 Briefe an Schlegel und Andre, sie würden durch Anpreisung von Knebels Übersetzung des Properz, die er vorzüglich nennt, sich Goethe persönlich verbinden.

Reiner wirkt das immer intimere Verhältnis zu Voigt, den Goethe einst unter den jungen Justizbeamten herausfand und allmählich zur Exzellenz und einem der ersten Minister des Herzogtums heraufgebildet hat. Vornehm und tätig, weltklug und uneigennützig: da ist einmal eine Seele, die in unerschütterlicher Dankbarkeit an Goethes Herz glaubt. Nun freilich, nach einem Jahrzehnte der Erprobung, kann er sich seines höchsten Vertrauens freuen und lesen: „Ich wünsche . . Sie immer zur Seite zu haben. Möge ich Ihnen doch auch was sein können . . Da ich mein Dasein gar nicht denken mag, ohne das Ihrige gegenwärtig zu wissen."

Jene Andern aber, die in Neigung oder Kampf das erste Goethische Jahrzehnt in Weimar begleiteten: wo ist ihr Lieben geblieben? Schicksal des Genius, die Freunde zu enttäuschen, weil ihre Neigung nur immer die Eine Bahn von ihm fordert, die sie ihm vorbestimmt hatten! Schicksal der Freunde, den dämonischen Menschen zu verlassen, statt über ihn umzulernen! Fast alle Freundschaften seines Lebens hat Goethe überlebt, doch nur eine oder zwei durch sein längeres Leben. Schuldlos schuldig, wie gegen die

Frauen, trennt sich sein Dämon von fast Allen, denen er sich einst verband.

Charlottens Haß hat sich gelegt. Sie schreitet den 60 zu, ihr Haar wird weiß, bald heiratet ihr Sohn und schafft ihr Enkel: so wird der formale Gruß, der schon ein Jahr nach dem Bruch in einem Salon getauscht wurde, wohl mit Schillers Hilfe zu einer Verständigung, und wie sie ehedem ihren Knaben zu Goethe sandte, daß er sich an ihm bilde, so schickt er jetzt, um ihn an ihr zu bilden, den kleinen August zu der alten Frau. Denn nie hat Goethe diese ihre Macht verkannt und gönnt die dünne hohe Luft, die sie umweht, nun seinem Sohne, der freilich nicht darin zu atmen weiß. Immerhin, August bildet zuerst eine Notbrücke, wieder kommen die Nachbarhäuser in Berührung, — und obwohl Charlotte mit Christiane nicht verkehrt, bittet sie sich den ersten Spargel aus, den dann die gutmütige Christiane „weil du nicht da warst, durch das Bübelchen hinschickte“. Sie selber schwärmt von Fritz von Stein als vom schönsten Tänzer, den sie von der Galerie beim Hofball bewundern konnte, und August berichtet dem Vater von einem Bildchen, das ihm Frau von Stein nach Tische geschenkt hatte, „sie gab mir auch acht Pfennige“.

— Sie gab mir auch acht Pfennige, liest Goethe, lächelt und denkt mancherlei. Bald kommt der Augenblick, wo er der feindlichen Freundin wieder dienen kann: für Fritzens Übergang in preußische Dienste interveniert er beim Herzog, und so beginnt das erste Blatt von Goethes Hand, das sie nach 7 Jahren wieder entfaltet, mit einem Rat und Dienste. Aber wie schließt es? „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an ihrem Anblick bilden

dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen."

— Meinem armen Jungen, liest Charlotte und denkt, wie es in jenem letzten Briefe vor 7 Jahren über Christiane hieß: das arme Geschöpf. Darf sie bei solchen ausgewählten Worten Goethes in einem höchsten geistigen Sinne sich nicht rehabilitiert fühlen? Noch vor zwei Jahren hat sie ihre Rache in jenes Dido-Drama gepreßt. Doch nun — man wird auch milder mit den Jahren, und da sie jedes Wortes Tonfall bei Goethe kennt, befriedigt ihren Stolz die Demut, mit der er von dem Kinde seiner Mamsell spricht, und sie ergreift an dem Schreibtisch, den Goethe ihr vor 20 Jahren gezeichnet, die Feder und läßt, nach so viel Haß in Vers und Prosa, ein menschliches Wort, ein tiefgefühltes auf dem Antwortbogen erstehen: „Sie müssen's meinem Herzen eigentlich sehr natürlich finden, daß ich Ihr Kind so lieb haben muß."

Goethe liest's und lächelt: denn vor ein paar Wochen erst ließ er am Schlusse der „Lehrjahre" eine Verlassene sagen: „Die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen oder sie von Herzen hassen." Und als er in diesen Wochen einmal, den 7jährigen Sohn an der Hand, an ihrem Hause vorübergeht und sieht sie unter den Orangen sitzen, da biegt er ein, und Goethe und Christianens Sohn küssen nach einander Charlotten von Steins durchsichtige Hand. Während Goethe über diese Szene schweigt, schreibt sie ihrer Freundin erstaunt, beschämt, wie es nur möglich sei, ihn so lange zu verkennen.

Trotz alledem übergibt sie noch ein Jahr später Schiller ihr Pamphlet auf Goethe!

Der aber lädt sie wieder in sein Haus, meist mit der

Nichte oder anderen Damen, schickt wieder Früchte, zeigt wieder Münzen, zuweilen taucht sogar wieder dieser Ton in ihm auf: „Darf ich fragen, ob Sie mir den trüben Morgen erheitern mögen durch Ihre Gegenwart?“

Der Herzog ist, bald nach der verlornen Campagne gegen die Revolution, als preußischer General zurückgetreten; vielleicht denkt er jetzt zu spät der Warnungen seines ältesten Freundes. Freilich, seine Neigung zu ihm konnte dadurch nicht wachsen, nur Weise mögen nach mißglücktem Unternehmen den Warner schätzen; Carl August, der nun auch anfängt grau zu werden, läßt diesen Weg zur Weisheit durchaus seinem Freunde allein. Da er sich militärisch nicht mehr ermüden darf, fängt er an, etwas lauter zu regieren, und stößt mit seinem Kulturminister und Bühnenleiter ein paar Male sachte zusammen.

Für Goethe, der sich seit zwei Jahrzehnten vom Herzog fortentwickelt hat, braucht's nur des kleinsten Zeichens von Fürstenlaune, um sich sofort auf das formelle Gebiet zurückzuziehen, und so bleibt diese zweite Hälfte ihrer örtlich und äußerlich gemeinsamen Lebensbahn ohne rechte Intimität. Bei der immer entschiedeneren Divergenz der Charaktere und der Lebensführung, wie sie gleich nach den Flitterwochen ihrer Freundschaft zu Tage getreten war, nach dem großen Aufwande, den Goethe ein Jahrzehnt lang doch fast nutzlos vertan hat, wirkt es zunächst erstaunlich, daß Goethe trotzdem in diesem Zentrum geistiger Macht und Ruhe bleibt und daß der Herzog jeden Vorstoß von Goethes Feinden abwehrt, die Beide trennen wollen.

Goethe versteht den Herzog eben doch, und wenn

der Herzog ihn nicht mehr versteht, so findet er doch ein höchst prägnantes Wort, indem er von Goethes pedantischen Reisebriefen zu Knebel äußert: „Es ist wunderlich, was der Mensch feierlich geworden ist!" An seiner Produktion scheint aller Anteil erloschen; das Höchste, was er sagt, sind etwa diese kalten Gönnerworte über den Plan zur Achilleïs: „Da Hermann und Dorothée einen so guten Begriff von deiner epischen Muse gegeben hat, so bin ich überzeugt, daß dir dein Werk im griechischen Stile wohl geraten wird. Das von dir gewählte Feld ist neu . ." Und ganz wie einen Hofdichter ersucht ihn der Fürst, Voltaires „Mahomet" für seine Hofbühne zu übersetzen.

An keiner späteren Dichtung Goethes hat Carl August solchen Anteil genommen wie an dieser dem Dichter ganz fremden, abgedrungenen Arbeit; in langen Briefen häuft er nun Ehrennamen, spricht ihn mit komischen Titeln Hoheit und Fürst an, schlägt kleine Änderungen für die Übersetzung vor, datiert von ihr eine neue Epoche des deutschen Theaters! Und doch, während man Goethe hier nur kühl, beauftragt findet, fühlt man tiefer mit diesem Fürsten, der, nach 25jähriger Freundschaft mit einem Dichter, zum ersten Mal von ihm empfängt, was er sich lange wünschte.

In dieser gehobenen Stimmung geschieht es auch, daß er dem Freunde, auf dessen Ersuchen, offen schreibt, was ihm mißfällt, und zwar über „Groß-Cophta". Da zeigt er sich so vorsichtig als fein, indem er erst von Zeit und Publikum her kritische Einwände heranführt: „Eigentlich gehört es in die Klasse der Dramas, während der Charakter des Sujets es entweder zu einer Posse oder zu einer Tragödie stempeln möchte", und rät ihm sehr verständig, eine Oper draus zu machen.

Carl Augusts wachsendes Interesse für Naturkunde

führt ihn zuweilen Goethe näher, Vorträge, Anschaffungen verbinden sie, und wieder muß man die Bescheidenheit des Fürsten rühmen, die alle Fragen oder Anmeldungen ziert: „Mit Verlaub werde ich diesen Abend in Jena aufwarten, — ich bringe Getränke mit . . Für die gute Aufnahme bedanke ich mich schönstens," doch nur ganz selten heißt es noch: „Lieber Alter", und blos ein einziges Mal: „Behalte mich lieb."

Doch nie mehr läßt Goethe sich aus der Burg der Formen locken, nur durch Voigt erbittet er Urlaub, Privatbriefe beginnen jetzt meist „Euer Durchlaucht gnädiges Schreiben" und enden zuweilen sogar mit einem untertänigsten Goethe.

Beim neuen Schloßbau, den er amtlich zu leiten hat, können ihn des Herzogs Eingriffe in eine Verzweiflung bringen, die ihre letzten höfischen Wellen dann nur noch in kalt-ironische Wendungen wirft: „Unser Fürst hat einen trefflichen Blick über das Schickliche und Bequeme . . nur ist er zu schnell geneigt, das Schöne der Form wegen aufzuopfern . . Durchlaucht der Herzog glauben, daß meine Gegenwart beim Schloßbau nützlich sein kann, und ich habe diesen Glauben auch ohne eigene Überzeugung zu verehren." Wo sind die Zeiten hin, als beide Männer Streiche und Pläne, Ideale und Tollheiten in brüderlichem Tone teilten!

Zuweilen tauchen sie auf, doch nur wie Geister, denen in dieser Gegenwart kein körperliches Leben mehr beschieden ist. In einem solchen einzigen Falle geht Goethe plötzlich, wie für Sekunden, aus seiner Reserve heraus: als ihm der Herzog in durchsichtiger Anonymität einmal ein paar eigene Verse gesandt hat, gibt Goethe diese boshafte Antwort: „Dem sehr verkappten Dichter . . ist wirklich

Glück zu wünschen, daß ihm die Musen so viel ruhige, ja man darf wohl sagen unbedeutende Augenblicke gönnen, als zu dergleichen Produktionen nötig sind."

Und dann ist es noch einmal Eros, der sie verbindet; freilich der Eros von Männern über 40. Ein paar Jahre nach Goethes Verbindung mit Christiane begründet der Herzog, wechselnder Liebschaften müde, einen zweiten Hausstand; auch er wählt eine Weimarer Archivarstochter. Bald steht Goethe Pate bei Caroline Jagemanns Sohn, wie dessen Vater bei Christianens Sohne Pate stand. Jene aber ist zugleich Schauspielerin an der Hofbühne, die der Herzog bezahlt und Goethe leitet — und so werden drei Personen in eine Lage gesetzt, aus der sich ein Dutzend Komödien entwickeln ließen. Als später das Leben sie entwickelt, werden sie halb tragisch enden.

Schon jetzt kommt es zu Reibungen: der Theaterleitung nach 4 Jahren überdrüssig, bittet Goethe um Entlassung, doch noch hält ihn der Herzog, wenn auch weder in warmen noch in dringenden Worten. Dabei muß Goethe für dieselbe Jagemann sorgen, die den gemeinsamen Freund ständig gegen ihn aufhetzt, und ergreifend wirkt ihre Verkettung, sieht man den Herrn des Landes für seine Nebengattin nach Ansehen ringen: Schiller will sie nicht in seinem Haus aufnehmen, und so erbittet Carl August von Goethe, er möge dies doch Schiller nahelegen, damit sie mehr Verkehr bekomme, und schließt: „Deiner Weisheit überlasse ich dieses alles. Lebe wohl."

Auch den dritten, den stärksten seiner Jugendfreunde, verliert Goethe vor dem Tode. Vor 30 Jahren, als er ihn gewann, hat er Herder schon verloren, glühende Hingabe

der Goethischen Jugend fühlte sich von fanatischem Kritizismus zurückgestoßen, den sie doch immer wieder suchen mußte. Als dann der plötzlich zur Macht gelangte Jüngling den ältern Freund berief, war's Dankbarkeit — doch war es auch der ungestüme Trieb zum Gegenspieler, es war das kritische Element seiner Seele, das Goethe zur Berufung Herders trieb.

Um keinen Mann hat er länger und inniger geworben als um Herder, doch schwankend wie in einer interessanten schlechten Ehe stieg ihr Verhältnis, fiel, um wieder zu steigen, im ersten Weimarer Jahrzehnte, stand dann eine Weile freundlich-kühl, um sich zuletzt zur Feindschaft aufzuklären. Und wie es Herders Geist war, der damals in der verdunkelten Stube der Straßburger Augenklinik Goethes Genius erleuchtete, während sein mißgünstiges Herz sich ihm widersetzte, so hätte noch nach 30 Jahren der Geist die beiden starken Köpfe nicht entzweit.

Der „Krach“, den es im Beginn dieser Epoche zwischen Beiden gab — die Herders forderten unter Drohungen von Goethe, er müsse eine völlig ungerechte Geldforderung für die Erziehung ihrer Söhne beim Herzog durchsetzen — gibt Anlaß, Goethe in einem Fall und einem Lichte zu sehen, wie nie. Dies ist sein Ton an eine Freundin, die er zurückweisen muß, ohne ihre Sache aufzugeben: „Mit Ihnen zu sprechen — schreibt er an Caroline Herder, die das Wort führt — möchte in diesen leidenschaftlichen Augenblicken nicht rätlich sein . . Sie haben mir schon geschrieben, was ich nicht lesen sollte; ich müßte erwarten zu hören, was ich nicht hören darf.“ Auf diesen marmornen Satz folgen 13 sachliche Punkte zur allseitigen Klärung der Lage, worin er ihren Anspruch an den Hof, zugleich ihren Vorwurf gegen ihn selbst abweist. „Ich erlaube Ihnen

— schließt er dann — mich wie einen andern Theaterbösewicht zu hassen, nur bitte ich mich klar zu deuten und nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Akte bekehren werde . . Ich bedaure Sie, daß Sie Beistand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben und deren Zufriedenheit zu fördern Sie keinen Beruf fühlen . . Glauben Sie doch, daß man hinter allen Argumenten Ihrer Forderungen Ihr Gemüt durchsieht . . Ich werde keine Replik auf dieses Blatt lesen und von dem Vergangnen kein Wort mehr sprechen . . Ich weiß wohl, daß man Dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat; aber das soll mich nicht abhalten, für Sie und die Ihrigen zu tun, was ich tun kann."

Nach dieser schimmernden Abwehr, in der sich Goethes Absage an Lenz nach 30 Jahren auf höherer Stufe erneuert, setzt er bei dem höchst erzürnten Herzoge die ohne Rechtstitel geforderten 600 Taler für Herder durch, läßt aber, um ihn vor allem Weimarer Klatsch zu behüten, die Summe mit einer besonderen Quittung an sich selbst leiten, dann durch den gemeinsamen Freund Knebel zur Abendstunde und so abholen, daß auch in Goethes Hause niemand erraten kann, wohin die Summe geht; dabei läßt er sie in Gold kommen, da Knebel an Talern zu schwer zu tragen hätte! Doch Herder bleibt jahrelang beleidigt, und was er nun auch geistig gegen Goethe unternimmt, folgt — nach Lage der Anschauungen und des Charakters — unmittelbar aus dieser Erregung des Herzens.

Denn fordert nun Herder theoretisch Unterordnung der Kunst unter das Sittengesetz, so geschieht es deutlich, um Goethe zu treffen, der jetzt durch Wilhelm Meister und die Elegien vollends für unsittlich gilt. Und als Herder dann

zwei Bände zur deutschen Literatur herausgibt, steigt seine ganze Eifersucht, seine gallige Verkleinerung aus den fünf Worten, mit denen er Goethes Kunst abtut: „Teilnahmslose genaue Schilderung der Sichtbarkeit“. Das ist Herders öffentlicher Epilog auf Goethe, und man spürt dahinter den Atem seiner Frau, die ihn auch literarisch beriet.

Goethe urteilt mit kritischer Ruhe über die Schrift des neuen Feindes, vermißt darin — doch nur privatim — Teilnahme, Hingebung und zieht sich auf das leise Wort zurück, man merke, Herder war es nicht wohl, als er das Buch schrieb. In ganz phantastischer Maske, kaum den Eingeweihten deutlich, stellt er den Mann, wie einst als Satyros, nun — in Paläophron — als „Haberecht“ dar. Schiller, der Herder mit einem vornehmen Prälaten verglich — wohl nicht ohne ein Kompliment darin zu verstecken — tat, was er konnte, um Beide vollends zu trennen, und wenn sich Herder jetzt entschieden gegen Kant und gegen Jena wendet, so ist dies nicht Grund, sondern Folge der Entfremdung.

Aber sie können sich nicht lassen, Goethe und Herder: ihre Kräfte ziehen einander immer wieder an, weil sie polar sind. Keine 3 Jahre nach ihrer Trennung, und Goethe wird aufs neue durch Freunde um Vermittlung neuer, fraglicher Gelder für Herders Kinder angegangen; wieder erreicht er durch lange Eingaben das Geforderte, indem er immer wieder auf Herders geistigen Wert hinweist. Nun dankt ihm Herders Sohn, und durch sein Medium spricht Goethe zu den Eltern, als er ihm fürs Leben rät, mit Freunden vorsichtig zu sein, sie nur nach Einer Seite zu verbinden; von Jung und Alt sei ein Grundfehler, von Freunden gleichsam ein andres Ich zu verlangen. Wieder wird eine Annäherung möglich, Herders kommen zuweilen

zu Goethe, und als der Freund einmal bei ihm speist, setzt ihn Goethe zu seiner Rechten, obwohl auch Schiller und Jean Paul an dieser Tafel sitzen. Zur selben Zeit gründet Herder eine Zeitschrift als Konkurrenz gegen Goethes Propyläen.

Wieder ein paar Jahre, und Goethe schickt seinen Sohn zu ihm, um ihn auf liberale Weise, „Verehrter alter Freund“, in die christliche Versammlung aufzunehmen. (August hatte sich schon mit 6 Jahren geweigert, in die Kirche zu gehen, so daß Goethe eine heitere Glosse über vererbtes Heidentum schnitt.) Herder tut nun in der ersten Stunde, als kenne er den Knaben nicht von Angesicht, doch Goethe hält alle Bitterkeit in einem artigen Tone zusammen, er schreibt nach der Einsegnung: „Mit herzlichem Dank empfinde ich die Neigung, mit der du das gestrige Geschäft vollbracht hast, empfehle dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bei.“ Hört man alle Töne und Untertöne in diesem Billet? Es ist das vorletzte, das er ihm schreiben soll.

Denn gleich darauf entbrennt neuer Streit: Goethe will den Theaterchor durch Schulknaben verstärkt wissen, Herder protestiert, daß ein Bühnen-Dirigent zugleich am Gymnasium tätig sei. Goethe weiß wohl, wie viel Wahres darin liegt, und ist in seinem Auftreten zaghaft und nur halb dabei: ihn bindet wieder die Rücksicht auf des Herzogs Geliebte, die als erste Sängerin am Theater gegen ihn zu regieren beginnt. Ergrauten Hauptes stehen sich die Beiden nun kämpfend gegenüber wie einst, und wenn auch diesmal wieder Goethe siegt, heut siegt er eigentlich wider Willen — denn er führt nur den Wunsch einer mächtigen Frau aus, die ihm feind ist. Herder und Goethe, einst rein geistige Antipoden, nur vom eigenen Dämon angetrieben,

stehen am Ende als Theaterdirektion und Schulaufsicht einander gegenüber, nach wunderlichen Schicksalen, die sie unfrei machen.

Sind sie nun fertig? Nicht vor dem Ende — und wieder denkt man jenes Goethewortes in seinem Jugendbriefe, er wolle mit Herder ringen und sollte er sich darüber die Hüfte ausrenken. Aufs neue bemüht sich Goethe für Herder. Der hatte, nachdem der Weimarer Herzog seinen Sohn ausgebildet, sich vom bayrischen Könige adeln lassen, um diesem Sohne den Erwerb eines Landgutes zu sichern; das hat Carl August gekränkt, den bayrischen Adelsbrief hat er jahrelang nicht anerkannt, vielmehr durch den kaiserlichen für Schiller überboten. Nun ermöglicht Goethe beim Herzog eine allmählich-offiziöse Anerkennung ohne Reskript. Auch dies ein Herderisches Schicksal: Geltung und Rang, die er immer angestrebt, nur auf Umwegen zu erlangen. Zugleich verliert er auch an geistiger Geltung, besonders da Wolfs neue Homer-Erklärung seine Theorie der Volksdichtung gefährdet. „Nächstens mehr, — schließt Goethe seinen letzten Brief, den wegen des Adels — wenn ich komme, mich deines Wohlbefindens zu freuen. Der Deine. Goethe."

Es ist Ende September, Herder leidend, doch niemand ahnt, daß er keine 3 Monate mehr vor sich habe. Fühlt er es selbst vielleicht voraus und will sich mit der größten Erscheinung seines Lebens vor dessen Ende auch geistig versöhnen?

Es scheint, er will.

Im November wohnen Beide eine Weile im Jenenser Schlosse, wechseln Besuche, eines Abends fängt Herder — nach 6 Jahren geistigen Schweigens! — zum ersten Mal an, Goethes Arbeit zu rühmen. Mit Ruhe und Rein-

heit beginnt er das Beste von der neuen „Natürlichen Tochter“ zu sagen, Goethe empfindet eine „innerlichste schöne Freude“, etwas von dem alten Zusammenklange, etwas wie Jugend-Freundschaft steigt ihm auf — reiner, als sie gewesen war. Doch nie ist der Freund seines Dämons Herr, denn wie er sein kritisch begründetes Loblied endet, — plötzlich dreht er, wie unter mächtigem Zwange, das andere Gesicht ihm zu und schließt mit den Worten: „Übrigens ist mir deine Natürliche Tochter lieber als dein natürlicher Sohn!“

Goethe wird Stein. Nun ist er 54, Herder 60 geworden, 30 Jahre sind es und mehr, daß dieser Mann an ihm zerrte und zog, persiflierte und mokierte — und nun, in dieser ersten Stunde erneuter Vertrautheit, setzt er mit einem Witz das Epigramm auf ihren ganzen Lebenskampf. Nach Goethes Berichte — dem er das später bekannt gewordene Wort Herders nicht wörtlich einfügt — ergriff ihn vor diesem „widerwärtigen Trumpfe ein schreckliches Gefühl, ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das fürchterlichste. So schieden wir, und ich habe ihn nicht wiedergesehen.“

Hier oder nirgends wird es klar, wie Mephistos Gestalt in tieferem Sinn auch Herder nachgebildet ist. Doch zugleich tritt Goethes innerer Anteil an Mephisto aufs neue hervor, denn nur wer einen Teil von dieser Kraft in sich fühlt, kann sich mit solcher magischen Gewalt immer aufs neue zu dieser Kraft gezogen fühlen. Nirgends wird das Mephistophelische in Faust, das Faustische in Mephisto auf Goethes symbolischem Lebenswege selbst sichtbarer als in der Geschichte dieser Freund-Feindschaft und ihrem Ende.

Als Herder wenige Wochen darauf in Weimar stirbt, kommt Goethe von Jena nicht zurück, vermerkt kein Wort im Tagebuch, in den Jahresheften. Doch wie er Frau von Staëls gleichzeitige Ankunft einen Tag darauf in einem Briefe rühmt, weil eine geistreiche Natur die winternächtigen Totenbilder verscheuchen könne, zeigt sich die Erschütterung, indem sie sich verschweigt, — und Mephistos cynisch-tragischer Geist tritt aus Goethe hervor, wenn er in diesen Zeilen bitter von der verdrießlichen Jahreszeit spricht, „wo ich recht gut begreife, wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird". Diesen Abend verbringt Goethe bei Freunden unter jungen Leuten, die ein schönes Mädchen umkreisen.

Doch wieder 12 Jahre später schreibt Goethe dem einzigen Manne, dem er Dank schuldet, in Dichtung und Wahrheit jenen großen Epilog und formt darin dem starken Geiste des dunklen Mannes das Bildnis, das seitdem die Deutschen hüten.

Unbewegt hat er kurz vorher Lavaters Tod gelesen, unbewegt scheint er bei Corona Schröters Ende. Vielleicht hat sie ein paar Monate vor dem Tode an einem Abend zugeschaut, als unter Schillers Regie junge Schauspieler „Iphigenie" zum ersten Male öffentlich vorstellten. Müssen sie Beide nicht jenes andern Tags gedenken, da sie selbst Orest und Iphigenie spielten, vor einem jungen, lebensvollen Hofe? 23 Jahre zurück . .

Auch damals war's ein Frühlingstag, doch alles war ein Spiel, ein genialisch Lied, in wenigen Wochen aufs

Papier gebracht, wenige Tage nach der letzten Zeile dargestellt. Weißt du noch alles, Dichter und Orest, der du heut steif in der Direktionsloge sitzest und acht gibst, daß es kein Ärgernis gebe? Drückte nicht eine schwärmende Hand den Lorbeer damals noch in braune Locken? Ah, wie sie heut in ihren kahlen Logen sitzen und blicken sich im Saale um! Der alte Knebel dort mit seiner jungen Frau — entsinnst du dich — war damals Pylades, beweglich, heiter. Doch da, kurznackig, etwas starr und verdrießlich — an seinem Fürstenplatze sitzt der Herzog, der sich's damals nicht nehmen ließ, das nächste Mal selbst Pylades zu sein und so dem Freunde auch im Spiel sich zuzuordnen . .

Wie eine Vision sieht es der Dichter vorüberziehn, sich selbst von ehedem und doch nicht sich, und doch auch wieder sich selbst von heute; und wie er von der Bühne weg in den dämmerigen Raum blickt und seine Mitspieler von damals aus dem milchigen Halblichte tauchen und drüben Charlottens ergraute Gestalt, die damals aus Eifersucht auf Corona ferne blieb —: mit einem Male fällt Orest und Goethe in seine Rolle zurück, und wie vor 23 Jahren redet sein Geist die Geister an:

„Wer ist die Schar, die herrlich mit einander
wie ein versammelt Fürstenhaus sich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
mit Weibern; göttergleich und ähnlich scheinen
die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's! . .
Ist keine Feindschaft hier mehr unter euch?
Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne? . .
Weh mir! Es haben die Übermächt'gen
der Heldenbrust grausame Qualen
mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet!" —

Wie Abgeschiedene steigen zuweilen noch ältere Gestalten auf. Lili wünscht einen Freund empfohlen und sieht ihren Wunsch sehr kalt erfüllt. Als Schlosser stirbt, mit dem Goethe zuletzt ein paar Botanika tauschte, resümiert er kühl, ihre botanische Korrespondenz habe sich leider zu früh geschlossen. Lotte Kestner möchte ihren Sohn als Arzt empfohlen wissen; aus Wetzlar, wo sie in trüber Lage zu Gaste weilt, schreibt sie und kann nach Frauenart nicht lassen, auf alte Zeiten anzuspielen. „Leben Sie recht wohl — erwidert Goethe — und gedenken mein in jenen Gegenden, wo wir früher so manche angenehme Stunden zubrachten." Ist es nicht glatt genug? Auch so scheint's ihm in dieser Epoche zu gefühlt, — und er streicht den Satz aus dem Konzepte! Als er ihr aber 4 Wochen später nochmals nach Wetzlar antworten muß, läßt er einem herzlicheren Tone den Lauf, sekundenlang: „wie gern versetze ich mich wieder an Ihre Seite, zur schönen Lahn" — und bricht gleich wieder ab. Lerse und Klinger, der gute und der tolle Junge, sind Hof- und Staatsräte geworden, dieser ist Goethe grade recht, um einen Bekannten in Petersburg einzuführen, jener, um aus Ungarn seltene Mineralien zu senden.

Immer „ostensiblere" Schreiben werden an die alte Mutter erlassen, und erst als sie seinen August wohl aufgenommen hat und der 15jährige von der Großmutter plaudert, wird Goethe, der in Weimar um Frau und Sohn so viele stumme Kränkung tragen muß, wärmer, und „wir grüßen Alle zum Schönsten, Besten und Dankbarsten". Als er das letzte Mal bei ihr wohnt, in dem neuen Mietshause, versucht er vergeblich, „in dieser Wohnung etwas zu arbeiten", und wie er abreist, um die Mutter nicht wiederzusehen, scheidet er mit einer Ahnung und „nicht

ohne Rührung, denn es war das erste Mal nach so langer Zeit, daß wir uns wieder ein wenig an einander gewöhnt hatten". So viel Fremdheit atmen Goethes Worte noch, wenn er seiner Mutter freundlich gedenken will.

In Jacobi lebt noch der einzige Jugendfreund, der Goethe bis zum Ende bleibt, über alle Mißverständnisse weg. Jene Widmung in Jacobis Romane, die Goethe trotz seines jugendlichen Auftretens gegen das Buch wieder erhalten hatte, wird nun aufs neue von dem feinfühligen Freunde fortgelassen, weil sie ihm doch keine Freude mache; was dieser denn auch nur ganz schwach bestreitet. Als dann Jacobi zu einem letzten Besuch nach Weimar kommt, macht seine Ankunft Goethe „glücklich . . Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen; alles was wir erfahren, getan und gelitten, hatte jeder in sich selbst verarbeitet. Als wir uns wiederfanden, zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Teilnahme, so wie durch Gesinnung, also auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders: wir liebten uns, ohne uns zu verstehen."

Da ist er wieder, da ist er noch einmal, dieser rein gefühlte Ton von schwärmerischer Neigung, mit der Goethe diesen Mann einst umschloß.

Sonst ist es nur in verklärter Dichtung, daß seine Jugend dem Alternden die Seele bewegt. Was für ein feierlicher Rückblick auf das Leben ist jene Zueignung zum Faust, die jetzt entsteht — wie schwermütig und deutungsvoll klingen die bekannten Strophen, wenn man sie nun als Resumé des 50jährigen erfaßt! Da sitzt er, vor den vergilbten, bröckligen Bogen des alten Fragmentes, blättert und staunt, und

„gleich einer alten, halb verklungnen Sage
kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
des Lebens labyrinthisch irren Lauf
und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
vom Glück getäuscht, vor mir hinweg geschwunden.
Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
die Seelen, denen ich die ersten sang,
zerstoben ist das freundliche Gedränge,
verklungen ach! der erste Widerklang . ."

Eine höchst persönliche Elegie, die, ob auch anonym der Dichtung vorgedruckt, doch nur den Kennern dieses Dichterlebens ganz begreiflich wird, und das sind damals Wenige. Lavater und Herder, Merck und Cornelia sind tot, doch auch der Herzog und Charlotte sind für den Dichter als einen solchen hin, das freundliche Gedränge der jungen Stürmer von ehemals weicht ihm nun aus, wenn es ihn nicht bekämpft. Wer aber ist nicht gern bereit, mit grauen Jahren seine Jugend zu rühmen, auch wenn sie drang- und peinvoll war? Ist es erstaunlich, daß die ersten Verse, mit denen nach Jahrzehnten sich dies Jugendstück erneut, einer Elegie auf diese Jugend gleichen, die er bisher nur zu verwerfen, zu vergessen strebte? Augenblicke, in denen sich der Realist aufgibt, Sekunden, da er sich strömende Gefühle zugesteht.

Denn ringsum baut er sich, stärker als je, in zehnfachen Kreis von Tätigkeiten ein; er schleppt, könnte man sagen, unermeßlichen Vorrat zusammen, um in diesem Jahrzehnte bis zu einem neuen Frühlingsanfang zu überwintern. Da

läßt es sich denn leben und arbeiten in dieser viel verschanzten Goetheburg, wo alles in die Breite führt, platonische Freundschaft und bürgerlicher Eros, Wirtschaft und Stellung, Zeit und Raum. Und so erscheint der wirkende Geist dieses Mannes zwischen Mitte 40 und Mitte 50 in seiner vielfältigsten Epoche: nach allen Seiten strahlt die große Sammellinse Kraft und Wärme aus, aber nur wenige Strahlen dringen in den unsterblichen Raum. Proteus ist es, der in immer neuen Verwandlungen sich tätig vor uns bewegt, proteïsch nennt er jetzt einmal jene Kraft überraschender Erscheinung, die er im Literarischen von sich fordert. Doch ist auch jetzt noch Literatur nur Eine Form der Erscheinung.

Der Baum der Pflichten, den Goethe bei seiner Rückkehr kleiner und einheimischer als ehedem pflanzte, faßt im bekannten Erdreich schnelle Wurzeln, schlägt aus an allen Enden und ist so leicht nicht immer zu beschneiden. Das Geheime Conseil, in das der 26jährige als letzter Legationsrat eingetreten, zu dem er aber nach einem Jahrzehnt nur noch formal gehörte, wird nun, 25 Jahre nach seinem Eintritt, seinem Präsidium als dem des Rangältesten unterstellt. Fritsch ist alt und tritt zurück, doch auch Goethe ist zu alt, um mehr als formaler Nachfolger werden zu wollen. Ehedem sprengte er sein Amt, um in den Herzogtümern Weimar und Eisenach mikrokosmisch zu wirken; jetzt engt er es ein, überläßt Arbeit und Verantwortung meist an Voigt und bleibt de facto nur Kulturminister.

Da gibt es denn genug zu tun, in den Gewittern dieser Zeit, gegen den Widerstand ganzer Parteien eine Universität zu leiten, ein Schloß gegen den Geschmack seines Fürsten aufzubaun, Institute zu pflegen: denn Goethes ganzem Wesen widerspräch' es, wollte er selbst jetzt, wo das Detail

ihn nicht mehr wie vor 20 Jahren fesselt, weil er's nun kennt, sich nur mit Direktiven begnügen. Auch jetzt, jenseits der unbegrenzten Jugendkräfte, faßt er sein Ministeramt so auf und an, daß nicht etwa Akten, die er nur unterschriebe, sondern Korrespondenzen, die er allein einleitet und weiterführt, u. a. diese Themen enthalten:

Ein Gärtner soll militärfrei werden, ein Gastwirt möchte ein Billard aufstellen dürfen, über das Vernachlässigen des Untersetzens der Näpfchen im botanischen Garten, über die Abstufung von Meistern, Gesellen und Maurern beim Schloßbau, über das Menü des Mittagbrotes, das einem auswärtigen Architekten aus der Hofküche zu reichen sei und welche Instanzen dabei für Bier, Brot und Tischzeug zu sorgen haben, über Form und Politur der Bretter zur vorläufigen Aufstellung einer Bibliothek, über das Fuhrwerk, mit dem man möglichst billig den Stein zu einem Grabdenkmal vom Steinmetzen herbeischaffen solle. Daneben private Schreiben an die Polizeidirektion über die Bedingungen des Wiedereintritts einer tüchtigen, wegen Heftigkeit entlassenen Köchin oder über die Arrestation eines auf Reisen wild gewordenen Dieners.

Und plötzlich sieht er Ausmaß nnd Unmaß dieser Geschäfte symbolisch vor sich und seufzt gegen Schiller: „Eigentlich sollte man mit uns Poeten verfahren wie die Herzoge von Sachsen mit Luthern, uns auf der Straße wegnehmen und auf ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte diese Operation gleich mit mir, und bis Michael sollte mein Tell fertig sein."

Schon ein paar Jahre nach der Heimkehr war Goethes Pflichten die Leitung des Theaters zugewachsen, doch

blieb er die ersten Jahre von dieser Aufgabe, blieb sie von ihm unbeeinflußt. Lustlos, nur um dem Fürsten zu dienen, der ihm die Rückkehr zu beleben bestrebt war, hatte er damals das bisher an eine Truppe verpachtete Theater übernommen und sich's etwas hochmütig mit der Nötigung erleichtert, jedes Jahr „ein paar spielbare Stücke" dafür zu schreiben. Doch ließ er's im Schlendrian gehn, besserte nur einige Technika aus und klagte — wie einst über seine Pflichten als Kriegsminister — schon im ersten Jahr über „diese Theaterqual". Bald sieht er die Schwierigkeit für einen Dichter seiner Art, spielbare Stücke zu schreiben, einiges mißlingt, im „Bürgergeneral" muß er auf eines Andern Krücken gehen; später versucht er selbst ohne Erfolg, Iffland zur Übernahme zu überreden, da das Ganze ihm doch „ganz unanständig" sei. Erst Schillers Mitwirkung macht ihm das Amt zum lebendigen Problem.

Ist Goethe dafür geeignet?

Manche Züge seines Wesens, seiner Bildung begünstigen ihn auch in dieser Sphäre. Gründlichkeit schützt ihn und schützt das Theater vor den Gefahren eines über den Wassern schwebenden Oberleiters: er reformiert das Kassenwesen, bestimmt für Gastspielreisen Billeteur und Beleuchter, normiert in jedem einzelnen Falle die Freibillets und bleibt noch höflich, wenn man ihn persönlich wegen Parkettplätzen belästigt.

Seine platonische Weltbetrachtung schützt das Theater vor Tendenzen, aus allen Stücken streicht er Anspielungen auf Personen weg und lehnt Stücke ab, die darauf gebaut sind. Das Umfassende seiner Natur duldet keine Rollenfächer und sucht, gegen die Mode, umfassende Künstler auszubilden; wer feurig spielt, dem gibt er bald eine phlegmatische Rolle, „damit er lerne, sich selber abzulegen und

in eine fremde Persönlichkeit einzugehen". Seine Weltkenntnis verwertet er in Aufsicht des körperlichen Auftretens der Schauspieler, seine Kunstkenntnis führt ihn zur historischen Kostümierung: zum Wallenstein läßt er Kostüme nach alten Kupfern machen, für das griechische Drama antike Statuen bis zur Fingerhaltung studieren, er kümmert sich um Muster und Breite der Goldspitze, die Mahomet an seinem Talare tragen soll.

Seine Haltung erzeugt solchen Respekt, daß vor ihm auf der Probe alles still wird, daß er einen Schauspieler, der eine kleine Jägerrolle nicht übernehmen will, durch die Drohung entwaffnet, er werde sie selbst spielen, und er vermag ausbrechende Unruhe während der Räuber von seiner Loge aus mit dröhnendem Tadelworte zu ersticken.

Andere Züge seiner Seele bedeuten Hemmungen. Goethes genetische Art zu sehen und zu wirken, die als Ehrfurcht, Maß, Hygiene, Ordnung erscheinen kann, dies planvolle Entwickeln einer Aufgabe stößt hier mit einem Geschäft zusammen, das am wenigsten planmäßig behandelt werden kann — wie er im Aufsatz über das Hoftheater darstellt — und macht ihn jeden Augenblick von Zeit und Zeitgenossen abhängig. Sein reines Kunstgewissen steht dem Wunsche des Herzogs entgegen, am Theater zu verdienen oder doch nicht zu verlieren, und so studiert Goethe oft schlechte, zugkräftige Stücke widerwillig ein, denn das Ganze sei ja nur ein Haus zum Geldverdienen. Da hat es freilich Schiller leichter, der, ohne praktische Verantwortung, ein eigenes Haus für die Tragödie fordert, während Goethe für die Kasse Operetten geben muß. Goethes Realismus, der grade in dieser stärksten Theaterepoche vorherrscht, stimmt ihn oft abweisend gegen diese „Anstalt des Scheines", und er selbst ist jener Direk-

tor im Faust-Vorspiele, der nüchtern schließt: „Das Mögliche soll der Entschluß beherzt sogleich beim Schopfe fassen.“

Überhaupt bleibt Goethe beim Theater unphantastisch, und dies mit einer Art von Trotz. Nie hat dieser Dichter für die Bühne geschwärmt, auch nicht in der Jugend, und selbst die Liebhaberbühne hat er mehr gesellschaftlich und nur gelegentlich betreten; jetzt liegt auch das Stück Kulissenfreude weit hinter ihm, das den Ur-Meister noch belebte. Das sind nun 20 Jahre, und was er nach seinem 40. am Meister schreibt, ist der Theaterwelt entrückt. „Ich bin bestraft genug“ — läßt er nun am Schlusse seines Romans den Helden bekennen: nur wer auf dem Theater war, könne die ganze Ziellosigkeit des Schauspielers begreifen; und wie dann Wilhelm einen detestablen Rückblick aufs Theater wirft, erklärt ihm Jarno lachend, dies sei das Symbol der Welt. Wie sollte dann Goethe am Theater enthusiastisch sein, jetzt, wo ihn, in seiner bürgerlichsten Epoche Amtspflicht aufruft, zu spielen, zu modellieren, zu phantasieren!

Denn was ihn dahin treiben könnte: Darstellung seiner eigenen dramatischen Welt, dem hat er längst entsagt. „Ich habe gegen das Theater geschrieben“, sagt er von seinen Stücken. Was Wunder, daß dieser im entschiedensten Sinne untheatralische Mensch und Künstler sich kühl und mehr lehrend als belebend vor und hinter der Szene verhält! So wird es zum stärksten Symbol dieser Tätigkeit, daß Goethe der Dramatiker, einsam mit seinen zeitfremden, ungespielten, hochstilisierten Stücken, sich hochmütig von Goethe dem Direktor trennt. Hier und nur hier findet sich in seinen vielverbunden unzählbaren Bestrebungen eine Scheidung, statt jener echt Goethischen

Durchdringung, und das Vorspiel zum Faust, das jetzt entsteht, erweist durch sein geringes Gleichgewicht grade, daß hier kein Dialog aus Goethes Herzen, höchstens aus Goethes Kopf gestaltet ist. Hier wird einmal — im Unterschiede zu jenen großen Zwiesprachen aller Goethischen Dioskurenpaare — trotz des Direktors verständigen Maximen sichtbar Partei für den Dichter genommen, und wirklich hat in einer Folge von 26 Direktionsjahren dieser Dichter seine eigenen besten Werke dem Direktor mehr stolz entzogen, als daß der Direktor sie klug abgelehnt hätte. Nur so erklärt sich's, daß dieser große Dialogiker in seiner theatralischen Sendung für sein Drama nichts gelernt und auf dem Höhepunkte seiner Bühnenpraxis das bühnenfremdeste von seinen Stücken geschrieben hat, die Natürliche Tochter.

Deshalb ist es nicht Verwaltung, die der Überlastete etwa zu Gunsten künstlerischen Wirkens abgeben, es ist vielmehr grade dieses, was er Schiller übertragen möchte, denn „dieser soll aufs Gemüt wirken und muß also auch Gemüt zeigen, jener (verwaltende) muß sich verschließen, um die politischen und ökonomischen Formen zusammenzuhalten“. Verbindung beider sei ihm selber nicht gelungen.

Freilich war die Zahl der Aufgaben enorm, und der tüchtige Mitdirektor Kirms mußte bei Goethes selbständiger Art doch Unterdirektor bleiben. Goethe engagiert jeden Schauspieler selbst, wählt jedes Stück, prüft jedes Repertoire, dichtet Prologe, liefert Übersetzungen, arbeitet um, kontrolliert Rechnungen und Polizei, führt viel Regie, baut in Lauchstädt eine Sommerbühne. In 26 Jahren läßt er an über 4000 Spieltagen ²/₃ dem gesprochenen Drama, ¹/₃ bleibt für Oper, Operette und gemischtes Programm.

450 Stücke, davon 400 Neuheiten — jährlich 15 — jedes mit durchschnittlich 8 Aufführungen, sind unter ihm gespielt worden, und schon diese Zahlen bedeuten für jene Zeiten eine hochgestimmte Anstalt der Kunst.

Als Dramaturg hält er in seinem Hause an der Spitze eines langen grünen Tisches Leseproben, klopft mit dem Schlüssel ab, und da Goethe alles musikalisch fühlt, schwingt er beim Lesen oft den Taktstock. Diesem ins Allgemein-Gesetzmäßige, aus der Hegemonie des Einzelnen zur Ordnung strebenden Geiste muß das Ensemble als Ideal erscheinen. Eine Einzige, die kleine zarte Neumann, die er bis zum frühen Tode wie ein Vater führte und lehrte, hat er für kurze Zeit zum Zentrum gemacht; sonst suchte er aus dem Bühnenstaate eine Art aristokratischer Republik zu bilden.

Denn aus tiefer Kenntnis ihrer Psyche hat er die Schauspieler behandelt und darum hier mehr Verehrung oder Liebe geerntet als sonst in kollegialen Tätigkeiten, wo sein verschlossen-pedantisches Wesen eher erkältend wirkte. Er gründet eine Schauspielerschule und stellt Grundregeln auf, nimmt dabei immer die Musik zum Vorbilde, leitet Schauspielproben, als ob es Opern wären, gibt Tempi, Crescendi, Forti an. Kein Schritt und Gestus ist ihm zu gering, um ihn nicht einzuüben. Sein eigener, höchst entsagender Ernst fordert von der Jugend ein Gleiches, und wenn er vom erhöhten Lehnsessel in der ersten Bank Direktiven gibt oder auf der Bühne — mit etwas Dialekt — selbst vorspricht, „wie ein Süddeutscher, der sich in Norddeutschland gebildet hat“: dann horcht Alles auf.

Man liest in keinen Memoiren, was doch am Ende jedem Regisseur passiert, daß man sich hinter Goethes Rücken lustig machte. Niemals hat er sich — nach allen Berichten — gegen erfahrene Schauspieler autokratisch benommen; er sagt nur etwa: „Das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment anders gedacht habe; überlegen wir's bis zur nächsten Probe und sehen dann, ob wir übereinkommen." Auch hier folgt oft dem feurigen Verkünden bei Goethe jene plötzliche Kälte, die schon die Zeitgenossen mißverstanden. Zwei jungen Schauspielern hält er beim Eintritt eine glühende Rede über das Hohe ihrer Kunst, um dann plötzlich zu ihrem Schrecken mit den Worten abzubrechen: „Wir wollen mit dem Gehen anfangen."

Zugleich sucht er schon in jenen Zeiten, die im Schauspieler noch eine Art Zigeuner sahen, den Stand zu heben, die Besten lädt er in sein Haus und nötigt damit in und außer Weimar manche Personen von Stande zu einem Gleichen. Da ist Christiane die beste Mittlerin. Auf den Zetteln läßt er die Worte Herr, Madame mit der Begründung weg, dergleichen gebe es Viele in der Welt, Künstler nur Wenige. Eine kleine Loge, die man ihnen als Zuschauer einräumen will, lehnt er als würdelosen Käfig ab. Als sein Kollege Schauspielerinnen entlassen will, weil sie mit Offizieren Abenteuer hatten, interveniert er, da solche „private Relationen" die Anstalt nicht kümmern; doch hält er sich selbst gegen alle Verführungen kühl und hat an seiner Bühne nie einen Liebeshandel gehabt. Mit höchster Gerechtigkeit übt er Disziplin, wegen einer Ohrfeige, die Einer dem Andern versetzt haben soll, hält er vor der Bestrafung tagelange Verhöre ab, schreibt 7 Briefe, und ob ein Andrer seine Kollegin nur beschimpft oder auch gepufft habe, scheint ihm einer Untersuchung von

5 Wochen zu bedürfen, in der er selbst die meisten Akten führt!

Ganz neu ist damals diese Art, den Schauspieler als Künstler ehrend zu behandeln, und bewußt trennt Goethe als einer der Ersten den technischen Gehilfen von ihm ab: diesem tritt er als Herr entgegen. „Ich werde mich künftig nicht mehr ärgern . . sondern Einen oder den Andern auf die Wache schicken . . Wenn mir ein Mensch dieser Art in einem solchen Falle den Abschied fordert, so lass' ich ihm noch eine Tracht Prügel dazu geben, damit er merkt, daß er noch in Diensten ist."

Bei so viel Erkenntnis für die Schauspieler, als Künster wie als Stand, muß das Ephemere ihres Wirkens sich ihm tief und eigentlich tragisch erschließen, und zuweilen eröffnet er, der in keinem seiner Stücke den Schauspieler dargestellt hat, seine Lippen und läßt ihn auf der Bühne sagen, was er leidet. Da steht in einem Prologe sein Liebling, die jung vermählte Neumann, vor den Leuten da — und plötzlich läßt er sie Zweck und Haltung vergessen und wie über ihr privates Leben laut meditieren:

„Was soll das nun? Man zieht sich aus und an,
der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht
und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
da gehn die Lampen aus und riechen übel.
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
man liebt — und endlich ist die Frau,
die Mutter da, die selbst nicht weiß,
was sie zu ihren Kindern sagen soll.
Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
so wenig hier agieren als da draußen leben."

In diesen Versen, die Stil und Gefühl des 20. Jahrhunderts vorwegnehmen, faßt er die ganze zwecklos spielende, schwermütig heitere Stimmung zusammen, in der der moderne Schauspieler sich in der Welt gern spiegelt. Und als ihm dann die Künstlerin jung stirbt, trauert Goethe in „Euphrosyne" mit solcher Hoheit um sie, daß Nichts von dieser elegischen Art in seinen Werken dem kostbaren Gedichte zur Seite treten kann.

So vielem Respekt für den Schauspieler steht die gesündeste Verachtung des Publikums gegenüber. Die Leute zu erziehen, ist wohl sein Gedanke, doch nicht durch Überredung sie zu leiten, vielmehr durch Octroi, durch Einhämmerung des Guten und Großen, durch Rücksichtslosigkeit und nicht durch Rücksicht. Zur Schaffung der Würde nach außen bedient sich Goethe der bewaffneten Macht: Husaren werden aufgestellt, die sorgen, daß jedermann auch vor und nach dem Stück im Saale barhaupt bleibe, und die mit gleicher Energie jedes Mißfallen verbieten, denn die Urteilslosigkeit der Menge hat er durchaus erfahren. „Das Publikum will ein für alle Male determiniert sein und findet sich bei aller lebhaften Opposition doch zuletzt in die Sache." Kein Schauspieler darf aus seiner Rolle etwas vorher mitteilen, denn die Leute lieben ja doch bloß das Neue „und an der ganzen Poesie und Kunst eben nichts als das Neue". Auch ist er entschlossen, sich keinen Schauspieler auf- oder ausreden zu lassen, weil er Grillen und Unverstand der Menge nur zu gut kenne.

Ist es bei solcher Geringschätzung des Publikums noch erstaunlich, daß Goethe seine eigenen Stücke zurückhält, statt sie vorzuschieben? Götz wird selbst in der neuen Bühnen-Bearbeitung nur ganz selten von ihm gegeben, ebenso Stella, die in Weimar für unpassend gilt. Für

Iphigenie, Tasso, Faust fehlen ihm Publikum und Schauspieler. Diese beiden werden unter ihm nie, Iphigenie und Egmont in Schillers Regie nur einige Male gegeben. Nur die kleineren Stücke: Clavigo, Geschwister, Mitschuldige, Bürgergeneral bleiben im Repertoire. Goethe hat in den ersten Jahren kein einziges eigenes Stück, dann langsam einige, im letzten Schillerjahre jede Woche eines, dann wieder weniger und zum Schlusse fast gar keins mehr spielen lassen. Zugleich halten sich auch die andern deutschen Bühnen von ihm zurück, selbst das populärste seiner Stücke, Götz, ist, trotz der Bearbeitung, in Goethes letzten 30 Lebensjahren im ganzen 7mal gespielt worden!

Direktor der Hofbühne und Kulturminister der Herzogtümer — und doch sind auch dies nur zwei Formen des vielgestaltigen Proteus.

Denn zwischen Ämter und Dichtungen — äußerste Formen der Gebundenheit und der Freiheit seines Lebens — drängt sich in diesem Jahrzehnt noch eine solche Menge von Tätigkeiten, wie nie vor- oder nachher bei Goethe, wie kaum je in der Geschichte des Geistes. Goethes Universalität erreicht in dieser Epoche ihren gefährlichen Höhepunkt.

„So wie ein Stein geschwinder fällt, je länger er fällt, so scheint es auch mit dem Leben zu gehen; das meinige wird, so still es von außen aussieht, immer mit größerer Heftigkeit fortgerissen. Die vielen Fäden der Wissenschaften, Künste und Geschäfte, die ich in meinen früheren Zeiten angeknüpft habe, laufen nun immer enger zusammen, kreuzen und drängen sich, so daß es meiner ganzen Ord-

nungsgewohnheit bedarf, damit kein Gewirre entstehe . . Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bißchen gar zu bunt werden . . Weil meine Existenz gleichsam ins Unendliche geteilt ist und meine Aufmerksamkeit nicht immer grade auf den Punkt, der vor mir steht, gerichtet sein kann . . Und so geht ein närrisch mühsames Leben immer fort, wie das Märchen der Tausendundeinenacht, wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt."

Vielleicht wird Breite und Tempo seiner hundertfältigen Tätigkeiten schon aus diesen Briefstellen deutlich. Man könnte, um das Kurios-Grandiose dieser Strahlungen an seinen äußersten Grenzen zu zeigen, auf seine Arbeit über krankes Elfenbein und auf seinen Plan zur Biographie eines erfrorenen Tigers hinweisen. Doch plastischer geben Auszüge aus den Tagebüchern die Stichworte von Goethes tätigem Leben auf seinem materiellen Höhepunkte kund. Immer entschiedener werden diese Tagebücher bloße Kalender. Ein paar Beispiele aus Jena:

„Früh den 4ten Gesang (von Hermann und Dorothea) in Ordnung gebracht und zum Abschreiben gegeben. Froschmäusler gelesen. Verschiedenes die Insekten Betreffendes. Nachmittags mit G. chemische Versuche über die Insekten. Fortsetzung des Galvanismus. War der Herzog den Tag über in Jena. Abends zu Schiller. Über die Wirkung des Verstandes und der Natur bei der Handlung der Menschen. Früh am Gedichte korrigiert, dann Anatomie der Frösche. Früh in Schillers neuem Garten, um die Einrichtungen zu überlegen, vorher den 1ten und 2ten Gesang noch einmal durchgegangen. Früh an den Farbentafeln. Abends Austern-Kollation. Nach Tische Oberons

goldene Hochzeit. Ramadan und die Bajadere. Briefe an Humboldt und Vieweg. Ideen zu einem Reiseschema. Abends zu Schiller, mit ihm darüber konferiert. Expedition nach Weimar, siehe das Briefbuch. Indische Romanze, Schluß. Den Schlegelischen Aufsatz durchgesehen. (Baumeister) Thibaut. Abends Lord Bristol. Früh Charakter des Lord Bristol. Kam V. und St., mit diesem wurde das eingeleitete Negoz, mit jenem die rätliche Anlage des Eisrechens durchgesprochen. Zu Schiller, Verschiedenes über Charaktere. Seine Taucher-Romanze. Über Komödie. Abends zu Loder. Billardkugel im Magen eines Hundes, in 24 Stunden bis auf 1/3 verdaut. Früh Korrektur des letzten Stückes Cellini. Brief an den Herzog. Aufsatz wegen des neuen Eisrechens. Nachmittags Theatersachen abgeredet. Über die verschiedenen Epochen des Baues der Peterskirche. Abends zu Schiller, über naive und sentimentale Dichtung, Anwendung auf unsere Individuen. Ein Expresser von Weimar. Entschluß abzureisen . ."

Über 6 Sommerwochen, die er im alten Gartenhause zubringt, stellt der 50jährige folgenden Bericht zusammen: „1. Sammlung meiner kleinen Gedichte. 2. bei dieser Gelegenheit Studium der Rhythmik. 3. Winckelmanns Briefe revidiert. 4. bei dieser Gelegenheit Studium seiner schon gedruckten Briefe sowie seiner ersten Schriften. 5. las ich Herders Fragmente als auf die Literatur damaliger Zeit sich beziehend. 6. machte ich mich mit dem Monde . . bekannt, mit Hilfe des Teleskopes und der Selenotopographie. 7. fing ich an, den Athenäus zu lesen. 8. Der rasche Gang des Schloßbaues wurde dirigiert. 9. Die Preiszeichnungen . . wurden beurteilt. 10. Ein langer Brief von Humboldt kam an und ward zum Behufe der Propyläen redigiert. 11. war ich in einigen Proben der Liebhabergesellschaft behilflich.

12. wurde die Ausstellung der Zeichenschule einigemal besucht."

Solche Provinzen des Geistes vermag Goethe nur durch Zerpulverung der Arbeit zu verwalten. Hat er schon in der Jugend eigentlich nur Werther und Clavigo auf einen Sitz heruntergeschrieben, nun vollends gewöhnt er sich, den dämonischen Rhythmus, das tempo furioso seiner Arbeit durch das Gleichmaß des mittelalterlichen Kunsthandwerkers zu ersetzen. Fast nie arbeitet er nur das leidenschaftlich Eine, immer treibt er eine Menge begonnener Dinge von einem Tag zum andern vorwärts, und es ist, als erfrischte ihn die Unterbrechung, statt ihn zu verwirren. Goethes Tag ähnelt, in der ganzen zweiten Lebenshälfte, eher dem eines großen Organisators als dem eines Forschers, Ministers oder Dichters.

Ein gewaltiges Segment von Goethes Arbeit stellen von jetzt ab seine Briefe dar, die jährlich einen dicken Band füllen. Seiner bürgerlichen Stimmung entspricht in diesem Jahrzehnte der sachlich kühle Brief an alle Welt, liebenswürdiger als früher und deshalb Formular, auch an Fremde häufig Essay oder Mitteilung, diese nur vom Zwecke bestimmt, jenes für spätere Publikation. Ganze Partien muß jetzt der Sekretär aus einem Brief an Christiane am selben Tag auch einem Briefe an Schiller einfügen, nur Ein- und Ausgang sind verschieden, so daß man häufig fühlt: Goethe teilt mit; nicht wie früher stets: Goethe teilt sich einem bestimmten Adressaten mit. „Lieben Sie mich" heißt es beinahe nie mehr, nur manchmal dringt persönliche Wärme durch, aber auch diese wird durch eine neue Form des eigenhändig beigesetzten Schlusses dem Persönlichsten enthoben, etwa: „Liebe und Vertrauen. Goethe."

Alles wird schematisiert, alles will er festhalten, denn er vergleicht sein Gedächtnis dem Faß der Danaiden. Goethe hatte das produktive Gedächtnis, das in entscheidenden Momenten aus entlegensten Provinzen des Denkens und Erfahrens Analoga herbeizuziehen weiß; doch nicht das reproduktive, dem immer alles gegenwärtig bleibt. Satirische Kupfer aus Paris werden für die Horen schematisiert, Ideen und Szenenfolgen des Faust, Preisausschreiben, Reise-Tagebücher, denn so „kann ich eine große Masse zusammenbringen . . Ich habe schon ein paar tüchtige Aktenfaszikel gesammelt, — schreibt er aus der Schweiz — in die alles, was ich erfahren habe . . sich eingeschrieben oder eingeheftet findet. Bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt . . Ich kann mich dabei an so mancherlei Gegenständen prüfen."

Doch nicht bloß auf diese höchst langweiligen Reiseberichte —: auf Goethes gesamte Schriftstellerei in diesem uferlosen Jahrzehnte läßt sich dies Wort von ihm anwenden: um sich an zahllosen Gegenständen zu prüfen, schreibt er darüber, und so sind seine Abhandlungen heut oft weniger interessant als das Unternehmen der Abhandlung. Zeitschriften — das heißt jetzt für Goethe: Wille zur Expansion und zum Gelde — lenken ihn unter Schillers Verführung und Führung vollends auf immer neue Gebiete des Schreibens: „Es gibt einen tüchtigen Beitrag zu den Propyläen": damit begründet er sich einen unwesentlichen Aufsatz. Jedes journalistische Detail wird dabei von ihm durchgesprochen, meist angeregt: über wechselnde Farben für den Einband der Horen, über das Auswaschen der Kupferformen mit Terpentin, über Druck und Satz in Weimar, damit man noch rasch „das Neueste vom Tage bringen könnte".

Mit den Zeitschriften hängen Preisaufgaben zusammen, die nun jahrelang deutschen Malern gestellt werden, doch bei gänzlich literarischer Einstellung ohne jede fruchtbare Folge geblieben sind. Pictura ancilla Poetarum. Ist eine Stelle aus einem alten Autor als Thema zur Illustration gestellt, so wird das Detail der Staffage von Goethe — als Haupt des Comités — so genau vorgeschrieben, daß sich kein anständiger Landschafter beteiligen mag. Kunstausstellungen folgen. Noch verwunderlicher klingt es, die beiden deutschen dramatischen Dichter einen Preis für das beste Intrigenstück ausschreiben zu hören!

Zugleich schreibt Goethe für mehrere Blätter eine Menge Kritiken, deren Pedanterie so weit geht, daß er von einer Ubersetzung bestimmte Stellen angreift und neu übersetzt, oder fast sämtliche 200 Nummern aus „Des Knaben Wunderhorn" einzeln nacheinander rezensiert. Kommt man aber in sein Gehege, so hält sich der Kritiker als konkurrierender Dichter ganz zurück. In der Kritik eines Buches, das sich „Bekenntnisse einer schönen Seele" lange nach Wilhelm Meister nennt, schlägt Goethe, leise lächelnd, einen andern Titel vor, „auch um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern", und über die Nachdichtung eines Volksgedichtes vom Doktor Faust schreibt er mit wunderbarer Ironie: „Tiefe und gründliche Motive. Könnten vielleicht besser dargestellt sein." Wie sehr zu diesen Journalismen, neben Übersetzungen des Cellini und des Diderot, auch seine neuen Operntexte gehören, das zeigt die Art, wie er sich vorher aus Berlin erfolgreiche Libretti senden läßt, um den Geschmack der Leute zu studieren.

Plötzlich stehen unter solchen ad hoc unternommenen

Arbeiten Meisterstücke. Da ist „Winckelmann" — und hier, zum erste Male vor der Aufgabe, rein beschreibend ein Leben darzustellen, sucht er sich seine eigene Form mit solcher Sicherheit, daß diese kleine Schrift die erste Psychographie genannt werden muß, denn hier zum ersten Male heißen die Kapitel eines Lebens: „Heidnisches. Freundschaft. Schönheit. Glücksfälle. Charakter. Gesellschaft. Fremde. Welt. Unruhe. Hingang . ."

Und wie diese Tätigkeit des Schriftstellers jetzt weniger erfindend ist als sammelnd, so ist auch der Naturforscher jetzt weniger Entdecker als Enzyklopädist. „Die Optika gehen vorwärts, ob ich sie gleich jetzt mehr als Geschäft . . treibe": so wird die Farbenlehre mehr aus pedantisch ordnendem Zwange als aus Trieb mit den Mitteln der vorigen Epoche aufgebaut. Hätte er als Professor zwei Semester vorzutragen, so brauchte er sie nicht aufzuschreiben; auf dem Papiere reize ihn Gelehrsamkeit wenig, „man glaubt nicht, wieviel Totes und Tötendes in den Wissenschaften ist . . und durchaus scheint mir die eigentlichen wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben".

Doch trotz dieser Erkenntnis, trotz der „Gefährlichkeit", die er beim Besuch in Göttingen wieder aus der Masse der Doktrinen aufsteigen fühlt, trotz aller steigenden Enttäuschungen über Urteile der Fachleute gegen seine Arbeiten, fängt er nun wieder an zu schematisieren, zu rubrizieren, läßt sich Papiersäcke machen und bringt tatsächlich einen didaktischen Teil ganz, einen historischen und einen polemischen Teil der Farbenlehre halb fertig. Wieder ist diese ganze Verarbeitung des in der Idee längst

fertigen Materiales mehr dazu da, sich selbst nach seiner genetischen Art an den Gegenständen zu prüfen, als sie die Menschen prüfen zu lassen. Indem er alle seine Vorarbeiten objektiv und sehr kritisch betrachtet, möchte er nach umfassendem Exzerpieren möglichst viel verbrennen, aber „was ist nun mit meinen Versuchen zu tun? Sie auszusaugen gehört Mut und Kraft, und Resolution sie zu verbrennen, denn schade ist's immer. Wenn ich fertig bin, insofern ich fertig werden kann, so wünsche ich sie gewiß wieder, um mich mir selbst historisch zu vergegenwärtigen, und ich komme nicht zum Ziele, wenn ich sie nicht vertilge."

Da — wie man ihn deutlich im Dilemma sieht zwischen pedantischem und biographischem Wahne, und wie beide bürgerlichen Triebe, auf die Spitze getrieben, um ein paar Hefte Papier kreisen, deren Inhalte, die Farbenversuche, im Wesentlichen längst publiziert sind! Ja selbst wenn er neue Gesetze findet, sucht er jetzt wie mit einem Dietrich gleich alles aufzuschließen: so mit der Idee der Stetigkeit, die er sich nun zum Stützpunkt seiner Forschung bestimmt.

Vom Forscher zum Dichter verwandelt sich Proteus schnell, ohne Puppenstand. Da wird er greifbar, der ganz barocke Aufbau seiner damaligen Geistesführung: „Den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, kann ich nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrat in einem Gedicht verarbeite", und dann will er über die magnetischen Kräfte ein Gedicht „aufstellen; man muß einzeln versuchen, was im Ganzen unmöglich werden möchte". Setzt man statt Gedicht den Begriff Depot oder

Filiale, so hat man hier den Anblick eines sorglichen Unternehmers, der, wenn er einmal nicht gewann, doch nichts möchte ganz umkommen lassen. Auch für die großen Entwürfe wählt er jetzt ökonomische Wendungen, von den subtilsten Dingen heißt es stets „Wegarbeiten“, und auch bei Dichtungen spricht er, noch eh' sie beendet sind, von der Zahl der Bogen oder Hexameter; vom Glück und Erfolg der Kunstwerke ist öfter als sonst die Rede, und im Drange der Geschäfte wünscht er sich ein halbes Jahr Gefängnis, allerdings bequem, mit Feder, Papier und einem Schreiber.

Diese bürgerliche, verstandesklare Grundstimmung muß ihn bei der epischen Dichtung halten, und während er fast nichts Dramatisches schreibt und dies Wenige undramatisch bleibt, erklärt er das Epos als vom Verstande bestimmt, während im Drama das blinde Schicksal walte! Gefährlich wächst in ihm Achtung vor dem Stoff während dieser prosaischesten Epoche. Mit Schiller überschätzt er gern den Wert der Fabel und kennzeichnet seine eigene, in diesem Jahrzehnt auch an Wert schwankende Produktion mit den bürgerlichen Worten, das sei „der ewige Irrtum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes und Gott weiß was sich unterschiebe, wenn man doch einmal was machen will und muß“. Wie fern ist dieser 50jährige Scholastiker von der Gelegenheit abgerückt, die einst die leitende Muse gewesen!

Wilhelm Meisters Lehrjahre, an Erfindung durchaus den vorigen Epochen zuzurechnen, werden doch zu einem Teil erst im Beginne der gegenwärtigen niedergeschrieben. Zu lange nachgeschleppt, hat dies Werk am Ende zu schwer auf Goethe gedrückt: darum hat seine zweite Hälfte an Freiheit und Leichtigkeit verloren. So kommt er denn am Ende eines langen Weges ermüdet an und nennt das

Ganze dann, ganz gegen seine Art, das große Werk. Schiller, der die herrlichsten Dinge über Meister gesagt hat, rühmt, wie am Schlusse Scherz und Ernst als ein Schattenspiel versinken und ein leichter Humor vollkommen herrschend bleibe; daß in dem Buch der Ernst nur Spiel, das Spiel aber der wahre und eigentliche Ernst, daß der Schmerz der Schein, die Ruhe aber die einzige Realität darin sei: sehr tiefe Erkenntnisse, die ersten Zeichen einer neuen Goethischen Gesamtstimmung vorausspürend, die wir bald betrachten.

Um so tragischer wirkt die Erkenntnis, daß dies Schattenspiel, die erste Hälfte des Romans in unbeschreiblich leichte Luft einhüllend, in eben jener zweiten Hälfte von theoretischer Schwere, von ästhetischem Gepäck belastet wird, das Schiller zwar in Goethe nicht geschaffen, das aber Goethe in Schillers Formulierung lebhaft aufgegriffen hat. Weder Schuld noch Verdienst Goethischer Wandlungen hat Schiller zu tragen; doch bleibt er Exponent aller fördernden und hemmenden Maximen, die Goethe in diesem Jahrzehnt auch ohne ihn gefunden, aber nach beiden Seiten weniger scharf herausgebildet hätte. Ganz goethisch und ganz schillerfremd bleibt für alle Zeiten das Herzstück aller Künstler-Programme: Wilhelms Lehrbrief.

Gewiß ist dies: ein dunklerer Ton beginnt in der zweiten Hälfte der Lehrjahre zu summen, Schwere legt sich nun auf die Personen, noch mehr auf die Form der Darstellung, zuweilen fällt sie ins Schleppende, Schematische, Barocke. Nun tritt der Tod in der Mitte des Buches unter die Gestalten, die Lieder, die den ersten Teil belebten, verstummen fast ganz, Mignon, italisch vorgeahnt, für die der Dichter dann in der Lombardei eifrig „sammelte“, gewinnt nichts an Anschaulichkeit, muß sich vielmehr nach

20 Jahren rationale Erklärungen aller ehedem mystisch gefundenen, visionären Umstände gefallen lassen — und der Leser bekommt jede Säule und Stufe, jede Statue und jeden Saal ihrer hingesummten Elegien peinlich verständig erklärt.

Jetzt starren mitten aus dem Romane dem von Anmut aufgeregten Leser Sätze wie Kobolde entgegen: „Wir lassen uns hierauf nicht weiter ein, sondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlets selbst demjenigen Teil unserer Leser vor, der sich etwa dafür interessieren könnte." Oder Wilhelm und der Harfner führen ein wundersames Gespräch, „das wir aber, um unsere Leser nicht mit unzusammenhängenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen, lieber verschweigen als ausführlich mitteilen". Auch Jarno und Lothario unterhalten sich „bedeutsam" im Rücken des Lesers.

Wie schwer wirken nicht die vielen Erzählungen, die sich gegen Ende häufen! In anderthalb Büchern, nämlich auf den letzten 150 Seiten, reihen sich 7 solche lange Erzählungen aneinander. Der Abbé tritt in einen Gartensaal, er leitet eine Geschichte, Theresens Geburt betreffend, mit den Worten ein: „Es ist nötig, daß wir uns auch nun im Einzelnen erklären" — und man glaubt Goethe in seiner Cour d'amour eine vereisende Gesellschaft anreden zu hören. Als der Leser auf Mignons Enträtselung wartet, erfährt er nur so viel, der Marchese habe dem Abbé die Geschichte erzählt, der Abbé daraus einen Aufsatz gemacht — und dieser wird nun der Gesellschaft vorgelesen! Selbst die Bekenntnisse der Schönen Seele, das silberne Mittelstück dieses zweiten Ringes, werden, erst zwecklos schön und sorglos hineingestellt, nachträglich kunstvoll, doch auch künstlich verarbeitet. Am Schlusse grenzt die pedantische Entwirrung eines spielend verwickelten Knotens an

die Komödie, und wirklich ruft jemand, da sich die Paare verteilen, verzweifelt aus: „Wenn ich nur erst die arme Lydie untergebracht habe“!

Überall sucht der bürgerlich alternde Dichter nachträglich Gründe und Versöhnungen für die Genialitäten des jugendlichen Anfangs, und auch sich selbst scheint er nun mehr in Lothario als in dem gänzlich passiven Wilhelm zu finden. Zwischen den andern, mehr geschauten als gesehenen, mehr komponierten als modellierten Gestalten scheint allein Therese nach einem Vorbilde gearbeitet, und wirklich hat in ihr der Dichter manches öffentlich verteidigt, was eine ungerechte Welt an Christianen rügte. „Es ist sonderbar, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist: und welche ist höher als das Regiment des Hauses? . . So ist sie von niemand abhängig und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er gesichert; das was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüt nach großen Gegenständen wenden.“ Von Theresens heller Erscheinung werden Lothario und Wilhelm gefesselt, „er dachte an sich selbst und fühlte, welche Wonne es sein müßte, an der Seite eines so ganz klaren, menschlichen Wesens zu leben“.

So zart verkleidet Goethe vor der Welt seine Huldigung fur Christianens reinste Seiten und Zeiten.

Hermann und Dorothea ist — außer der Natürlichen Tochter — Goethes einzige größere Dichtung, die dem Jahrzehnt mit Schiller entspringt, denn Meister und Faust waren nur zu beenden. Diese Idylle, aus Nachrichten über

eine Begebenheit im Salzburgischen konzipiert, leicht vor den Hintergrund der Revolution geheftet, ohne den Willen sie selbst auch nur zu skizzieren — vielleicht auch belebt durch eine Nachricht, die damals über Lilis abenteuerliche Flucht als Bäuerin mit ihren Kindern aus dem Elsaß eintraf — rasch aufgefaßt und aufgeschrieben wie Nichts seit Werther, hat mit diesem auch Kürze und Rundung gemein. Zwei Dritteile sind in 9 Tagen, der Schluß ist nach einer Pause wieder in kurzer Zeit geschrieben. Mit Werther hat das Werk, zwar abgemildert, auch den Erfolg gemein, und wieder ist es ein Mißverständnis wie beim Götz, das den Erfolg hervorruft.

Denn Deutschland glaubt ein urdeutsches Epos zu empfangen, und wirklich hat sich das nordisch kleinmalerische, das bürgerlich freundliche Element dieser Goethischen Epoche, es hat sich alles Holländische an Goethe in diesen Gesängen gefangen. Die Namen sind es, Landschaft und Hausrat, Bürgerstand und -Sorgen, das anmutig Beschränkte, das in keinem seiner Werke so herzlich und zart zur Anschauung gelangt. So wirkt die Dichtung auf den deutschen Bürger, so hat er sie schon beim Erscheinen dankbar aufgenommen, so hat sie auf Goethe selbst gewirkt, der sie lieber und öfter vorlas als andre Dichtungen, häufig davon gerührt ward und „bei seinen eigenen Kohlen schmolz“.

Freilich hätte das Volk nicht wissen dürfen, wie Goethe selbst über die Deutschheit seines Gedichtes gedacht hat: „In Hermann habe ich, was das Material betrifft, den Deutschen einmal ihren Willen getan, und nun sind sie äußerst zufrieden. Ich überlege jetzt, ob man nicht auf eben diesem Wege ein dramatisches Stück schreiben könnte, das auf allen Theatern gespielt werden müßte und das jedermann

für fürtrefflich erklärte, ohne daß es der Autor selbst dafür zu halten brauchte." Hört man Hochmut, Fremdheit und Bitterkeit, die den lange verkannten Dichter bei einem nationalen Erfolg erfüllen? Will man's noch deutlicher? „Wäre ich jünger, — schreibt er später dem Übersetzer des Werkes nach Paris — so würde ich den Plan machen, Sie zu besuchen, die Sitten und Lokalitäten Frankreichs, die Eigenheiten seiner Bewohner sowie die sittlichen und geistigen Bedürfnisse derselben nach einer so großen Krise näher kennen zu lernen. Vielleicht gelänge es mir alsdann, ein Gedicht zu schreiben, das, als Nebenstück zu Hermann und Dorothea, von Ihrer Hand übersetzt, nicht ohne Wirkung bleiben sollte." Und als das Werk später ins Lateinische übertragen wird, kommt es ihm so vornehm vor, als sei es in seinen Ursprung zurückgekehrt.

Goethe hat Hermann als einen Formversuch aufgefaßt und das Gedicht, weil es ihm glückte, darum nicht deutscher empfunden als jene Achilleïs, in der er um dieselbe Zeit die Ilias fortzusetzen glaubte, um den Versuch gleich wieder aufzugeben. Aus ganz antikischem Bestreben, das Vossens Beispiel auf ein modernes Thema anzuwenden riet, ist Hermann entstanden; aber dieser sinnlich greifbaren schönen Gestalten konnten sich die Deutschen nur in Nachbildungen von Leinwand und Stein recht vergewissern: denn die Rhythmen dieser Dichtung bleiben uns ewig fremd. Den Fluch des deutschen Hexameters hat auch Goethes Sprachkunst nicht lösen können, und so blieb seine, nächst Faust populärste Dichtung bis heute unzitierbar, unsingbar. Ja, zu jenen herrlichen Elegien, zu Amyntas und Euphrosyne paßt der antike Vers; aus Hermann aber kann das Volk, von dem er handelt, nichts hersagen: es ist, als hätte dieser deutschgriechische Dichter noch seine deut-

schesten Gestalten in das Glaskästchen antiker Verskunst gestellt, in dem man sie nur von außen betrachten mag.

Oder wer wäre in Deutschland, der die Xenien zitierte? Aber die kurzen Vierzeiler aus Oberons Hochzeit, die ihre satirischen Themen fortsetzen, kennt alle Welt, und um die ganze Schwere des Hexameters zu fühlen, muß man daneben auf die unglaublich leichten Verse horchen, in denen Goethe gleichzeitig den „Deutschen Parnaß“ reimend verspottete. Nur der glückliche Zufall, daß der Urfaust schon in kurze deutsche Volksreime gefaßt war, hat der Nation alsdann ein Werk geschenkt, das sie im Munde führen kann.

So sind auch einige der kostbarsten Gedichte dieser Zeit, die an Stoff und innerer Bewegung zu Lied und Vortrag drängten, durch ihre klassizierende Form dem Munde des Volkes für immer entfremdet: vor allem „Alexis und Dora“ — hingerissen wie Goethes stärkste Jugendlieder; doch auch aus den pedantisch gezirkelten „Vier Jahreszeiten“ wäre in andrer Formung manches ins Volk gedrungen. Sehr tief fühlte Goethe und wahrhaft tragisch erfaßte er das Opfer seiner Weisheit, wenn er, im alten Gartenhause die neuen Gedichte sammelnd, sich über weichende Energie und Fülle mit größerem Geschmack und mit mehr Übersicht tröstet! Einiges hat sich selbst durch die ästhetischen Vorurteile dieser Epoche in eine natürlichere Form gerettet: die Legende vom Hufeisen und die Balladen.

Da ist sie endlich abgelegt, die Toga, im kurzen Mantel steht er da und läßt den Wind durch seine Verse schweifen. Doch gegen Ende dieser Epoche kündigt sich

noch eine leichtere, hellere Art an, die auf Schillers Wort vom Schattenspiel des Wilhelm Meister zurückweist:

„Sind es Kämpfe, die ich sehe?
sind es Spiele? sind es Wunder?
Fünf der allerliebsten Knaben
gegen fünf Geschwister streitend,
regelmäßig, taktbeständig,
einer Zaubrin zu Gebote . ."

Hat je ein Goethisches Gedicht so sprühend spielend, so fliehend fliegend angefangen wie dieses „Magische Netz"? Auch einige freie Übertragungen — „O gib vom weichen Pfühle" — oder jene kurzen Zeilen, in denen es heißt „Die Sterne, die begehrt man nicht", die leise Ironie mitten zwischen sentimentalen Wendungen wie in „Schäfers Klagelied", oder das reizend weise Wort am Schlusse des Kuckucksliedes „mit Grazie in infinitum": alles sind Vorboten einer neuen, schwermütigen Leichtheit der Seele, die gegen Ende dieses Jahrzehntes leise anpocht.

Auch in den Balladen weicht Goethe dem Tragischen aus, und während grade jetzt dicht vor ihm sich Schiller immer tragisch bewegt, erklärt Goethe, zu diesem Zweck aufs Pathologische sich beschränken zu müssen, und denkt dabei an seine kurze tragische Periode, an Werther, Clavigo, Stella. „Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen sein, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervorzubringen?" In diesem nachdenklichen Satz an Schiller kündigt sich wieder jene Entwickelung an, die dieser in seinem Wort vom Ernst und Spiel im Meister vorweg bewundert hatte.

Deshalb bricht auch das Trauerspiel der Natürlichen Tochter ab, bevor es tragisch wird. Vergebens versucht Goethe — was Schiller gleichzeitig so leicht gelang — wie im Schicksalsdrama seine Gestalten zu vereinfachen. Wo es seiner anschauenden Kraft an Einzelfällen fehlt, die er vom Typischen könnte durchleuchten lassen, wo Goethe mit dem Typus gradezu anfangen soll: da mißlingt ihm Dichten und Forschen. Alles wird kalt, wird luftleer — un noble ennui, sagte Frau von Staël —, und es ist gleichsam gegen die Abrede, daß Eugenie und auch der Herzog sich durch ein paar herrliche Züge gelegentlich als bestimmte, einmalige Personen erweisen, statt priesterliche Träger von Ideen zu bleiben. Ergreifend, wie der Dichter in einem Briefe von seinem „natürlichen Töchterchen" spricht: es ist, als wollte er ihr noch den Vaterhauch nachsenden, da er sie allzu marmorn entließ. Doch es war zu spät, und ewig bleiben diese bleichen Gestalten in den Mänteln ihrer brokatenen Verse wie in der fürstlichen Starrheit der Mosaiken von Ravenna stehen.

Zwei Jugendstücke tauchen wieder auf, das eine um verdorben, das andre um vollendet zu werden. Götz verliert nun in seiner dritten Form, der des 54jährigen, noch eine Menge Sturms und Dranges, nachdem schon der 24jährige dem 23jährigen zu viel aus übervollen Armen weggerissen hatte; und teilt nun der Dichter mit, das alte Drama bilde sich mit einiger Bequemlichkeit um, so brauchte er im nächsten Satze nicht mehr zu zweifeln, ob sich's nur organisiere oder auch kristallisiere. Das Stück wird eben bequem organisiert, und nur die Rückgriffe sind glücklich, mit denen Goethe Szenen aus der ersten Fassung für Adelheid wieder herstellt, die in der zweiten fehlten.

Faust und Farbenlehre zusammen nennt er lästige Gespenster, mit denen er endlich fertig werden muß, damit sie ihm nicht mehr erscheinen, und wirklich konnte nur formaler Trieb und äußere Nötigung den immer widerstrebenden Dichter zur Vollendung des ersten Teils vom Faust treiben. Mit etwa 800 neuen Versen beendet nun der 52jährige, was er zwischen 22 und 25 geschrieben, gegen Ende 30 nur wenig ergänzt hatte: zum damals veröffentlichten Fragment tritt nun ein neues Drittel. Um alles zusammen zu gießen, läßt er sich jetzt auch das Gedruckte durch Abschreiben wieder flüssig machen, und vielleicht zeigt sich nirgends die verschiedene Haltung des jungen neben dem alternden Goethe entschiedener als in den Worten: „Das alte noch vorrätige, höchst konfuse Manuskript ist abgeschrieben, und die Teile sind in abgesonderten Lagen, nach den Nummern eines ausführlichen Schemas, hintereinander gelegt." In so bequemer Weise, nicht ohne etwas Ironie des klassisch gebildeten Künstlers, geht er nun an die „barbarische Composition" und denkt „die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen. So werden wohl Verstand und Vernunft, wie zwei Klopffechter, sich grimmig herumschlagen, um abends zusammen freundschaftlich auszuruhen. Ich werde sorgen, daß die Teile anmutig und unterhaltend sind und etwas denken lassen."

So gänzlich undämonisch, breit und heiter scheint Goethe dies einst glühende Bruchstück neu aufzuhitzen und nachzuhämmern, und er hält diese etwas drolligen Töne mit Absicht auch nach außen fest. Als Cotta Kupfer zum Faust vorschlägt, lehnt er's mit den behaglichen Worten ab: „Ich denke, der Hexenmeister soll sich allein durchhelfen", und gewohnt, mit seinen Haupt-Werken in Deutsch-

land unverstanden zu bleiben, sieht er trotzdem die Wirkung des Faust mit dem realistischen Gedanken voraus, er müsse seiner nordischen Natur nach ein ungeheures nordisches Publikum finden.

Und doch steht er in einsamen Stunden stumm, fragend, leidend vor diesem Fragment, als wäre seine Jugend, als wäre sein ganzes Leben geheimnisvoll darin beschworen. Wie er den Faust noch immer — und wiederum schon jetzt — nicht bloß als Weltgedicht, auch als sein eigenes Lebenslied empfindet, das zeigt eben jene Zueignung, in der er nun mit melancholischem Pathos vor den alten Gestalten aufseufzt:

„Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert."

Aber weder nach jenen spielenden Worten an den Verleger noch nach diesen strömenden Anrufungen an sich selbst glückt es ihm: zweimal legt er die Blätter weg, ohne ein Wesentliches gefördert zu haben, jedes Mal wieder auf Jahre.

Im Grunde war's erst die Antike, die ihn zur „nordischen Barbarei" dieser Dichtung zurückgeleitet hat. Als eben der immer zur Fortsetzung mahnende Schiller gegen Cotta äußert, er glaube nicht mehr an Fausts Vollendung, ist Goethe plötzlich, ohne Übergang, auf der Wanderung durch antike Stoffe der Helena begegnet, hat sie sogleich — da sie ja schon im alten Volksspiele vom Doktor Faust steht — auftreten lassen: 300 Verse für Helena, Chor und Phorkyas, an Form und Stimmung ganz antikisch. In voller Freiheit begonnen, scheint dies Bruchstück bestimmt, ohne allen Bezug auf das alte Werk fortzugehen, es „zieht mich das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es

mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühl' ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen."

So tief fühlt Goethe diese Welt südlicher Formung als die höhere, vornehmere, daß er, im Hinblick auf die geplante Verbindung der Helena mit seiner alten Faustwelt, von einer Fratze reden kann! Noch immer fehlt ihm die Brücke zum alten Werk.

Da fällt er, dicht nach dem Entwurf der Helena, in schwere Krankheit, — und als er sich gerettet fühlt, ergreift er schnell die Blätter seiner Jugend an der entscheidenden Stelle, entschlossen, zu Ende zu führen, was fehlt, ganz in Faustens Gefühl und Tempo: „Du mußt, du mußt! und kostet' es mein Leben!"

Außer Valentins Tod und dem geschlossenen Zwischenspiel der Walpurgisnacht, gelingt's ihm nun vor allem, die große Lücke auszufüllen, die zwischen erstem Monolog und Schülerszene seit 30 Jahren klafft und auch durch die kleinen Übergänge des Fragmentes nicht verengt war. Nun dichtet Goethe — in 2 Monaten seines 52. Jahres — das Werk fertig: Schluß des ersten Monologes und Ostermorgen, Spaziergang, zweiten Monolog, Vertrag. Dann liegt es 4 Jahre, bis er diesen „Ersten Teil" in heutiger Gestalt, doch wiederum als „Fragment" herausgeben will. Da verhindert der Krieg den Druck um weitere drei Jahre, als wäre ein Verhängnis an das Werk geknüpft, das Goethe vor vier Jahrzehnten begonnen hat.

Dann aber verfließen 24 Jahre vollständiger Fauststille — von seinem 52. bis 76. —, bis Goethe beginnt, den Zweiten Teil zu schreiben.

Mit diesen Werken hätte der halb vergessene Dichter in Deutschland wenig gewonnen, hätte nicht Hermann und Dorothea als deutsches Epos seinem Namen neue Farbe gegeben. Wenn Goethe seinen engen Kreis verläßt, erschrickt er vor dem mangelnden Verständnis der Nation. Man hat, schreibt er aus Karlsbad, „nur den dunkelsten Begriff vom Schriftsteller. Man hört nur uralte Reminiszenzen, von seinem Gang und Fortschritt nehmen die Wenigsten Notiz." Eine liebenswürdige Dame spricht ihn dort als Autor des „Giaffar" von Klinger an, und obwohl Goethe nicht widerspricht, klagt er doch vertraulich über solche „Demütigung". Mit 50 Jahren steht er unter den komponierten Liederdichtern Deutschlands noch an 13. Stelle! In Frankfurt erkennt er aufs neue, wie eine Großstadt nur nach Zerstreuung verlange, und in einem Aufsatz über strenge Urteile untersagt er dem Künstler gradezu, sich wie ein schlechter Arzt oder Erzieher nach den Wünschen seines Publikums zu richten.

Sein eignes Los findet er gerecht: wer Nachruhm erstrebe, müsse die Zeitgenossen zwingen, alles gegen ihn los zu werden, und ein andermal rät er zum dédain du succès, den ihm die Staël richtig angemerkt habe. Wieder erhöhen sich persönliche Enttäuschungen zu allgemeinen Urteilen über die Deutschen: auch wenn Deutschland bis nach Rom läuft, schreibt er an Meyer, der von dort über die Landsleute klagt, wird es von der Platitüde begleitet wie der Engländer vom Teekessel. „Wir wollen die Umwälzung nicht wünschen, — schließt er sehr doppelsinnig einen kritischen Aufsatz — die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnte."

Tiefer verstimmt ihn mangelndes Verständnis unter den Freunden. Wilhelm Meister und die Elegien verurteilen beinah Alle: die Schöne Seele hätte er nicht in sein Meister-Bordell, nicht in die Horen die Huren einführen sollen, Stolberg verbrennt sogar feierlich das Buch und läßt nur die Bekenntnisse der Schönen Seele für sich binden. Zwei Frauen, die ihn seit 20 Jahren kennen sollten, über Meister: „Wo edle Gefühle vorkommen, — schreibt Frau von Stein — die hat er alle mit ein bißchen Kot beklebt, um ja in der menschlichen Natur nichts Himmlisches zu lassen." „Nie weiß man, — schreibt Frau Herder — ob er das Rechte oder Falsche meint . . Er hat einen zu zweideutigen Weg eingeschlagen." So selten ist kluges Lob in seiner Nähe, daß nicht nur Schillers tiefgründige Kritiken oder Humboldts Darlegungen über Hermann und über Alexis ihn ermuntern; auch einen zustimmenden Brief der Frau von Kalb liest er wiederholt, und die Art, wie Jacobis 20jähriger Sohn über den unvollendeten Hermann spricht, gibt dem 50jährigen Goethe neuen Mut zur Beendigung der Dichtung.

Ein andrer Ansporn ist ihm die Phalanx seiner neuen Feinde. Mit den Xenien hat er den Fehler begangen, ergrauten Haares eine Partei zu gründen und sich öffentlichem Angriffe mehr auszusetzen, als für ihn paßte. In ihren Antworten bezeichnen ihn die Angegriffenen als Bock, Widder, Hammel, verspotten seinen natürlichen Sohn:

„Wolfgang umarmte voll Brunst die Mägde der Musen. Da gingen
Mißgeburten hervor, ehe neun Monde entflohn."

Oder Egmont zu Goethe:

„Wahrlich, ich liebelte nicht mit Dirnen, als Belgien seufzte.
Glaubst du denn, lockrer Gesell, jedermann fasle wie du?"

Schließlich bildet Kotzebue, gereizt durch gesellige Zurücksetzung, in Weimar selber eine Partei gegen Goethe. Ein Anschlag, Schiller auf Goethes Kosten übertrieben in Weimar zu feiern, wird von Goethe als Minister formell abgelenkt — unklug genug, denn nun können die Gegner ihn einer Eifersucht zeihen, gegen die der ganze Bund beider Dichter spricht. Eine Gruppe junger Poeten, die Meister und Goethe als Vorbild preisen, wird von Goethes Feinden angegriffen, als dieser sie favorisiert und aufführt.

Bei solcher Gelegenheit greift er zum ersten Mal autokratisch in die Preßfreiheit ein: er duldet einfach nicht, in Weimar seine Direktion beschimpft zu hören. Als bei der ersten Aufführung eines Schlegelschen Stückes Gelächter ausbricht, erhebt sich Goethe drohend und ruft von seiner Loge ins Parterre: „Man lache nicht!" Als andern Tages der Redakteur das Ersuchen auf Vorlage der Kritik nur halb erfüllt, treibt Goethe die Sache auf die Spitze und droht mit dem Herzoge, „denn ich will entweder von dem Geschäft sogleich entbunden oder für die Zukunft vor solchen Infamien gesichert sein . . In Weimar werde ich sie nicht mehr leiden, in den Fällen, wo ich als öffentliche Person anzusehen bin. Ich erbitte mir vor 4 Uhr Ihre Erklärung darüber; mit dem Schlage geht meine Vorstellung an Durchlaucht den Herzog ab." Die Kritik unterbleibt, doch Goethe geht weiter: er ersucht Wieland, seine Zeitschrift diesem Gegner von nun an zu verschließen!

Bald darauf führt eine ostentative Huldigung der Stu-

denten im Theater für Schiller zu den gefährlichsten Folgen: Schreiben an die Fakultät in Jena, Verwarnung der Professoren wegen der Haltung ihrer Söhne, Explosion aller Mißstimmungen gegen Goethes Selbstherrlichkeit, Abgang mehrerer Professoren nach andern Hochschulen, Abzug der berühmten Literaturzeitung, öffentlicher Jubel Kotzebues, Gefahr der Boykottierung der gesamten Universität Jena!

Goethes Reaktion auf diesen Ansturm ist fieberhafte Tätigkeit zum Ersatz, zur Erhaltung, denn in dieser Akademie von Jena liebt er zum großen Teil sein Werk: 4 Monate verwendet er fast ganz auf diese Sache, alle Spezialisten lädt er mit persönlicher Bitte zur Mitarbeit an der neuen Literaturzeitung ein, die er an Stelle der alten, nach Halle übersiedelnden, in Jena mit größter Mühe begründet.

Dies alles ist zur Erkenntnis Goethes nur wichtig, weil durch die Affaire eine seiner schmalsten Eigenschaften geweckt wurde, Ehrgeiz, der trotz so scharfer Provokationen nur in dieser bürgerlichen Epoche aufsteigen konnte. Goethe, der weder herrschen noch besitzen wollte, wurde in dieser Mittelzeit wiederholt von eigensinnig-autokratischen Strömungen überwallt; das Schicksal von Jena vollends nahm er in dieser Zeit so schwer, weil er ein Stück amtlich verantworteten Gebietes von privater Gegnerschaft bedroht sah. Darum zeigt ihn der Streit um diese Akademie in einer Art von Fieber, weil er als Minister das Urteil der kleinen Welt umher stärker achtet und fürchtet wie als Dichter das Urteil der großen.

Überhaupt nimmt er in diesem Jahrzehnte die amtliche Haltung stärker an als früher, wo ihn das Amt stärker

erfüllte. Jetzt, da er jede ideale, jede überzeitliche Förderung im tätigen Leben längst aufgegeben hat, scheint er entschlossen, als das aufzutreten, was eine kleine Welt in ihm sieht: als sächsischer Minister und als deutscher Schriftsteller. Goethes Haltung enthält ebensoviel bürgerliches Selbstgefühl wie geniale Verachtung. Am liebsten läßt er sich jetzt von Künstlern verkennen. Hölderlin trifft ihn in Schillers Stube, ohne ihn zu erkennen, da er „durch keinen Laut etwas Besonderes ahnen“ ließ.

Mit Scheu tritt Jean Paul bei Goethe ein, von dem auch er vernommen hat, jedes Wort sei Eis. Bilder und Statuen schüchtern ihn vollends ein, als er mit Knebel wartet: „Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel z. B., die Franzosen ziehen in Rom ein — Hm! sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht.. Aber endlich schürte ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst, Publikum usw. sofort an, und — man war bei Goethe! Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Sein Vorlesen ist nichts als ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regen-Gelispel; es gibt nichts Ähnliches. Zuletzt las er uns, d. h. spielte er uns ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Jean Paul die Hand drückte.. Beim Himmel, wir wollen uns doch lieben.“

Ähnlich beschreibt Schopenhauers Mutter, wie Goethe immer ein wenig stumm und auf eine Art verlegen ist, wenn er kommt: bis er weiß, wer da ist. Sorgfältig schwarz oder dunkelblau ist er gekleidet, frisiert und gepudert. Doch wenn er auftaut, anfängt zu erzählen, so spielt er alle Personen, die er sprechen läßt. Darum schwanken von nun

an alle Urteile über Goethe, und man darf aus der Skepsis des Urteilenden nur auf sein Unvermögen schließen, Goethen anzuregen. Kalt und trocken nennt ihn eine Tochter der Frau Brentano, wie ein Frankfurter Weinkaufmann sehe er aus; in übertriebenen, peinlichen Tönen schwärmt zugleich Moses Mendelssohns Tochter.

Ein junger Holzschneider kann Goethe in Weimar nicht erreichen, wird auf die Probe eines Maskenzuges mitgenommen, in einen Domino gesteckt; schließlich wird ihm der Dichter im Theatersaale gezeigt, wie er heftig auf seinen Mitdirektor einredet, an seinem gelbseidenen Domino zerrend. Da, wie er nun vor Goethe steht, der laut über eines Schauspielers Anmaßung schimpft, mischt — zwischen Angst und Neugier — der fremde junge Mann sich ein, bestärkt den Aufgeregten, der wendet sich ihm mit seinen Klagen voll zu, der junge Künstler gibt ihm Recht und unterhält seinen Zorn, bis Goethe auflacht — „plötzlich aber, wie in Hast zur Hoheit gleichsam umgeschaffen, mit wahrhaft erschütterndem Gebietertone fragt: Aber mit wem spreche ich? Wer sind Sie?“ Zitternd zieht der junge Mann seinen Empfehlungsbrief unter dem Domino hervor, Goethe erkennt einen von ihm geschätzten Künstler, stellt ihn an einen Pfeiler, bis er wiederkomme, dann lädt er ihn aufs freundlichste in sein Haus.

Junge Leute, die zart und strebsam sind, läßt er dicht an sich heran, wahrhaft wie ein Vater, und stellt sie doch immer gleichberechtigt wie Freunde; es ist, als wollte er sich durch Jugend verjüngen. Fritz von Stein möge sich nicht entfernen, Goethe verliere sonst zu viel, „denn da ich schon in früherer Zeit so gern und mit so vielem Nutzen durch dein Organ sah, so würde es mir jetzt auf alle Weise wünschenswerter sein, da du gebildet und in Ver-

gleichung der Dinge durch viele Kenntnisse geübt bist, ich hingegen älter und einseitiger werde". Der junge Voß darf ihn zu jeder Stunde besuchen, im Schlafrock liest Goethe mit ihm den Sophokles, gibt ihm ein Gastmahl, als er Doktor wird, stundenlang geht er mit ihm philosophierend spazieren.

Doch zugleich steigt Goethes Selbstgefühl so hoch, daß er seine Theaterleitung historisch erfaßt, verschiedene Briefwechsel zur Veröffentlichung bestimmt, und wie ihm in „Euphrosyne" der Schatten seiner jungen Schülerin erscheint, läßt er die Schauspielerin sich seiner Lehre erinnern und zu ihm sagen:

> „Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde,
> deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort."

Es ist im gleichen Sinn, wenn er zuweilen fürstlich fordernd auftritt. Als in Cottas Allgemeiner Zeitung kritisch-indiskrete Beschreibungen von Weimar erscheinen, da hebt Goethe — es ist kaum ein Jahr nach seinem großen Vertrage mit ihm — drohend die Faust: „Halten Sie das Gute, was wir zusammen noch vorhaben, für bedeutend, fühlen Sie die Schönheit unsres Verhältnisses in seinem ganzen Umfang, so machen Sie diesen unwürdigen Redereien ein Ende, die sehr bald ein wechselseitiges Vertrauen zerstören müßten. Nicht weiter! G."

Wie sich dies Selbstgefühl nach außen in Haltung und Form festigt, so gewinnt es zu dieser Zeit nach innen

System und philosophischen Halt. Goethe, der in Spinoza im Grunde doch nur ein Quietiv gefunden hatte — denn von Spinozas Glauben an das Sein trennt ihn sein Glaube an das Werden, Spinoza hatte nur „das ewig tätige Leben in Ruhe gebracht“ — nun, in Schelling findet er zum ersten und einzigen Mal im Leben eine Art Systematiker seiner visionär-poetischen Welt. Ästhetisch und philosophisch fühlt sich der Natur-Liebhaber, -Forscher, -Denker Goethe durch diesen jungen Natur-Philosophen bestätigt. Aus den Schriften, von den Lippen des feurig fühlenden Denkers hat Goethe etwas wie Widerklang seines systemlos schweifenden Naturglaubens gelesen. Denn von Stufe zu Stufe steigt auch bei Schelling die Natur als werdende Intelligenz zu immer vollerer Entfaltung des Selbstbewußten, um sich im Menschen endlich aufzugipfeln.

Hier drohte Goethes anschauendem Geiste nicht jene vorweltlich-kahle Kantische Polarlandschaft mit ihren schroffen Kategorien, mit verschneiten a priori und logischen Eiskegeln. Weltseele hieß der Orgelpunkt des neuen Denkers, der sich der Phantasie nicht schämte, Symbol hieß das Stichwort seiner Ästhetik, und Goethe formulierte ganz in Schellings Sinne: „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle.“ Hier endlich war auch ein Nicht-Dichter, der schon vor Schopenhauer wagte auszusprechen: alle Kunst sei symbolisch, indem sie im Endlichen das Unendliche darstellt, denn jedes Besondere, das sich ereignet, sei immer Bild und Gleichnis des Allgemeinsten.

In solchem Sinne Natur und Kunst zu einen, war ja Goethes Gedanke, als er mit den „Propyläen“ das Tor für beide baute. Seine ganze Ästhetik, grade jetzt in zahllosen Aufsätzen dargelegt, läuft eben aufs Beleben, aufs

Machen hinaus, steigt aus der Beschreibung in Forderungen des Lebens auf, und eine Skizze schließt gradezu: „Der Mensch erfährt und genießt nichts, ohne sogleich produktiv zu werden. Dies ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur.“ Und so bekennt er sich zu Schelling als Parteigänger, wünscht „völlige Vereinigung“ und diese umso reiner, je getreuer er seiner eigenen Denkart bleiben dürfte. Zum ersten Mal darf Goethe, von Schillers Spekulationen immer mit einem gewissen dunklen Trotze in seine Welt zurückgescheucht, eigene Verse mit dem Hauptwort eines Philosophen betiteln und jenen Einklang von Dichten, Denken und Schauen offen begründen, den zwar Plato und seine Erben, doch nicht die Zeitgenossen Goethes wollten gelten lassen. „Weltseele“ nennt er nun ein scheinbar geselliges Lied, das sich zur Weltanschauung des 50jährigen erweitert:

„. . Schon schwebet ihr in ungemeßnen Fernen
den sel'gen Göttertraum
und leuchtet neu, gesellig, unter Sternen
im lichtbesäten Raum.
Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
ins Weit' und Weitr' hinan:
das Labyrinth der Sonnen und Planeten
durchschneidet eure Bahn.
Ihr greifet rasch nach ungeformten Erden
und wirket schöpfrisch jung,
daß sie belebt und stets belebter werden
im abgemeßnen Schwung . .
Wie regt sich bald, ein holdes Licht zu schauen,
gestaltenreiche Schar,
und ihr erstaunt auf den beglückten Auen

nun als das erste Paar.
Und bald verlischt ein unbegrenztes Streben
im sel'gen Wechselblick.
Und so empfangt mit Dank das schönste Leben
vom All ins All zurück."

Hier ist sie, Goethes Gottnatur, zum erstenmal in anmutiger Wechselform gesungen, als wär' es ein Tischlied. Dies ist das mystische Gegenstück zum panischen „Ganymed" des Jünglings, und was in diesen 30 seelenvollen Jahren in ihm auf und nieder wogte, hier wird es unter der Fläche einer spielenden Erkenntnis verborgen. Hier ist Meeresstille und blauer Tag. Am Firmamente Goethes taucht das Magische empor. Was zuerst pantheistisch hieß und brannte, was, von jahrzehntelangem Realismus verbannt, nur in halbdunklen Schlüften seiner Seele fortleben durfte: jetzt kehrt es mit hellerem Tone zurück, als müßte sich's noch verschleiert halten zwischen den vielen Gestalten der wirkenden Welt. Das „magische Netz", das „magische Reis", manche Stimmung der Briefe sucht er in solchen Versen zu fangen, ohne in dunklem Gewölke zu verdämmern.

Denn wieder beginnt das Irrationale in Goethe bestimmende Macht zu gewinnen. Ein Amalgam von Realismus und Magie: das ist die Glaubensstimmung dieses Mannes von 50 Jahren. Als Schiller sich mit stählerner Kälte um Wallensteins Sternenglauben bemüht, den er psychologisch braucht, ohne ihn selbst psychisch oder logisch zu besitzen, meint Goethe, die Astrologie ruhe „auf dem dunklen Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfah-

rung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entscheidenden Einfluß auf Witterung, Vegetation usw. haben; man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durch das andere; ist doch der Philosoph geneigt, ja genötigt, eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vorgefühle seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Die möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen, er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgend ein Glaube."

So tastet sich behutsam ein Konvertit zurück zur Heimat der Seele. Wie sich der Realist entschuldigt, wie sich der Forscher windet, wie sich der Genealoge der Natur vor dem Götterbilde neigt, als sähe er den Schleier nicht, der es verhüllt! Und doch wird durch das grundgoethische Wort vom Vorgefühle seiner selbst alles der mystischen Sphäre wieder zugerückt. Jetzt träumt er auch den „Herrn der Erde, wie er kommt zum sechsten Mal, daß er unsersgleichen werde, mit zu fühlen Freud' und Qual". Ganz aus der magischen Zwischenwelt scheint dieser Gott, scheint diese Bajadere aufzutauchen, wie sie sich von ihren Polen aus nähern, finden, trennen und am Schluss in der Flamme zu neuer Einheit sich vermählen! Von der treu bewahrten Erde hebt sich der Dichter zu einem klar gefundenen Himmel auf, und man könnte an dieser Stelle leise Erinnerungen an das Urchristentum mit heidnischen Elementen vermischt finden.

Im gleichen Maße tritt — gegen Ende dieser Epoche — Aberglaube wieder stärker als seit Jahrzehnten vor: Goethe träumt eine Nummer und nimmt ein Los, er versteckt und

verhehlt seine Pläne, er trifft sich mit Schiller, der von der analytischen Seite kommt, auf halbem Wege beim Rätsel, das er spielend mit ihm treibt; immerzu wiederholt er das Wort Zum-Besten-Haben, worin Tyche wie ein Kobold waltet. Derselbe, der noch in voriger Epoche Herders Frau über Ahnungen und Träume auslachte, erschrickt jetzt, weil er Schiller zum „letzten", statt zum wiedergekehrten Neujahrstage gratuliert, das Blatt zerrissen, doch auch beim neuen Blatte nur mit Mühe das ominöse Wort vermieden habe: am selben Tage kündigt er Frau von Stein seine Ahnung an, er oder Schiller werde in diesem Jahre scheiden. 4 Monat später war Schiller tot.

Staunende Andacht erfüllt ihn wieder wie ehedem, Vorahnung des Übermenschlichen, und wieder hört man die Zwischenstimmung eines forschend Gläubigen, wenn ein Jenenser Freund aus solchem Gespräche Goethes lebhafte Worte festhält: „Wie jenes Übersinnliche, gleichsam von oben her, mit unserer Natur . . zusammenhängt, das ist die Frage!" Hier ist jener Wettkampf zwischen alter Skepsis und alter Gläubigkeit ausgesprochen, der schon den 20jährigen nach seiner Krankheit ergriff. Mit feuriger Miene hört den 55jährigen der junge Voß für Empfänglichkeit des Gefühles schwärmen und gegen das Nil admirari eifern, „wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblicke und heilige Gottes-Offenbarung". So redet er eine Stunde lang, dann nimmt er ein Licht und geht, ohne Gutenacht.

Zu gleicher Zeit hat er's an vielen Stellen in Verse geformt. So schließt der Mönch am Ende der Natürlichen Tochter:

„Ja wohl! Das ewig Wirkende bewegt,
uns unbegreiflich, dieses oder jenes

als wie von ohngefähr zu unserm Wohl,
zum Rate, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
und wie getragen werden wir ans Ziel . .
Im Dunklen drängt das Künft'ge sich heran,
das künftig Nächste selbst erscheinet nicht
dem offnen Blicke der Sinne, des Verstands . ."

Schon scheint Goethe gläubig sich dem Urgrund seines Fühlens wieder anzunähern, belebt sogar jenes Gefühl der Metempsychose wieder, das sich seit den 30er Jahren in realistischem Trotze verschleiert hatte. Faust vor dem Selbstmord läßt er jetzt rufen:

„. . Ich fühle mich bereit,
auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
zu neuen Sphären reiner Tätigkeit."

Ein so getroster Grundton seiner Stimmung stammt eben aus der zu Ende der Epoche sich erneuenden Gläubigkeit; er braucht ihn, denn er beginnt, sich alt zu fühlen. Im Vorspiel auf dem Theater klagt er als Dichter seiner Jugend nach, tiefer noch in der Elegie für Euphrosyne:

„. . Über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los . .
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!"

Und selbst, was Faust in seinen neuen Monologen schwermütig-zornig macht, ist nun zum ersten Mal auf den Nachblick vergangener Jugend aufgebaut. Wieder ist dies Goethes, des ergrauten, Selbstgespräch:

„Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
so ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
dort wirket sie geheime Schmerzen,
unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh,
sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
als Feuer, Wasser, Dolch und Gift:
du bebst vor allem, was nicht trifft,
und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen."

An vielen Stellen tritt das Ergrauen der Haare als Gleichnis auf. Mit 47 spricht er vom Ende seiner Laufbahn, bald darauf von den Enttäuschungen der zweiten Lebenshälfte. „Das Neue — schreibt er ein andermal — ist in reiferen Jahren nicht mehr neu, und das Besondere begegnet doch nur selten; bergab scheint es noch immer schneller zu gehen." Gegen Tieck preist er's als Lebenskunst, sich in jungen Talenten an der Aussicht auf die Zukunft zu ergötzen, um von Rückblicken abgelenkt zu sein. Wie er im alten Garten ein paar Sommerwochen haust und Licht und Luft aus seinen eigenen Bäumen nun herausschneiden muß, da erkennt er, wie unsere eigenen Wünsche uns zuweilen über den Kopf wachsen, und als man ihn am gothaischen Hofe zum Geburtstage mit feierlicher Torte überrascht und die 52 Lebenskerzen einander zu verzehren drohen, da denkt er mit reifer Schwermut der Kinderfeste, wo statt so drückender Nähe der Jahre noch Raum genug für viele Kerzen gewesen sei.

Aus solchen unentrinnbaren Erkenntnissen kann er sich nur durch Tätigkeiten retten. In mystischer Stimmung spricht er's mit solchen Worten aus: „Ich werde doch immer in meinem Zodiak herumgenötigt, und jedes Zeichen, in das ich trete, gibt mir neue Beschäftigung." Oder in bürgerlicher Stimmung: „Ich sehe nur immer mehr, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das Übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das gleiche täte, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen." Fühlt er aufs stärkste die völlige Entbehrlichkeit jedes Menschen, so glaubt er sich aus solcher Skepsis, die Faust und Mephisto gleichermaßen angehört, nur durch ununterbrochene Tätigkeit retten und lösen zu können. Dann wird er gefaßter, dann sagt er zu Schiller das stolz-getroste Wort: „Wir wollen abwarten, was uns der Genius im Herbste des Lebens gönnen mag." Verjüngung, Trost sucht er dann bei der Muse, die er in dem entschuldigenden Prologe zu Hermann ergreifend anruft:

„Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
frisch erneuest und sie mir bis zum Ende versprichst.
Aber, verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach, die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und Andre zu täuschen."

Dies ist Goethes erste entschlossene Altersstimmung, in der er sich zuschwört, rastlos tätig zu wirken. Und war

es im Grunde ein Andrer, der in Italien den Lebensgenuß des südlichen Menschen mit flüchtigem Neide, doch rasch durch immer neues Wirken überholte? Es ist der Nämliche, der nun, um anderthalb Jahrzehnte älter, durch Faustens Mund die stolze Formel findet:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
so sei es gleich um mich getan . .
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
dann magst du mich in Fesseln schlagen,
dann will ich gern zu Grunde gehn . .
Wie ich verharre, bin ich Knecht.“

Und doch sucht er zugleich auf andrem Wege sich aus dem Dilemma grauer Haare und jungen Herzens zu retten:

„Das Leben ist des Lebens Pfand, es ruht
nur auf sich selbst und muß sich selbst verbürgen“

heißt es mit alter grader Realistik in der Natürlichen Tochter. Anders löst er die Frage im Programm des Faust, wie er's jetzt entwirft, und man darf dabei ersten und zweiten Teil des Werkes einem Programm für ersten und zweiten Teil des Goethischen Lebens bedeutungsvoll gleichsetzen: „Lebensgenuß der Person von außen gesehn, in der Dumpfheit Leidenschaft, erster Teil. Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein, Schönheit, zweiter Teil.“ Schließlich fällt auch jetzt für Goethe das Problem des Alterns mit der Doppelnatur zusammen, die er in Faustens Versen von den zwei Seelen nun greifbarer als zuvor, doch nur in Einer ihrer Erscheinungen faßt.

Überhaupt scheint Goethes Polarität in diesem bürgerlichen Jahrzehnte bequemer, wissenschaftlicher, sozusagen legitimer. Jetzt dehnt er mit kühlem Mute das Gesetz der Polarität auf magnetische, elektrische und andere Naturwirkungen aus, jetzt verfaßt er nach seiner neuen Manier ein „Schema“ auch für die Empfindungsformen, wie sie ihn durchwühlen: zentripetale und zentrifugale, jene passiv und ohne Inhalt denkbar, diese aktiv, am Gegenwärtigen sich manchmal manifestierend. Da stellt er einander entgegen: Einsamkeit, Geräuschlosigkeit, Langeweile, Gefühl mangelnden Inhalts, Einmischung physischer Bedürfnisse, Furcht, verlorne Unschuld, formlose Symbolik, Trauer oder Erwartung des Geliebten ohne Gegenstand, Schwäche des Träumenden — und auf der andern, der zentrifugalen Seite: Sehnsucht, Eifersucht, Gewissen, Reiselust, Pflanzungen auf die Zukunft, Ahnungen, Überschauen des Lebens, Schießen, Fischen, Bauen, Wegemachen, Nachahmung.

Epimetheus und Prometheus ist dies und gibt auf kalte Art einen Abriß der Wechselkräfte in Goethes Herzen kund. Wieder sieht er sich in Schelling bestätigt; aus solchen Stimmungen erklärt sich auch die Freude am widerspruchsvollen Diderot.

Vor allem durchdringt Goethes Doppelnatur die neuen Faust-Szenen, und Schiller konnte die Duplizität des menschlichen Wesens gradezu als Grundidee des Werkes bezeichnen: das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, und in ganz genialer Erkenntnis fügt er hinzu: „Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstande und Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu

tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz.“ Wiederum sagt Goethe selbst in dem später weggelassenen „Abschied“ zum Faust:

„Und hinterwärts mit allen guten Schatten
sei auch hinfort der böse Geist gebannt,
mit dem so gern sich Jugendträume gatten,
den ich so früh als Freund und Feind gekannt.“

Überhaupt beschäftigt ihn im letzten Teil dieser Epoche Mephisto (der ja im Urfaust nirgends zerstörend, nur Faustens gleichberechtigter Gegner blieb) so sehr, daß er im Gespräch über Faust mit einem jungen Professor der Geschichte — dem längsten Goethegespräche, das erhalten ist — immer wieder Mephistos Partei gegen Faust ergreift; aber im selben Gespräche verteidigt er Mathematik gegen Geschichte als einzig absolute Wahrheit! Und wie um noch einmal und von höchster Stelle den Gegenspieler seines „Helden“ als Helden und so als alter ego zu legitimieren, muß nun im Prologe sogar Gott selbst für den Teufel zeugen:

„Ich habe deinesgleichen nie gehaßt . .
Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“

So billig scheint dem 50jährigen Goethe die Doppelkraft, die ihn erfüllt, sobald er sie gestaltet! Doch muß aus allem, was dies proteïsch gewappnete Jahrzehnt enthält, logisch folgen, daß der dämonische Teil seines Wesens sich eingeschleiert hat. Selten liest man jetzt von Ausbrüchen des Zornes — nur der junge Schopen-

hauer sieht sein Auge so erregt, „daß das Weiße noch über der Iris sichtbar wurde". Kaum findet man sonst — außer Faustens großem Fluche — in Versen, Prosa oder Briefen den Aufschrei der nach Luft, nach Lust, ins Allgemeine begehrenden Seele, und wenn ihn Ungeduld über vergebliches Bemühen überfällt, so sieht man ihn doch dem Affekt ausweichen, denn, so schreibt er ergreifend einem Freunde, „es ist besser, ein für alle Mal zu entsagen, als immer ein Mal über den andern Tag rasend zu werden". Ein andermal sehn wir ihn resignieren, statt aufflammen: wie er in den Papieren der Farbenlehre zu ertrinken fürchtet, nennt er das Ganze „eine Übung des Geistes, eine Beruhigung der Leidenschaften und einen Ersatz für die Leidenschaften"!

Im Riesenkreise aller Dokumente dieser 12 Jahre — sie füllen über 20 Bände — findet sich neben diesen zurückgehaltenen Worten vielleicht nur Eines, das dem heilig-unheiligen Feuer seiner Brust entstammt: „Ich erschrecke vor dem Unternehmen einer Tragödie und bin beinah überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte"!

Zum ersten Male findet Goethes Furcht vor dem Tragischen ihr positives Gegenmotiv: langsam fängt er und gemachen Schrittes gegen Ende dieser Epoche an, den grünen Hügel der Heiterkeit emporzusteigen.

Seit den gefährlich satirischen Gewittern seiner Jugend sind Goethes Humore vom Ernste der zusammengezogenen Brauen immer heftiger erdrückt worden. Eine nordische Schwere, die kein Süden zu bannen vermochte, hatte mit immer schicksalsvollerer Wucht diese Seele belastet wie

sie zwischen Mitte 20 und Mitte 40 in Menschen-Handlungen und -Werken sich zu beruhigen suchte. In menschenfeindlichen Epigrammen hatte der Rest von Laune sich Luft gemacht, nur selten blinkten ein paar freundliche Verse oder Sätze zwecklos-heiter durch alle Zeichen der mittleren Zeit. Es war — wie's in den Wahlverwandtschaften heißt — ein Humor, „der, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmut ermangelte".

Jetzt ist es zuerst ein bürgerlich breiter, bärbeißig hinterweltlerischer Humor, doch nach den Spannungen der letzten Jahrzehnte kann er auf Goethe wie auf den Nachgebornen schon befreiend wirken. Da lädt er auf sein neues Gut den Nachbar Wieland ein, als „lieben Herrn Bruder in Apoll und Ceres, Sich aus Dero Palästen in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-ökonomischen frugalen Mahl vorlieb zu nehmen". Da gibt er Schiller eine komische Darstellung aller Gaben, die ihm die Freunde zu Jena in letzter Woche gereicht hätten, und schreitet darin von einem amputierten Fuße bis zu einem Krebsessen vor. Da läßt er von dem noch immer zögernden Dichter den Wallenstein durch einen Boten abholen, der „ein Detachement Husaren vorstellt, das Ordre hat sich der Piccolomini, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen . . Melpomenische, zum Wallensteinischen Unwesen gnädigst verordnete Kommission Goethe und Kirms". Da häufen sich Berichte über gesellige Abende, mit Späßen von Goethe, auch in Aufsätzen braucht er oft das Wort lustig oder fordert in Kritiken, der Autor hätte das und jenes heiterer sagen sollen. Solchen Stimmungen entstammen Gedichte wie „Séance", wo die Buchstaben aufmarschieren, oder „Musen und Grazien in der Mark" oder der „Neue Alkinous", in dem die Jenenser parodiert sind.

Doch nur zu Anfang sitzt Goethes neubelebter Humor so tief in den Schultern, bald wird er schlanker: am Ende werden ihm Flügel wachsen. Auf diesem Wege zur Heiterkeit wohnt Eros.

Auch Der beginnt in dieser Epoche noch derb und bauernhaft. Die wüsten Reime Mephistos und des Chores sind offenbar in diesen Jahren in die Paralipomena zum Faust gekommen, so wie die Gedankenstriche in der Walpurgisnacht. Auch was er Christianen dichtet, bedeutet sinnlich volle Reife, die seit den Römischen Elegien in ihm wie in Christiane wächst.

„Nicht zu liebeln leis' mit Augen,
sondern fest uns anzusaugen
an geliebte Lippen!"

Oder in den Jahreszeiten:

„Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit."

„Amyntas", im 9. Jahre ihrer Gemeinschaft gedichtet, ist von erotischer Luft durchweht. In die dritte Form des Götz werden einige Flammenszenen der Adelheid aus der ersten Fassung wieder eingefügt, der „Neue Pausias", vor allem „Alexis und Dora" brennen von Sinnen und Lust, und die beiden großen Balladen triumphieren am Ende in denselben Feuern.

Doch zugleich mit dem Humor verfeinert sich Eros im Verlaufe dieser Epoche. Wie zart er mit jener sehr jungen Silvie von Zigesar umgeht, die ihm schon vor Jahren in die Augen stach, mag man nur ahnen, wenn ein

kurzer Brief mit den Worten schließt: „Das Freundlichste, was sich in ein Blatt einschließen läßt." Oder er lehrt sie in ihrem Garten Ruheplätze anlegen, sogenannte Stationen, Höhen und Gründe, Fels und Aussicht dabei berechnen; doch wie er sie benennen soll, so sagt er, die ersten fünf sollen Besuch, Bekanntschaft, Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft heißen, die siebente Freundschaft — die sechste aber „bleibt ein Ungenanntes und Unbekanntes, das sich jeder selbst suchen oder schaffen muß". Und so, halb väterlich, halb zärtlich, in wundervoller Übertragung von Genius zu Genius, muß sich sein Wesen auch gegen jene junge Schauspielerin ergossen haben, deren Schatten dann Goethe diese homerischen Verse zu ihm reden läßt:

„Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund,
fragte: Warum mein Vater so ernst? . .
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz."

Häufiger werden auch im Umgange schon die lockeren, reiferen, zarteren Wendungen laut, wie sie, abgewandelt, seine frühen, später die letzten Epochen bezeichnen, doch in den mittleren 20 Jahren beinah fehlten. Auf einem Ball in Jena fragt ihn ein junger Literat während des dichtesten Tanzes, ob er noch lange da bleibe. „Länger als ich dachte, so lange es hübsch ist. Ich habe so viele Freunde hier, man macht so hübsche Bekanntschaften, und so weiß ich nicht, wann ich abgehe, aber dann komme ich wieder nach Jena und arbeite." Und wie der junge

Mann ihm Beifall gibt für sein Interesse an der Jugend, erwidert Goethe: „Was mir entgegenwächst, was aufsproßt, andrer Leute Kinder und meine, hier einerlei, das ist ja das Leben, nicht wahr, das ist das Leben? Was erinnert mich sonst, daß ich bin und wie ich bin?"

Man muß diesen Wendungen lauschen, diesen Halbtönen, die einige Nachgeborne mehr entzücken als manche berühmte Stelle — und man findet in solchen, zwischen zwei Tänzen hingeplauderten Worten den Vorklang einer neuen Goethischen Form.

So muß auch die lyrische Linie in dieser Zeit verlaufen: von festerem Humore zu einer Art lionardesker Heiterkeit, die nun ganz neu aus Goethes Wesen zu steigen beginnt, um in der Folge entscheidend zu werden.

Dieses südliche Mahn- und Leitwort für Künstler notiert er sich: „Fare le cose difficili, in maniera che compariscono facili." Von den „Glücklichen Gatten", noch stark biedermeierisch, geht es zu den geselligen Liedern, die, meist für jene cour d'amour gedacht, mit behaglicher Absicht das Leben flach zu malen suchen:

> „Wundert euch, ihr Freunde nicht,
> wie ich mich gebärde;
> wirklich ist es allerliebst
> auf der lieben Erde."

Bald aber steigt Gesang in blaue Luft empor, und eine neue helle Heiterkeit erfüllt nun eine Reihe kurzer Gedichte — wie er sie seit drei Jahrzehnten ähnlich nicht unternommen, doch in der Jugend nie so reif, so zart hätte bilden können:

„Tage der Wonne,
kommt ihr so bald?
schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?
Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Tal?
Blauliche Frische!
Himmel und Höh!
Goldene Fische
wimmeln im See.
Buntes Gefieder
rauschet im Hain,
himmlische Lieder
schallen darein . .“

Oder aus demselben 50. Lebensjahre das herrliche andre:

„Was zieht mir das Herz so?
was zieht mich hinaus?
und windet und schraubt mich
aus Zimmer und Haus?
Nun wiegt sich der Raben
geselliger Flug,
ich mische mich drunter
und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
umfittichen wir:
sie weilet da drunten,
ich spähe nach ihr . .“

Und so der wetterwendische „Selbstbetrug“ und so die halbleichte „Kriegserklärung“ oder gar jene zart und leisen

„Weissagungen des Bakis", wo in überglänzter Heiterkeit ein schwerer Geist beginnt, sich mit der Welt zu versöhnen. Da ist sie, jene Heiterkeit des Schattenspieles, die Schillers Blick schon im Meister entdeckte.

Und wie diese weniger bekannten Gedichte trotz ihrer Schönheit mehr Meilensteine auf der Wanderung dieser Seele als Denkmale des Genius bedeuten: so führt auch uns ihre Musik in die Goethische Seelenstimmung unmittelbar zurück. Denn nur aus Güte steigt Heiterkeit empor, beide sind nur den reiferen Jahren verliehn, und aus dunkel angetriebenen Naturen blühen beide spät und selten hervor. Nun, mit diesen ersten Boten der Heiterkeit laufen auch schon von allen Seiten die Boten einer immer wachsenden, einer verschwiegeneren, zarteren Güte zusammen. Hat Goethe für junge Leute stets gesorgt, die sich in Not und Wirrnis an ihn wandten, nun sind es vor allem junge Künstler, für die er Bilder, oder es ist eine Fürstin, deren Gemmensammlung er verkauft, damit sie ein Krankenhaus errichten könne, oder es ist ein armer Student der Medizin.

Aber das wäre nicht neu in seinem Wesen, es ist ein Anderes, was nun an ihm ergreift, mehr ein Ton als eine Tat. Als Humboldt ein Kind verliert, fragt Goethe sich, ob er ihm wohl mit der Natürlichen Tochter einen Trost oder nur neue Aufregung der Schmerzen reichen würde. An eine Schauspielerin, die ihren halbwüchsigen Sohn mit einiger Angst ins Theater gibt: „Mit Ihrem Söhnlein werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorsichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältnisse versetzt, kommen mir vor wie Vögel,

die man in einem Zimmer fliegen läßt." Ein Knabe hat sich im Theater auf die Brüstung seiner Loge gesetzt, plötzlich erscheint Goethe mitten im Stücke, der Knabe erschrickt, will herunterspringen, fühlt sich zurückgehalten: „Bleib nur, wir haben Beide Platz", und gibt ihm sein Textbuch und Kuchen dazu.

Beim Schloßbau mietet er die Gesellen unter Umgehung der Meister an, weil diese sich immer ein Mietsgeld abziehen. Als er bei Preisverteilung in der Kunst-Konkurrenz nachsichtig gescholten wird, erwidert er, von der Kunst sei alles zu verlangen, an den Künstler dürfe man in unsern Tagen, bei so viel äußeren Hindernissen, nicht zu hohe Forderungen machen. Schriftlich fragt er seinen Kollegen im Conseil an, ob wohl dem Bibliotheksdiener die Erlaubnis erteilt werden könne, von den Benutzenden ein Neujahrs-Trinkgeld zu erbitten, „zur allgemeinen Bettelei dürfte wohl auch diese billig hinzukommen".

Brief über das Trinkgeld eines Dieners: ist nicht auch dies ein Gleichnis, daß man bis zu so wunderlichen Dingen vordringt in der Charakteristik dieser 12 Jahre, die wie ein ungeheurer See, begrenzt, doch manchmal wie uferlos, an der Grenze von Goethes Alter liegen?

Doch während alles proteushaft dem festen Umriß zu entgleiten sucht, hat Tyche, die in diesem Jahrzehnte nicht viel für Goethe sorgt, umsomehr für den Nachgebornen getan und ihm ein Blatt erhalten — kostbarer für die Geschichte dieser Seele als tausend. Es ist ein Fragment aus dem Beginn der Epoche, doch erst nach hundert Jahren zwischen ungedruckten Papieren aufgefunden, ein Zettel ohne Einleitung und Überschrift, in die dritte Person gefaßt, wohl

um sich gegen den Sekretär beim Diktieren nicht zu verraten — denn hier gibt Goethe einen Abriß, man kann fast sagen seines gesamten Strebens bis gegen das 50. Jahr:

„Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz; hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden und, da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen dieser Richtung entgegen wirken. Daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat; da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts, und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen . . Im Geschäftlichen ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgend eine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterweges immer etwas Gebildetes erscheint. Bei Hindernissen hat er keine Biegsamkeit; aber er gibt nach oder er widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Überzeugung oder seine Stimmung es ihm im Augenblicke gebieten.

„Er kann alles geschehen lassen, was geschieht und was Bedürfnis, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln, und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen. Seitdem er hat einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geistes, der sie

behandelt, als auf die Gegenstände selbst ankommt, seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges, unbestimmtes Streben war . . nur mehr reguliert und lieber gewonnen; so wie er jenen beiden andern Tendenzen . . sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtsein und in der Beschränkung, die er kennt, gelegentlich ausübt; um so mehr, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden andern zu statten kommt.

„Den besondern Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen Andere bezeichnen. Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß."

Gibt dieses Selbstbildnis Bestätigung unsrer gesamten Darstellung, so tut es am Ende mit erschütternder Kälte Goethes gelassene Einsicht kund, daß jede Einsicht zu spät komme. Freilich unterdrückt hier der Autobiograph alle unersetzbaren Entzückungen und Werte seiner halb unbewußten und halb ungebildeten Jugend, die in genialer Dumpfheit doch nahezu alles „hinwühlend" vorbereitet hat, was eine oft allzu klare Bildung besonders in dieser Epoche durchführen sollte.

Aber auch so könnten diese 12 Jahre fast ohne Entwickelung scheinen, wären sie nicht durch vier große Krisen heilsam erschüttert worden.

Nur die erste dieser Krisen ist gewollt: es ist der Plan zu einer neuen Reise nach Italien. Doch kann man diesen dunklen, machtvollen Drang noch Wille und Absicht nennen? Ist es nicht ein Getriebensein, das Goethe seit seiner Rückkehr aus dem Süden aufs neue erfüllt? Freilich, gegen Schiller begründet er's rational genug: nur auf diesem Wege könne er finden, was ihm an Kultur noch fehle. Mit Meyer will er in langer Arbeit ein großes Werk über Italien schreiben, ausgehend von der Beschaffenheit des Bodens, in großen Kurven sich aufwärts schraubend bis zur Notwendigkeit italischer Kunst. Doch in Wahrheit ist es, ihm selbst nur halb bewußt, weit mehr: zum zweiten Male will er dem allzu Weltlichen, Bedrängenden entspringen — auch wieder der Frau, die seinen Zustand wie einst Charlotte symbolisiert: zum zweiten Male plant er eine Art von Flucht aus Weimar. Meyer hat er vorausgeschickt, Jahre und Tage, Feldzüge schieben sich zwischen die Beiden, und für Goethes antiweltliche Stimmung bleibt es bezeichnend, daß der Name eines jungen Generals ihm zuerst nur gleich einem Wetterzeichen ein Stück Kunst zu zerstören droht: er hofft, ein von Meyer abgesandtes Bild sei „dem weit und breit gewaltigen Bonaparte glücklich entronnen".

Noch weiß er nicht, zu welchen Höhen ihn dieser Name als ein Gleichnis führen soll. Noch und wieder betrachtet er Zeitgeschichte nur von dem Punkte, ob der Krieg ihn von Rom abtrennen oder nach Rom durchlassen wird. Doch während er mit dem erkrankten, nach seiner Schweizer Heimat zurückkehrenden Meyer die gemeinsame Romfahrt verabredet, spricht er — wie damals! —

dem Herzog und spricht Christiane nur von kurzer Reise an den Zürichsee.

Indessen werfen ihn verworrene Nachrichten zwischen Verzicht und Hoffnung hin und wider, er denkt daran, über Triest-Ancona die kriegerische Po-Ebene zu umgehen, bis Mantuas Einnahme auch diesen Weg sperrt. Pathologisch wird Goethes Zustand: steigt die Reise-Aussicht, so fühlt er sich freundlich mit jedermann, sinkt sie, so macht er sich an Faust, um sich „einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt“ vorzubereiten; diese Arbeit passe zu seiner verworrenen Stimmung am besten, ein einziger ruhiger Monat — und „das Werk sollte zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Sollte aus meiner Reise nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt.“ So maßlos übersteigert Goethe den Wunsch nach Klarheit und Süden, daß er das nördlichste von seinen Werken so maßlos zu erniedrigen vermag! In solchem Schwanken, das in seinen reifen Jahren nur noch bei äußerer Unfreiheit, also sehr selten möglich wird, verbringt er einen Sommer, läßt Faust bald wieder fahren, seine Tage geschwinde aufrollen, „und ich möchte mir die Ehre antun, mich mit der Leier des Orpheus zu vergleichen, die nur noch zufällige Töne von sich gibt, indem sie von den Wellen eilig dem großen Meere zugeschaukelt wird“.

Schließlich scheint das Unternehmen wieder möglich, er bestellt sein Haus, eh' er sich aufmacht, setzt den Sohn zum Erben ein, läßt eigens auch seine alte Mutter auf ihre Rechte an seinem Vermögen verzichten, verbrennt zahllose Zeichen des Lebens und der Liebe, bedauert wieder, daß er dies getan —: so schwankt Goethe, bevor er sein Haus auf lange, vielleicht auf immer verläßt, vor den wohl-

geordneten Bänden seiner Briefe zwischen Diskretion und Biographik. Endlich reist er ab — doch plötzlich spürt er seine Jahre, das Ungewohnte seiner Einsamkeit: „Was das heißt, in meinen Jahren in die Welt zu gehen!" seufzt der 48jährige Bürger auf. In Ruhe und Methode, die er sich sofort abdringt, sucht er sich zu fassen, „und was noch idealistisch an mir ist, wird in einer Schatulle wohlverschlossen mitgeführt".

Sogleich wirkt auf den Reisenden fast alles Einzelne unangenehm, und er beschließt, sich ans Symbolische zu halten, an „eminente Fälle, die . . als Repräsentanten für vieles andere dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in mir aufregen".

Wie schwerfüßig schreitet er jetzt dem Lande zu, in das er vor einem Jahrzehnt über den Brenner flog, in gläubiger Erwartung, an jede Frucht und jedes Kopftuch, an jeden blauen Morgen den liebenden Blick dankbar verschwendend! Nun sitzt er wochenlang am Zürichsee und sammelt mit Meyer alles, was ringsum lebt: zwei Sonderlinge in einem verschlagenen Schweizer Dorfe, wunderlich herumstudierend, spintisierend, durch Stadt und Menschen botanisierend. Nur selten, etwa am Rheinfall, rauscht es noch aus den Tiefen seines Wesens empor.

Und dann steht er — ein letztes Mal im Leben — auf dem Gotthard, wieder erregt ihn die symbolische Grenze zweier Länder, Sprachen, Klimate: zweier Welten, denen beiden Goethe zugehört und noch gewisser zugehören möchte. Und wieder kehrt er, ein drittes Mal, auf dem Gotthard um. Vor 22 Jahren stand er hier und sehnte sich zurück nach Lili. Vor 18 Jahren stand er hier und sehnte sich zurück nach diesem Herzogtum, in dem er

mit höchstem Lebensernste sich einfrieden wollte. Vor 11 Jahren jagte er über einen andern Paß, östlich, demselben Süden endlich zu: von der Enttäuschung, der Verwirrung angetrieben, in der ihn dieses Herzogtum mit seiner unüberwindbaren Zeitlichkeit, in der ihn eine Frau hielt, die unüberwindbar schien.

Nun ist er fast 50, bequemer und mit allen Sinnen an mäßigen Genuß gewöhnt. Der Krieg steht leidlich, es läßt sich reisen, Andre wagen's: Krieg ist kein entscheidender Grund zur Umkehr. Warum dreht Goethe dennoch zum dritten Mal an Italiens Schwelle um?

Er ist Gatte und Vater — und dies zieht ihn zurück. War er damals vor Charlotte geflohen, jetzt eilt er zu Christiane, nicht weil er sie tiefer, doch weil er sie glücklicher liebt. Frauenhaft weist sie ihr Instinkt auf die Gefahr des Verlustes, gewiß ist's nicht bloß Furcht vor Gefahren für ihn: es ist der gesunde Wille zur Erhaltung ihres Glückes, der Christiane in ganz ungewohntem Ton ihn beschwören läßt: „Ich bitte dich um alles in der Welt, gehe itzo nicht nach Italien! Du hast mich so lieb, du läßt mich gewiß keine Fehlbitte tun!" Auch den Knaben heißt sie mit gleicher Bitte sein Herz rühren, und nochmals versucht sie's in diesem Tone: „Wenn du nach Italien oder sonst eine lange Reise machst und willst mich nicht mitnehmen, so setze ich mich mit dem Gustl hinten darauf, denn ich will lieber Wind und Wetter . . ausstehen, als wieder so lange ohne dich sein!"

Das sind Stimmen, die dem ergrauenden Goethe ans Herz fassen, und er erwidert: „Der Gefahr wegen hätt' ich wohl nach Italien gehen können . . aber ich konnte mich nicht so weit von euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird, euch mitzunehmen, so werd' ich es wohl nicht wieder-

sehen . . Ich kann . . sagen, daß ich nur um deinet und des Kleinen willen zurückgehe . . Jetzt schon möchte ich lieber bei dir zurück sein, dir im grünen Alkoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühstück aus deiner Hand empfangen . . Freilich ist's eine böse Sache, wenn man einmal weggeht, so ist's beinah, als wenn man tot wäre." Auch gegen Schiller betont er, ruhig wäre er weitergereist, hätten ihn nicht „andere Betrachtungen" abgehalten. Er weiß, was er opfert, und muß es dennoch opfern: vom Schwanken zwischen Norden und Süden, jetzt und hier gedichtet, ist „Amyntas" das ergreifende Zeugnis.

Kaum ist er zurück, — aufs neue häufen sich seine Klagen! Wie er aufseufzt bei der Durchsicht von Meyers Arbeiten! In Gedanken an die Statuen der Niobiden möchte er nach Florenz anspannen lassen, Humboldt in Rom soll für ihn der Minerva Giustiniani die Hände küssen, Wolfs Nähe, des Homerforschers in Halle, bedeutet ihm „ein südliches Land"! Griechische Stücke der Romantiker läßt er vor allem spielen, um antike Statuen wandeln zu sehen, ein reisendes Museum für Gipsabgüsse möge „einem nach Norden verbannten Kunstgenie Licht bringen", und in einem Aufsatze dieser Zeit heißt es kurzweg: „Der südliche Mensch ist der gefühlte."

Zweite Krise: in der Mitte dieser Epoche bringt ihn Krankheit zum erstenmal seit dem 20. Jahre dem Tode nah. Die große, die grimmige Krankheit nennt er es später, wie jene erste bricht auch diese nach kurzer Ankündigung gewaltig aus, gefährdet entschieden, doch kurz das Leben, rinnt dann in jahrelangem Kränkeln ab. Und wie es sich

damals für uns nicht um physiologische Aufklärung eines Leidens handeln konnte, das beide Male eine Blutkrankheit darstellt, mit Fieber, Frösten, Herzbeklemmungen, sondern allein um die psychischen Folgen: so sucht auch hier der Nachgeborne nach innerer Rechtfertigung einer an sich dumpfen, stumpfen Fügung. Jetzt ist es ein Nierenstein-Leiden, wie es häufig auftritt bei starken Zechern, und er wünscht sich die Nieren „eines von den gesunden Russen, die bei Austerlitz gefallen sind". Vorzeichen sind gering: Erkältung im Schlosse, Zusammenbruch in dem stets gefürchteten Januar, Fieberwoche, kurzer Zustand des Entsetzens, als sich das Augenlicht verdunkelt, Verwirrung im Hause, Eingreifen des Herzogs — und mitten in den Phantasien hört Christiane den kranken Dichter Verse zitieren, wahrscheinlich aus einer „Höllenfahrt Christi", in der der 16jährige den ersten Drang emporgeschrieen.

Bei alldem verläßt ihn die naturforschende Betrachtung nie. Täglich diktiert er ins Tagebuch, wie gestern die Krankheit stand. Ein Tag nach der Krisis seines Lebens: „Auch diese Nacht war sehr unruhig. Der höchste Moment. Morgens 8 Uhr stellte sich ein 3stündiger Schlaf ein, die Krämpfe ließen etwas nach, auch das Auge war um ein Drittel gefallen." Die Daten freilich ließ er sich von den Seinen geben, doch daß er sie begehrte und als Patient mit der Kälte des Arztes kritisch diktierte, zeigt wiederum Goethes Fähigkeit und Wunsch zur Vereisung im Fieber: Symbol und Symptom seines polaren Wesens.

Das erste, wonach der Gerettete verlangt, ist Musik, und wie Musik klingt's auch aus seinen ersten Briefen wieder, ein feierliches Largo des wieder Atmenden, Sehenden. Hundert Fäden prüft er aufs neue, „keiner ist abgerissen, wie es scheint, die Kombination geht wie vor Alters

fort, und die Produktion scheint auch in einem Winkel zu lauern".

Da — wie sie aus dem Winkel tritt! Das Urgedicht der Jugend, dies Fragment, schon zum Torso verurteilt, regt sich entschlossen, tritt hervor, will von der neuen Lebenskraft den Atem saugen, wie ein Dankopfer für überwundenen Tod. Geheimnisvoll scheinen die beiden Krankheiten, die Goethes Existenz mit 19 und mit 51 Jahren in Frage stellten, durch Faust verbunden: jene leitete den Skeptiker zum ersten Male zu den mystischen Schriften, die sich als Glaube und Aberglaube zu Faustens Urgestalt verdichteten; diese leitet den Realisten zurück und läßt ihn an dasselbe erste Selbstgespräch Faustens anknüpfen, das damals zwischen Dissonanzen abriß! Ohne diese beiden stärksten physischen Erschütterungen wäre das erschütterte Gedicht kaum entstanden oder fertig geworden.

Länger als damals braucht nun der alternde Körper zur Wiedergeburt: 5 Jahre des Wiederaufsteigens, Karlsbad und Pyrmont festigen nur langsam den geschüttelten Bau, und so gleitet Goethe aus dieser Krisis in die beiden nächsten, bei schwankender Gesundheit, hinüber.

Noch 4 Jahre nach der Krankheit, als Schillers Todesjahr beginnt, ist Goethe leidend, hat nach Christianens Bericht „fast keine gesunde Stunde und immer Perioden, wo man denken muß, er stirbt . . Der Zufall kommt gewöhnlich alle 4 Wochen mit den größten Schmerzen, wobei er gewiß noch unterliegen muß". Zugleich bricht Schiller zusammen, um sich nicht wieder zu erheben. Immer stand bisher in

seinen Krisen Goethe ihm kräftig zur Seite und schien durch bloßes Dastehn ein Aufruf zum Leben.

Nun sind Beide traurig, krank, gealtert. Schiller nennt sich erschüttert bis in die Wurzeln. Da liegen und sitzen sie in ihren geheizten Häusern, ein paar hundert Schritt von einander, jeder gewohnt den andern aufzumuntern, wenn Schwäche ihn anfällt, und müssen nun Zettel wechseln wie Arrestanten: „Es scheint — sagt Goethe — doch mit mir vorwärts zu gehen. Wie sieht es mit Ihnen aus? Ich wünsche sehnlichst, Sie wieder zu sehen." — „Vielleicht, — erwidert Schillers Stimme — wenn der Wind sich legt, wage ich mich morgen heraus und besuche Sie."

Mitte April schickt Goethe dem Freunde alte Verlagspapiere, die er selbst nicht durchsehen mag, auch Noten zu Diderot, in denen Schiller gewagte Partien streichen möge: er tut's und leistet so noch einmal Goethe seine weltlich-kritischen Dienste.

Dann nimmt Goethes Leiden ab, Schillers zu. Goethe besucht ihn, es ist eine Woche vor Schillers Ende: Schiller will ins Schauspiel, Goethe fühlt sich unwohl, sagt ihm unter seiner Haustür ein letztes Adieu, schickt ihm dann ein Stück Farbenlehre: „Möchten Sie bald völlig genesen!" Dann verschlechtert sich aufs neue der Zustand beider Männer, Christiane bangt um Goethe, Schiller sinkt mitten in neuer fiebriger Tätigkeit hin.

Er stirbt. Niemand wagt es dem kranken Goethe zu sagen, Meyer bringt's nicht über die Lippen. „Ich merke es, — sagt Goethe — Schiller muß sehr krank sein." Christiane spricht von langer Ohnmacht, dann stellt sie sich schlafend, um ihn nicht zu ängstigen. Am Morgen fragt er: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Die Frau schluchzt. „Er ist tot?" fragt Goethe mit Festigkeit. Dann

weint er. Von Schillers würdelosem Begräbnis hat der kranke Goethe nichts erfahren. „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere einen Freund, — schreibt er bald darauf — und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen, aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das Nächste."

Hört man den Ton des Gestörten, Befremdeten, diesen verletzten Ton, in dem ein König den Abgang des treusten Ministers beklagen könnte? Noch im selben Monat soll Voß von Weimar wegziehen; da ergeht sich Goethe in leidenschaftlichen Klagen und Vorwürfen gegen Vossens Sohn: Schillers Verlust habe er tragen müssen, doch Vossens Weggang „fällt nicht dem Schicksal zur Last, das haben Menschen vollbracht". Die Blüte der Freundschaft mit Schiller war vorbei, doch eben dies, daß eine freundliche Gewohnheit mit Schiller oder Voß durch Tod oder Weggang ihm gestört wurde, konnte Goethe in diesen Jahren nicht mehr vertragen, er brauchte Wochen, um solche persönliche Kränkung durch Schicksal oder Entschluß zu verwinden.

Als er sich dann besinnt, wie man den toten Genius ehren solle, hat er sich wieder ganz gefunden. Denn bald nach jener kurzen Depression, in die ihn Schillers Tod geworfen, fängt Goethe an, zum ersten Mal seit Jahren, wieder an Gesundheit und Lebenstempo aufzusteigen. Daß dies kein Zufall sei, vielmehr ein Goethisches Gesetz innerer Regeneration nach Krisen, wird der Vergleich mit späteren Verlusten zeigen. Indem er Freundschaft, Liebe, Wärme sucht, ist er geneigt, jedes Zeichen zu überschätzen. An Männer, die um diese Zeit noch nicht intime Freunde

heißen können, richtet er gleich nach Schillers Tode wahrhaft zärtliche Briefe, nennt sich ewig dankbar, erheitert sich durch Lauchstädter Sommerwochen, besucht einen alten Sammler, um sich an seinen Kuriositäten zu vergnügen, und wie man ihn mit einem Kranze ziert, umarmt und küßt er das schmückende Mädchen. Dann fährt er aufs Gut eines tollen Junkers, und eine halbe Nacht hindurch lockt, ärgert, ironisiert er, zwischen Wein und Liedern, die Frau des Hauses.

Schon 3 Wochen nach Schillers Tode hatte Goethe eine Ehrung für den Freund entworfen: „Da die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von Seiten unseres Theaters an“, ein Andenken zu schreiben. Eine große Totenfeier sollte Chöre von Mädchen und Jünglingen, gruppiert um allegorische Gestalten, auf alle deutschen Bühnen bringen; ein nicht erhebliches Schema von Goethes Hand ist erhalten, aus dem freilich die wundervollen Zeilen leuchten:

„Seine durchgewachten Nächte
haben unsern Tag erhellt.“

Doch wird so wenig daraus wie aus der Vollendung des „Demetrius“, die Goethe zuerst plante. Nur der Epilog zur szenisch aufgeführten Glocke ist Epilog jenes wundersamen Bundes geworden. Das Persönliche schweigt, alles ist allgemein gefaßt, nur Schillers gesellige, geistreiche Wechselrede wird als Erinnerung gerühmt, und nochmals fühlt man vor diesen Versen, wie Schiller nicht gleich Herder oder Jacobi durch Goethes Leben zieht, sondern wie eine großartige Episoden-Figur seinen dritten Lebensakt

bedeutend mitbewegt. Es ist Schillers ideales Bildnis, das Goethe in die Verse schließt:

> „Nun glühte seine Wange rot und röter
> von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
> von jenem Mut, der früher oder später
> den Widerstand der stumpfen Welt besiegt!"

So wie nach diesem kurzen, persönlich-grimmen Schmerz ein höheres Lebensgefühl in Goethe durchbricht, so wird ihn im nächsten Jahre die vierte dieser Krisen, der Zusammensturz der öffentlichen Dinge, der auch ihn zu brechen droht, nur mit erneutem Jugendfeuer füllen: denn auf wunderbare Weise laufen nun die Fäden seines privaten und öffentlichen Lebens zusammen, und auf eben diesen Punkt läuft am Ende diese vielfältige Epoche zu.

Christiane, bisher Geliebte, Mutter und Hausfrau, ist in den letzten, von ihm halb leidend verbrachten Jahren auch Goethes Pflegerin geworden, und wie Mut und Gesundheit in ihm sinken, wie zugleich ihre kräftig fördernde Hand ihn erfrischt, beginnt das Verhältnis dieser beiden, bald 20 Jahre verbundenen Menschen sich langsam zu verschieben: ein alternder, leidender, immer mehr vereinsamter Mann am Ausgang der 50 fühlt sich gestützt, belebt von einer tapferen, heiteren Frau von Anfang 40, und hat er sie früher väterlich wie sein Kind langsam ins Leben geführt, wie ein alternder Vater hält er sich nun an die Blühende. Eros tritt zurück, Tyche hat sich zum Schicksal erweitert, und hatte er nach einem Jahrzehnte sich als ein liebender Amyntas dem efeu-umklammerten Baum verglichen, nach zwei Jahrzehnten fühlt er schon nicht mehr, was sein Stamm ist und was ihr Efeu.

Denn nun dankt er ihr fast so viel, wie sie bisher ihm dankte, und grade an diesem weichsten Punkte seiner Seele: in der Dankbarkeit ist Goethe völlig überwindlich. Hat er schon nach den ersten Jahren Christiane als seine Frau behandelt, so fühlt er sich jetzt ihr Schuldner, bis auch die Welt sie so behandeln muß. Trägt er sich also mit dem Plane, sie zu heiraten, so hat ihn nur sein Gefühl, nur seine innere Stimme, doch nicht die äußere Mahnung der Welt, am wenigsten Christianens bewogen. Kein einziger Ton in der natürlichen Volksmusik ihrer Briefe, kein Bericht ihrer vielen Feinde gibt auch nur eine Handhabe, um sie einer — nach so vielen Jahren wohl verzeihlichen — Ermunterung zur Heirat zu überführen.

Doch während Goethes vornehm gefühlte Dankbarkeit die Frau, soziale Nötigung den Sohn legitimieren wollte: zugleich hat mit tragischer Konsequenz die Gemeinsamkeit des Seelenlebens im selben Maße sich gelockert, als das äußere sich zusammenzog. Indem der animalische Grund und Anfang ihrer Neigung hinwegfällt, suchen Beide nach ihrer Art sich andre Lebensfreuden; doch eben darin tritt die Verschiedenheit dieser Art hervor und trennt die Gefährten innerlich zur gleichen Zeit, wo Dank und Sitte sie formell verbinden. Goethe heiratet Christiane genau zu der Zeit, wo er anfängt ihre Nähe nicht mehr zu brauchen, und das Dilemma seines Innern wird schon früher deutlich, als er zur Legitimierung eines ähnlichen Verhältnisses dem alten Freunde Knebel mit den Worten Glück wünscht: „In solchen Fällen bleibt doch zuletzt nichts übrig, als sich zu einer oder der andern Aufopferung zu entschließen." Dennoch entschließt er sich selbst noch immer nicht.

Es ist im Sommer nach Schillers Tode, da der Gene-

sene der Freundin diese solennen Worte schreibt: „Ich danke dir für alle Liebe und Treue, die du mir auch in der letzten Zeit erwiesen hast; möge es dir dafür immer recht gut gehen, wozu ich alles, was an mir liegt, zeitlebens beizutragen hoffe.“ Das klingt kühl, ist aber nach Goethes Art ein Versprechen, auch fügt er bald, an seinem Geburtstage, wärmer hinzu: „Wenn es mir gut geht, freue ich mich dessen vorzüglich um deinetwillen, so wie ich an allen Orten, wo etwas Angenehmes vorkam, dich im Stillen zu mir wünschte.“

Im Winter ist er wieder eine Weile leidend, Christiane aber wird vollends in Schrecken gesetzt, da Schwester und Tante, ihre Genossen, im Hause sterben. Dann kommen sie Beide im Sommer wieder zu Kräften, doch an getrenntem Ort und mit verschiedenen Mitteln: während Goethe in Karlsbad sich in die Welt zu mischen sucht, wieder zu zeichnen und Steine abzuklopfen beginnt, auch eine geistig zarte Freundin findet, ist auch Christiane in die Welt gefahren, jedoch zum ersten Mal allein. Die Ihrigen sind tot, August im 17. Jahre zieht mit seinen Gesellen oft in die Berge, auf die Burgen, Goethe lebt in Böhmen: da ist denn Christiane nach Lauchstädt gegangen, wo sie die Schauspieler immer freudig empfangen.

Doch hier, von Weimar fern und im Bade, wagt auch die vornehme Welt sie zu ehren, man nimmt sie nun schon halb als Goethes Frau, sie reitet und kutschiert, sie gilt für hübsch und lustig, manches kann man durch sie an den Mächtigen bringen, man macht ihr den Hof, es steigt ihr ein wenig zu Kopfe, daß Standesherren sie zu Tees und Bällen laden. Aber nun lassen ihn ihre Berichte kühl, er schreibt nur etwa, sie möge sich gelegentlich einen guten

Tag machen. „Ich habe schon darauf gerechnet, daß du allenfalls etwas mehr ausgibst . . Lebe übrigens recht wohl bei deinen Frühstücken, Mittagessen, Tänzen und Schauspielen."

Im September sind Beide wieder im Weimarer Hause.

Plötzlich jagen Schreck und Furcht durch Stadt und Land. Napoleons siegreiche Heere rücken dem mittleren Deutschland zu, Viele flüchten. Goethe rührt sich nicht, bringt nicht einmal seine Papiere fort, es ist, als dächte er mit Danton, mit dem ihn in diesen Tagen der weltfeindliche Stolz verbindet: Sie werden es nicht wagen! Ruhig läßt er noch Theater spielen, die Schauspieler wollen nicht, das Haus ist beinah leer: Goethe betritt seine Loge, er gibt das Zeichen zum Anfang. Mit bangen Stimmen singen sie auf den Brettern die armselige Operette herunter, am Schlusse wird für morgen die Vorstellung angekündigt.

Morgen ist der 14. Oktober 1806.

Bei Jena wird eine Schlacht geschlagen, die die Geschichte wendet. Preußen wird besiegt, mit ihm der Herzog von Weimar, der wieder preußischer General geworden war. In seinem Hause hört Goethe die Kanonen, Flüchtlinge rennen in die Stadt, die Bühne wird zum Lazarett, die Franzosen folgen, am Abend ist das völlig schutzlose Weimar kampflos von ihnen genommen. Niemand weiß, wohin sich der Herzog nach der verlorenen Schlacht gewendet hat. Die Herzogin-Mutter, ihr Hofstaat, viele Beamte sind schon seit dem Treffen bei Saalfeld geflohn. Nur die regierende Herzogin Luise und Goethe als regierender Minister bleiben auf ihren Posten. Seine ganze Existenz steht auf dem Spiel — das muß

er wissen —, denn Napoleon will den Herzog vernichten und kann statt des Entflohenen leicht seinen Minister ergreifen.

Goethe handelt nach der Forderung des Tages: Sohn und Sekretär schickt er den ersten, durchs nahe Frauentor einreitenden französischen Husaren mit Wein und Bier entgegen, er selbst geht nach dem Schloß hinüber — neben einem jungen Husarenoffizier. Ungewiß bleibt, ob dieser sich damals zu erkennen gab: Lilis Sohn, jetzt in Frankreichs Diensten.

Stadtkommandant des Feindes wird ein Pfälzer, der einst in Jena studiert hat; heut schickt er dies Billett: „Bitte Herrn Hofrat Goethe ganz ruhig zu sein. Der unterschriebene Kommandant wird auf Ersuchen des Marschall Lannes und in Rücksicht auf den großen Goethe alle Mittel ergreifen, die Sicherheit Herrn Goethes und seines Hauses zu besorgen." Marschall Augereau wird als Quartiergast angesagt. Statt seiner kommen 16 elsässische Kavalleristen ins Goethische Quartier, ermüdet, brav, mit Essen und Trinken traitabel. Zugleich sammeln sich im Hinterhause flüchtige Bürger, die vor den Plünderern hier, bei ihrem Dichter und Minister, wie in einem Tempel Rettung suchen. Christiane ist unermüdlich, Essen, Kleider, Unterschlupf zu geben, 40 Betten werden aufgestellt, das Tischzeug als Bettzeug verwendet.

Da schlagen in tiefer Nacht schwere Kolben an die verschlossene Haustüre, zwei bewaffnete Tirailleure fordern Einlaß, „kleine Kerls, von der sogenannten Löffelgarde". Die Einquartierten weisen sie zurück, die Beiden fordern wilder, Riemer, der Sekretär, schließt endlich auf, gibt ihnen Essen und Trinken: nun fordern sie den Hausherrn. Goethe, der bisher in seinen beiden Zimmern unsichtbar

geblieben, erscheint im Nachtrock mit einem Licht auf der Treppe, er fragt sie, ob sie nicht alles erhalten hätten, was sie billigerweise verlangen könnten. „Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schien auch ihnen Respekt einzuflößen“, höflich schenken sie ein Glas ein und ersuchen ihn, mit ihnen anzustoßen. „Es geschah auf eine Weise, die jeder Unbefangene den Umständen gemäß und seiner nicht unwürdig erkannt haben würde“, berichtet Riemer. Dann zieht sich Goethe zurück.

Doch wie er fort ist, fangen die Beiden, vom Kampf und vom Weine berauscht, nur heftiger an zu toben, fordern Betten, und da es keine mehr gibt, stürzen sie in Goethes Zimmer hinauf und dringen mit der Waffe auf den Wehrlosen ein. Sie hätten Goethe getötet oder verwundet, zwei betrunkene Tirailleure in der Nacht nach der Schlacht von Jena.

Da springt Christiane über die rückwärtige Gartentreppe hinauf, sie hat sich einen ins Haus geflüchteten Mann mitgebracht, sie wirft sich selbst dazwischen: mit übermenschlicher Kraft des Augenblicks, unterstützt von dem Manne, verjagt sie die beiden Soldaten und riegelt sich und Goethe gewaltsam ein. Fluchend stolpern die betrunkenen Gesellen die breite italische Freitreppe des stillen Hauses hinunter, werfen sich in die Betten, die für den Marschall und die Seinen noch unberührt stehn, und als der Adjutant bei Tagesanbruch endlich eintrifft, jagt er sie mit der flachen Klinge hinaus.

Goethe, waffenlos und ohne Gegenwehr, ist von seiner Freundin gerettet worden, nie hat diese Tat ein Bericht bezweifelt. Der geistesgegenwärtigen, tapfern, liebenden Christiane Vulpius verdankt die Welt wahrscheinlich die letzten 25 Jahre des Genius, in denen Diwan und Wahlver-

wandtschaften, Pandora, Wahrheit und Dichtung, der zweite Meister und der zweite Faust entstanden.

Wieder hat Goethe in einer kurzen Krisis bewegungslos, ganz als ein Leidender gestanden. Kaum ist sie vorüber, am andern Morgen beginnt ein neuer Aufschwung seine Seele dankbar zu erfüllen. Die Gefahr ist vorbei, für die Sicherheit des deutschen Dichters sorgen schon am nächsten Tage die Marschälle der französischen Revolution, ihr Schutzbrief weist ihn aus, als „homme reconsidérable dans toutes les acceptions du mot". Denon, Generaldirektor der Pariser Museen, der Napoleon begleitet und Goethe aus Venedig kennt, nun sein Gast, läßt ihn und Wieland gleich porträtieren.

Indessen ist Goethe für seine Freunde unermüdlich, nach Jena schickt er ein Blatt mit 12 Namen, auf dem die nicht Geflüchteten sich einzeichnen sollen. An Meyer: „Sagen Sie mir, womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd p. p. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien?" Alle seine Billette sind von festem, männlichem, sogar heiterem Tone. Zugleich an ein paar Freunde ein paar Zeilen, die gleichlautend anfangen: „Wir leben!" An Knebel schickt er Wein, an Andre Geld, an den Herzog schreibt und zerreißt er mehrere Briefe, und der, den er schließlich, nach vielen Wochen erst, abschickt, ist ganz im unbefangen-lockern Tone sehr vergangener Zeiten gehalten, nichts ist mehr Form, nichts Pedanterie, alles geht durcheinander, was der Herzog wissen muß: daß seine Residenz heil geblieben, und was Goethe wichtig ist: daß der Park nicht gelitten hat — und daß die Leute nach dem ersten Schrecken schon wieder gemein werden! Dringlich bittet er Denon, für Jena zu wirken, in dessen Akademie man ein Stück seiner Lebensarbeit schützen würde.

Stimmung und Ton sind durchaus gehoben: Paris ist zu Goethe gekommen, das Kaiserreich sitzt bei ihm zu Gaste, er fühlt das Ganze als höchst interessanten Moment.

Doch peinlich wird wie in stillsten Zeiten das Tagebuch weitergeführt, und nirgends wirkt es drolliger in seiner Pedanterie, seiner gewollt kleinbürgerlichen Grandezza, als in diesen Tagen der Schlacht von Jena — ja, man muß sich zwingen, nicht zu vergessen, daß hier jede Eintragung den Ereignissen jedes Tages folgt. Da ist es, als faßte Goethe die Weißglut dieser Stunden mit einer großen Zange an, um sie in seinem kalten biographischen Bade unschädlich zu machen:

„14. Oktober. Früh Kanonade bei Jena, darauf Schlacht bei Kötschau. Deroute der Preußen. Abends um 5 Uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um 1/2 6 Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück . . 15. Marschall Lannes im Quartier . . 16. Lannes ab. Gleich darauf Marschall Augereau. In dem Intervall die größte Sorge . . Mit dem Marschall gespeist. Viele Bekanntschaften . . 17. Marschall Augereau ab. 18. Denons Ankunft . . Mit Denon bei der Herzogin. Zu Hause. Abends spät bei Hofe . . 19. Trauung . .“

Denn wie einst Goethe die Werther-Stimmung, seine Liebe zu Lotte, den Selbstmord des Jerusalem anderthalb Jahre in sich getragen hat, um dann erst durch ein neues rasches Erlebnis alles in sich zum Kristall zusammenschießen zu fühlen, und in wenigen Wochen den Werther herunterschrieb: so errafft er jetzt, nach dieser Nacht der

Lebensgefahr und der Errettung, auf einmal die Summe aller Wünsche und Pflichten, Hemmungen und Forderungen, mit denen er seit langen Jahren die Stellung der Freundin umkreiste, und ist 4 Tage später mit ihr getraut.

„Diese Tage und Nächte — schreibt er dem weimarischen Hofprediger — ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen: ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine . . Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort. Bitte! Goethe." Hat es Romeo vor dem Klosterbruder eiliger gehabt? Vielleicht hat ein Wort des Marschalls Augereau zu dieser Eile mitgewirkt: dieser soll nach einem recht glaubwürdigen Berichte Goethe beredet haben, zu solchem Schritte den Augenblick allgemeiner Verwirrung zu nutzen. Auch war kein Herzog da, den man doch immerhin hätte befragen müssen. Gewiß ist, daß Goethe in die Trauringe das Datum jenes Tages eingraben ließ, der ihn, zugleich mit seinem Fürsten und mit dem Lande seiner Pflichten und Freuden, fast hatte untergehen sehn.

Am Sonntag nach der Schlacht von Jena ist Goethe in der Sakristei der Hofkirche mit Christiane getraut worden, im 19. Jahr ihrer Gemeinschaft, unter der Zeugenschaft ihres 17jährigen Sohnes und seines Hauslehrers.

Alle Elemente seines seltsamen Lebensganges scheinen in diesem Augenblicke durcheinander geschüttelt: vollkommene Freiheit von Vorurteilen, nach langsamem Werden schneller Entschluß, Zutrauen und Dankbarkeit, Pflicht und Anstand stärker wirkend als Schein und weltlicher Vorteil, die Weltgeschichte als bloßer Prospekt eines höchst persönlichen Lebens — und doch wieder eine Hof-

kirche und ein Hauslehrer. Nur der große Heide muß verstummen und sich um eines bürgerlichen Effektes willen für einige Augenblicke in die Kirche begeben. Aber als wäre nichts geschehen, fährt das unerbittliche Tagebuch fort:

„19. Trauung. Denon kam zurück von Erfurt . . 20. Denon die Medaillen gezeigt . . Den Tag bei Hofe . . Abends bei Madame Schopenhauer. Brief an Herrn Cotta . ."

Entschlossen tritt er vor seine Frau. Seinen Haus- und Geschäftsfreunden stellt er sie mit den Worten vor: „Sie ist immer meine Frau gewesen." Der Herzog und Knebel schreiben ihm freundlich, einige Damen entdecken plötzlich, Christiane sei so gut wie alle andern. Frau Schopenhauer tut am ersten Abend, was sie kann, um Christianens Eintritt in die Gesellschaft zu erleichtern, Goethe aber sagt gleich vor allen zu einer der adligen Damen: „Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freude zu danken habe"! Und als eine Zeitung schreibt, Goethe habe sich unter dem Kanonendonner von Jena mit seiner Haushälterin trauen lassen, weist er dies officiös an Cotta als unanständig zurück; im Konzept aber stehen diese stolz-drohenden Worte: „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten. Soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ' es noch."

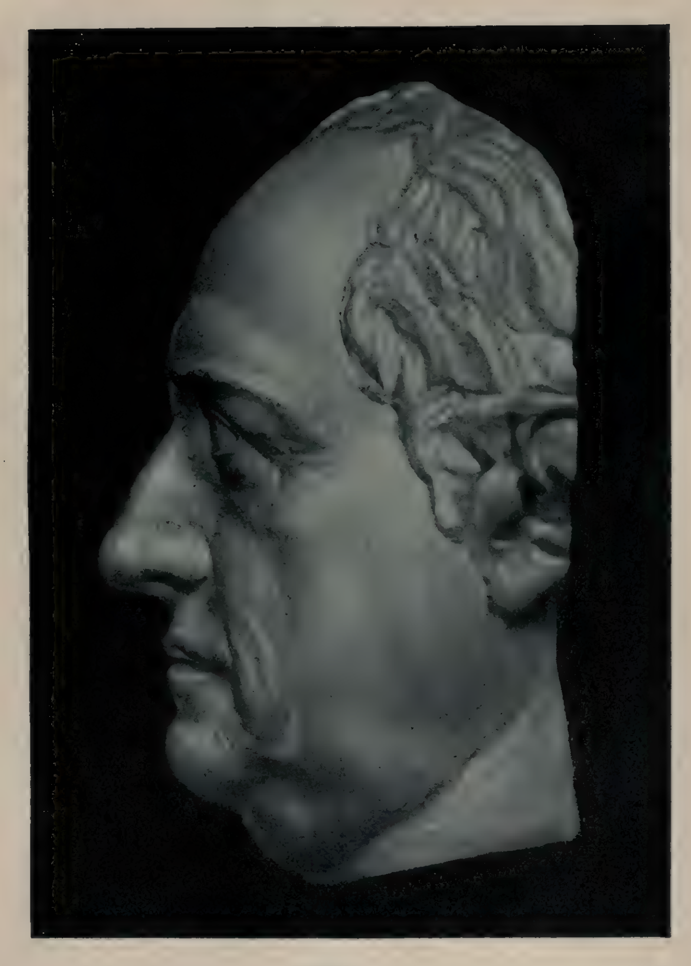
In jener Nacht hat Goethe zum fünften Male den Tod dicht vor sich gesehn. In der Jugend fühlte er sich durch mystische Mittel gerettet, auf dem Segler bei Capri erwartete er wie ein Dichter träumend sein Schicksal, im

Kugelregen kontrollierte er wie ein Forscher seinen Pulsschlag, dann hat er einen Tag nach der Krise im Tagebuch den „höchsten Moment“ seiner Krankheit statuiert. Nun stand er wehrlos, nackt gleichsam vor den betrunkenen Boten der Gewalt und ließ sich von einer Botin jenes Geschlechtes retten, dem er ein Leben lang diente.

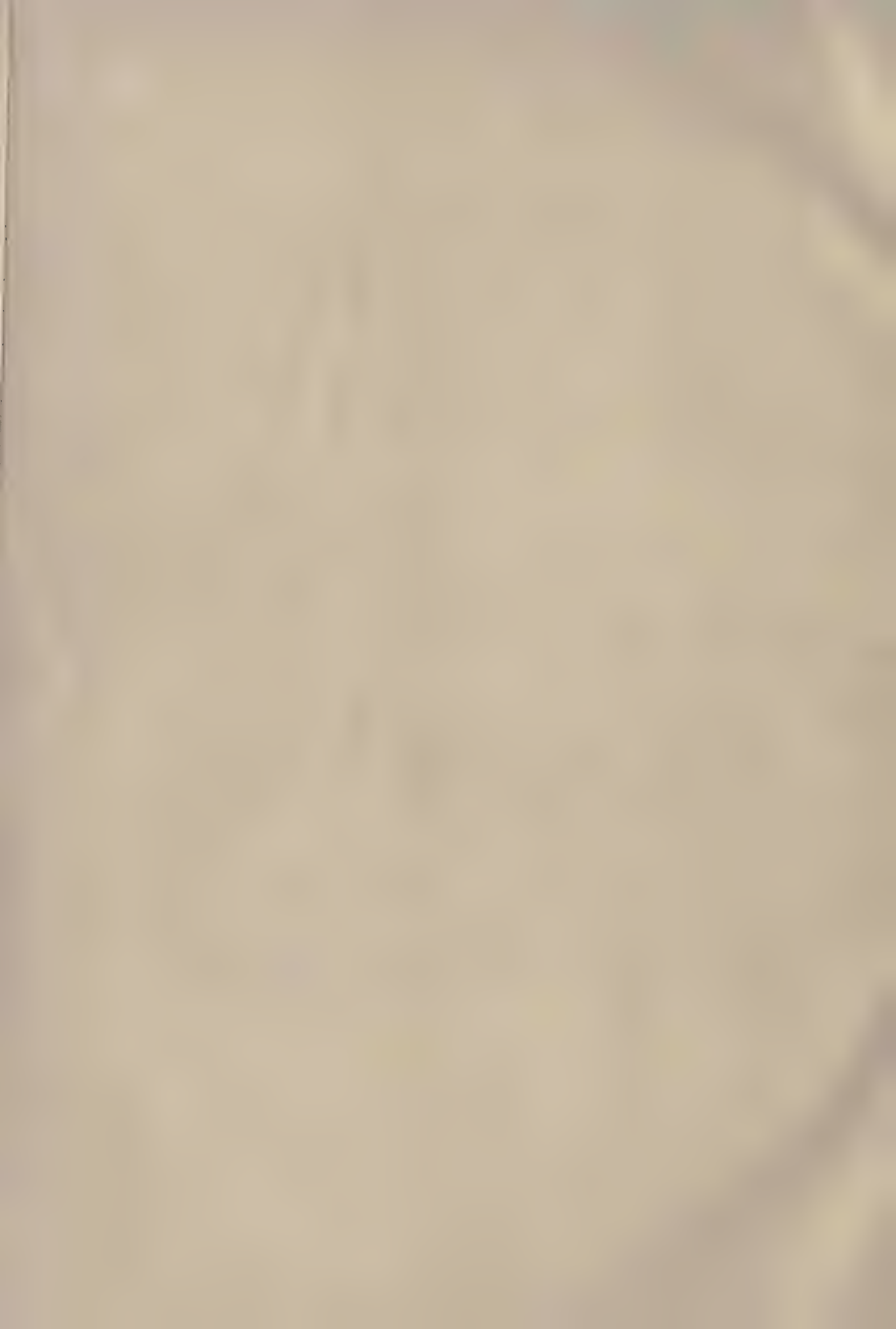
Immer aber gab ihm der Anblick des Todes — seiner Freunde und seines eigenen — nur neue Lebenskraft! Nun eilt er mit seinen Arbeiten, schickt gleich für 3 Bände die immer verzögerten Handschriften an Cotta, denn „die Tage des Zauderns sind vorbei, die bequemen Stunden, in denen wir uns mit Hoffnung schmeichelten, unsre Versuche zu vollenden und was wir nur entworfen hatten auszuführen“.

Hört man den neuen Ton? Der Zögernde, der Bürger, vom feurigen Atem des eilenden Lebens werden sie überhaucht, und es ist, als meinte Goethe nicht nur seine Fragmente, als ahnte ihm, daß sich solchem gewaltig aufstrebenden Lebensdrang auch neue Werke groß entwirken werden.

Die lange Wanderung in der Hochebene endet. Goethe steht dicht vor seiner höchsten Epoche.



58jährig



ZEITTAFEL

7. Kap.	1786—88	Italien.
	1786	29. Oktober: Rom. „Iphigenie."
	1787	Februar bis Juni: Neapel, Sizilien. „Nausikaa." „Egmont" beendet. Trippels Büste, Tischbeins Portraits.
8. Kap.	1788	April bis Juni: Rom bis Weimar. 18. Juni: Heimkehr. Christiane. „Römische Elegien."
	1789	„Tasso" beendet. Weihnachten: Geburt Augusts.
	1789 bis 1832	Freundschaft mit Heinrich Meyer.
	1790	Kultur-Minister. „Metamorphose der Pflanzen." „Faust" als Fragment. „Venezianische Epigramme." Venedig. Schlesien. Galizien.
	1791 bis 1817	Direktion des Hoftheaters.
	1792	Feldzug in Frankreich. Valmy. „Groß-Cophta."
	1793	„Bürgergeneral." „Aufgeregten." „Ausgewanderten." „Reineke Fuchs." Optisches. Mainz.
9. Kap.	1794 bis 1805	Freundschaft mit Schiller.
	1794	Schillers 14tägiger Besuch. „Horen."
	1795	„Wilhelm Meister." „Xenien."
	1796	„Hermann und Dorothea."
	1797	Balladen. 3. Schweizer Reise. „Euphrosyne." „Amyntas."
	1798	Farbenlehre. „Achilleis." „Propyläen." Neues Theater.
	1800	„Helena."
	1801	Krankheit. „Faust." Lavaters Tod.
	1802	„Natürliche Tochter."
	1803	Jenenser Unruhen. Herders Tod.

9. Kap.	1804	„Götz“ bearbeitet. „Winckelmann.“
	1805—32	Freundschaft mit Zelter.
	1806	Karlsbad. Geologisches, Farbenlehre. Eroberung Weimars. Lebensgefahr. Trauung mit Christiane.

GOETHE-BILDER

Seite

